In deutschen Landen.

Skizzen und Ferienreisen.

Von

Julius Rodenberg.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1874.

In deutschen Landen.

In deutschen Landen.

Skizzen und Ferienreisen.

Von

Julius Rodenberg.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1874.

Seinem lieben Freunde

Paul Lindau.

Ich widme dieses Buch dem „Deutschen Kleinstädter" zum Andenken an jenen Feldzug voll jugendlicher Keckheit und fröhlichen Humors, der keine Thräne verursacht außer der des Lachens und, während er durch einen Zug unwiderstehlich guter Laune die Feinde selbst versöhnte, bei dem Freunde ein Gefühl der Anhänglichkeit zurückgelassen hat, welches niemals erlöschen wird. Glänzendere Titel auf den Ruhm hat der Verfasser von „Maria und Magdalena" sich seitdem erworben; aus dem Mitarbeiter von ehedem ist der Chef einer wackern Heerschar auserlesener Streiter geworden, auf deren Banner, wie es sich in der Morgenluft entrollt, als wohlbekannte Devise leuchtet: „Die Gegenwart." Aber mir vor allem theuer ist der Namen-, Harm- und Rücksichtslose geblieben, und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht auch in Ihrem Herzen noch ein Echo jener Stimme lebte, welche die erste war, Sie zu begrüßen. Nehmen Sie daher als Gegengabe für Ihre „harmlosen Briefe eines deutschen Kleinstädters", welche Sie

mir zugeeignet, dieses Buch, auf dessen erstes Blatt ich Ihren Namen geschrieben habe, den Namen desjenigen, der sich mir zu jeder Zeit und unter allen Umständen als den besten der Kameraden und den treuesten der Freunde gezeigt hat.

Es ist übrigens keine neue Campagne, zu der ich Sie hiermit entbiete. Heimgekehrt von den Schauplätzen ihrer Siege sind unsere Armeen, und statt der Lorberkränze, deren Last und Fülle uns fast zu erdrücken drohte, werden wir uns fortan wieder mit dem Laube der Eiche und dem Grün der Linde begnügen. Wie der Landmann und der Bürger darf auch der Schriftsteller aufs neue sich seiner selbstgewählten Aufgabe weihen, und welche von allen könnte schöner sein, als dieses unser Vaterland unter den Segnungen des Friedens und der Zufriedenheit zu betrachten? Zu einer solchen Betrachtung lade ich Sie ein. In seinen einzelnen Stücken entstanden unmittelbar vor oder nach jenen großen und entscheidenden Ereignissen, welche keine Seite des deutschen Lebens unberührt gelassen haben, sollte dieses Buch nach meiner Absicht einige von den verschiedenartigen Reflexen wiedergeben, die sich dem ersten Blicke auf der Oberfläche zeigten, und die mannichfachen Uebergänge andeuten, unter welchen wir aus dem Zustande stürmischer Erregtheit zur Ruhe zurückgelangt und in den vollen Sonnenschein einer reichern und beglücktern Existenz hin-

ausgetreten sind. Zu verfolgen, wie dieses Bewußtsein sich gleichmäßig über alle deutschen Lande verbreitete, wie es in der Werkstatt und der Hütte sich äußerte und in Ernst und Scherz Gestalt gewann; wie es in dem übermäßigen Luxus unserer Parvenus fast zur Caricatur verzerrt ward und in dem Unwillen einer besonnenern Mehrheit und jener Mildherzigkeit, welche dem gesteigerten Elend der Großstadt zu Hülfe eilte, ein wirksames Correctiv schuf; wie es in seinem natürlichen Fortschritte selbst da nicht stillstand, wo man ihm widerstrebte, sondern auch den schwierigen Boden neuer Verhältnisse langsam für sich gewann, indem es auf allen Gebieten geistiger und materieller Thätigkeit einen früher kaum geahnten Aufschwung hervorrief: das war mein Thema. Denn unsere politische Macht und Größe, so sehr sie uns mit einem gerechtfertigten Stolz erfüllt, wäre dennoch zu theuer erkauft, wenn durch sie nicht zugleich alles erhöht worden sein sollte, was wir in einem nationalen Sinne unser eigen nennen. Aber in dem Frühling deutscher Herrlichkeit, welcher nunmehr angebrochen, reckt und dehnt sich unser ganzes Sein; ein Strahl des Lichtes, welches uns wärmt und den Ausblick in die Zukunft vergoldet, fällt sogar auf die Vergangenheit zurück, mildert unser Urtheil über manches, was sie Betrübendes bot, und läßt alles Hohe, Schöne und Gute, was sie hervorgebracht, in einem hellern Glanze leuchten. Es ist, als ob wir erst jetzt der überlieferten Schätze deutscher Kunst, Dichtung und Wissenschaft recht werth

geworden; erst jetzt, nachdem wir sie mit unserm Blute vertheidigt und neugewonnen, sie ganz unser nennen und ihrer froh werden dürften.

Einem Einwurfe jedoch, der mir von unberufener Seite sonst vielleicht nicht erspart werden dürfte, will ich gleich hier begegnen. Ich möchte mir's nämlich um alles in der Welt nicht in usurpatorischer Absicht deuten lassen, daß ich unter diesen Voraussetzungen von „böhmischen Städten" spreche, als ob ich in irgendwelcher Weise zu Deutschland rechnen wolle, was nach dem Willen der Czechen nicht einmal zu Oesterreich gehören soll. Nein, nur ein Heimatsgefühl für das, was deutsch ist in diesen Städten, konnte mich bestimmen, sie gleichsam an die Grenze meines Buches zu stellen zum Zeugniß dessen, daß wir ein Element geistigen und sittlichen Zusammenhanges anerkennen, dessen Schicksalen wir niemals gleichgültig zuschauen werden und dessen Triumph uns einen wohlbegründeten Anlaß zur theilnehmenden Freude geben wird. Geht doch dieses Empfinden, über die Grenzen der beiden Reiche selber, hinüber und herüber; neidlos sieht der ältere Bruder den jüngern wachsen und gedeihen, und wie könnten wir, die wir eben in dem gastlichen Wien unvergeßlich schöne Tage gelebt haben, ihm besser danken als mit dem Wunsche, daß beide, wie jetzt am Tage des Festes, so auch — wenn er je kommen sollte — zusammenstehen möchten am Tage der Noth!

Lieber Freund, Sie kennen meine Vorliebe für alte Bücher. Da habe ich nun an einem Abend, in einem derselben blätternd, einen wunderlichen Heiligen kennen gelernt — einen deutschen Dichter Namens Paulus Melissus Schedius, der ein sehr unstetes Wanderleben geführt. Geboren im Jahre 1539 in einer kleinen Stadt Frankens, war er bald da, bald dort; bald in Wittenberg, Erfurt und Jena (es sollte mich wundern, wenn er nicht auch einen Abstecher nach Eisenach gemacht), bald in Leipzig, Prag und Wien. Ueberall war er zu Hause, überall war er bekannt; aber nirgends gefiel es ihm auf die Dauer. Umsonst, daß Kaiser Ferdinandus primus ihn als seinen „poeta laureatus“ krönte; umsonst, daß der Bischof von Würzburg ihn an seinen Hof berief, wo es doch trefflichen Bocksbeutel gab. Deutschland ward ihm zu eng, und Ihr Namensvetter Paulus versuchte es demgemäß mit Italien, mit Frankreich und zuletzt mit England. Aber nicht einmal die jungfräuliche Königin Elisabeth, der er zu Richmond seine Gedichte überreichte — „Pauli Melissi schediasmata poetica“ —, vermochte den flüchtigen Gesellen zu fesseln; er riß sich los — ob blutenden Herzens, weiß ich nicht; aber nach allen Städten, die er gesehen, und allen Ländern, die er durchstreift, kehrte er zurück in seine deutsche Heimat, und dort ist er in demselben Jahre und nur einen Monat früher als seine englische Gönnerin, am 3. Februar 1603, gestorben. Von die-

sem Manne hab' ich ein Gedicht gefunden, welches folgendermaßen anhebt:

Hin und wider, auff und ab
Vil Land und Leut durchreiset hab:
Zu bekommen Lehr und Verstand,
Auch frembder zungen sprach.
Geduldet hab manch ungemach;
Umbsonst ist vil unkosten angewand:
Gethan mirs wol hats Vatterland.

Ja, du mein armer Paulus Melissus — was die „Unkosten" betrifft, die müssen wir freilich selber tragen; aber es ist doch gut, daß wir zuletzt noch ein „Vaterland" haben, welches uns treu bleibt, wenn wir ihm nur treu geblieben.

Somit Gott befohlen, lieber Freund, und auf Wiedersehen in Berlin!

Eisenach, am 31. August 1873.

Julius Rodenberg.

Inhalt.

Seite

Vorwort VII

I. Berliner Skizzen.

Weihnachten im Kriege (1870) 3
Mein Freund, der Gründer (Sylvester 1871) 16
Der Frostriese (1873) 33
Weihnachten unter den Krüppeln (1872) 47
Literarisch-artistische Studien in den Hinterstuben.
  1. Die Bücher meines Bedienten (1870) 65
  2. Die Tücher meines Bedienten (1871) 74
Tinglingling (1872) 83
Die musikalische Nachbarin (1872) 94
Alte Häuser in Berlin (1872) 103
Burgstraße Nummer Sieben (1873) 114
Berlin im Sommer. (1872.)
  1. Sonntag vor dem Landsberger Thore 128
  2. Blauer Montag in der Hasenheide 138
  3. Spaziergang nach Tempelhof 152

II. Ferienreisen.

Ein Frühlingstag in Ilmenau (1869) 167
Wanderungen im Lande der Welfen (1871) 187

Seite

Blätter aus dem Elsaß. (1871.)
1. Straßburg ein Jahr nach der Capitulation . . 216
2. Vogesenfahrt 225
3. Eine Nacht in Pfalzburg 236
4. Heimkehr aus Elsaß-Lothringen 256
Ein Streifzug nach Baiern. (September 1872.)
1. Bamberg 267
2. Nürnberg 278
3. Regensburg 292
Böhmische Städte.
1. Eger (Mai 1871) 311
2. Karlsbad (Mai 1871) 323
3. Prag (April 1873) 359

I.

Berliner Skizzen.

Weihnachten im Kriege.

(1870.)

Ein scharfer Nordost treibt die Schneeflocken an meinem Fenster vorüber. Der Himmel ist trüb und grau, die Kälte bitter, die Straße leer. Niemand, der nicht muß, wagt sich hinaus. Das ist solch ein Wetter, um Weihnacht zu feiern, um es sich traulich zu machen am Ofen, den Jubel fröhlicher Kinder zu hören und den Duft von frischen Tannenbäumen einzuathmen. Aber ach! — wer mag diesmal Weihnacht feiern in deutschen Landen? Haben wir in Berlin doch kaum Tannenbäume gehabt! Wohl stehen unsere Forsten voll davon wie in den andern Jahren; aber unsere Eisenbahnen waren mit Kranken, mit Verwundeten, mit Gefangenen, mit kriegerischen Transporten aller Art befrachtet, und da blieb kein Platz für das friedliche Wintergrün, mit welchem sonst auch der Aermste unter uns seine bescheidene Heimstätte weihnachtlich geschmückt. Diesmal war der Christbaum ein Luxus, den nur die Reichen sich gönnen durften; und fröhliche Weihnacht — wer hätte sie feiern können, während ein jeder von uns einen Freund oder einen Bruder draußen weiß unter den Waffen, den Gefahren, der Kälte, der Ungastlichkeit des feindlichen Bodens ausgesetzt? Nein, das ist keine Zeit, um Feste zu feiern; die Weihnachtsglocken läuten und rufen zu den Kir-

chen; aber daheim, an den freudlosen Herden fließen die Thränen, und all unsere Gedanken sind weit, weit weg bei den Vorposten. Und weiter noch wandern meine Gedanken, über die Vorposten hinaus, nach Paris hinein — armes Paris, das immer so lustig war um diese Zeit zwischen Weihnacht und Neujahr, die Zeit der ausgesuchtesten Süßigkeiten bei Siraudin und Masson, der Opernhausbälle, der Etrennes! . . .

Es sind jetzt vier Jahre, daß ich an dem Tage vor Weihnachten nach Paris kam. Niemals hatte die große, die reiche Stadt, die Stadt, deren Gastfreundschaft wir alle schon genossen, einen angenehmern und behaglichern Eindruck auf mich gemacht. Die Läden, die Magazine glänzten von allen Herrlichkeiten, welche zu sehen schon ein Gefühl der Annehmlichkeit gab. Auf dem Marsfelde waren Tausende von Arbeitern beschäftigt, den zweiten Industriepalast zu errichten „zum friedlichen Wettkampfe der Völker", wie es hieß, „zur Verbrüderung der Nationen". Man war heiter überall und voll guten Vertrauens in die Zukunft. Man hatte mir an der Grenze keinen Paß abverlangt und mein Gepäck kaum visitirt. Man hatte nur nach meiner Nationalität gefragt, und das Wort „Prussien" übte, wie ich mir einbildete, einen sympathischen Zauber. „Merci, Monsieur", hatte der Officiant gesagt, indem er mit der Hand am Dreispitz die militärischen Honneurs machte zum Zeichen, daß ich passiren könne. Man träumte von der „civilisatorischen Macht der Ideen", und ich träumte mit. Man rüstete sich zum Empfange der Monarchen und Völker Europas, welche dem großen Friedensfeste auf dem Marsfelde beiwohnen wollten. Man sprach von einer Invasion, welche das Gold beider Welten nach Paris bringen und in Paris dafür das Vergnügen, die Concerte,

die Bälle, „die Herzogin von Gerolstein“ und Theresa haben sollte. Das Wetter war milde für die Jahreszeit, fast frühlingsartig. Auf den Blumenmärkten waren Blumen, im Bois waren Equipagen und Reiter, vor den Cafés auf den Boulevards saßen Menschen bis spät in die Nacht, und die Pariserinnen trugen „Tocques“, die ihnen ganz allerliebst standen.

Mein Gott, wie kurzsichtig sind wir Menschen! Oder gleichen wir nur dem Vogel Strauß, der, wenn eine Gefahr droht, sie nicht sehen will?

Gestern, als durch die hereinbrechende Dämmerung und den Frost aus den Fenstern der gegenüberliegenden Häuser, spärlich genug, hier und dort ein Weihnachtslichtchen glänzte, dachte ich an den Weihnachtsabend vor vier Jahren in Paris. Es gibt dort keinen Christabend wie bei uns; aber mich, nachdem ich den ganzen Tag in den Straßen umhergeschweift, ergriff bei dem Dunkelwerden eine eigenartige Sehnsucht, und ich ging die Seine hinauf zur Notre-Dame und trat dort ein. Es war Vesperzeit, und die Kathedrale war ganz finster bis auf die Kerzen, die auf dem Hochaltar brannten, und das bunte, schimmernde Radfenster, in welchem der letzte Schimmer des Tages verglühte. Welch eine magische Beleuchtung! Und nun in ihren tiefen Tönen begann auch die Glocke — dieselbe Glocke, welche vor vielen hundert Jahren Quasimodo geläutet —, und ein liebliches Gesicht von unaussprechlicher Schönheit und voll stummer Qual tauchte bleich aus dem Schatten empor und schien mit dem Finger nach einem Gange zu deuten, der in den Thurm führte — wunderbar belebten sich diese hohen, diese ehrwürdigen Räume, während das Licht auf dem Altar immer heller ward und das Licht im Fenster immer dunkler, bis es endlich ganz erlosch, aber nur für

einen Augenblick, um nun auf einmal in einem silbernen Glanze zu schimmern; es war der Mond, der hindurchschien und mit langen, dünnen, geisterhaften Strahlen sich einen Weg durch die Nacht der Kirche suchte. Da war mir, ich hätte die Poesie Victor Hugo's niemals stärker empfunden als hier, auf seinem eigenen Boden sozusagen, in dieser Kathedrale, die seinem schönen und berühmten Werke ihren Namen gegeben . . . Notre-Dame, Esmeralda! Und vier Jahre sollten hingereicht haben, um auch deinen Zauber zu zerstören?

Als ich heraustrat, da leuchtete die Façade des gewaltigen Baues wie transparent von dem Scheine des Mondes, und die Figuren des Jüngsten Gerichts über dem Hauptportal schienen zu zittern von dem sie berührenden Lichte. Doch ringsumher, über den Strom, die Brücken und die Kais entlang, schlangen sich schon jene Flammenguirlanden, jene schimmernden Kränze, die zu schweben scheinen wie Stern an Stern, jene graziösen Linien von Laternen, die, den Windungen der Straßen und des Stromes folgend, hier in zahllosen Reihen zierlich nebeneinander leuchten und dort sich zu feurigen Knoten riesenhaft zusammenschürzen. Ueber die herrlichen Plätze, durch die prächtigen, gedrängt vollen Straßen ging ich zurück nach den Boulevards, dem Boulevard des Italiens, dem Grand Hôtel, wo drei Freunde mich erwarteten. Der eine von ihnen war der pariser Correspondent einer unserer größten norddeutschen, der andere der einer süddeutschen Zeitung; der dritte, Franzose von Geburt, von Berlin her mir wohlbekannt, war eben in die Redaction eines sehr einflußreichen Journals eingetreten. Wir hatten ein fröhliches Diner im Grand Hôtel verabredet, und es war fröhlich; ich entsinne mich dessen noch so gut. Ich sehe den strahlenden

Saal vor mir, indem ich dies schreibe; die glänzenden Tafeln, die vergnügten Gesichter, die reizenden Toiletten. Und ich sehe uns vier dasitzen und meine jedes Lachen noch hören zu können und jedes Anklingen der Gläser. Mein französischer Freund schwärmte von Berlin und mein norddeutscher von seiner Braut, die er zum Frühjahre heimzuführen gedachte, von dem hübschen Hause mit Garten, das er in Asnières schon gemiethet; von tausend schönen Dingen sprachen wir. Wer von uns damals hätte ahnen können, was nach vier Jahren aus diesem palastartigen Grand Hôtel, aus diesem luxuriösen Speisesaal, aus diesen mit allen Kostbarkeiten der Saison beschwerten Tafeln, aus diesen Gaskronen, aus diesen lachenden, glücklichen Menschen, aus uns selber geworden wäre! — Doch das ist sehr, sehr traurig.

Für meinen süddeutschen Freund fühlte ich ein ganz besonderes, eigenthümliches Interesse. Nicht sehr sympathisch war er mir. Seine Stimmung war vorwiegend eine düstere, er hatte einen starken Zug von Mistrauen in sich und war in einem seltenen Grade empfindlich. Dennoch zog er mich ungemein an. Es gab Momente, namentlich bei Tische, in denen er ganz außerordentlich liebenswürdig sein konnte. Niemand verstand sich besser darauf, ein Menu zu entwerfen; er kannte genau die Specialitäten der Saison sowol als die Häuser, in denen man sie am besten erhielt. Er war ein Gourmand, jedoch aus der Schule von Brillat-Savarin, die, wie man weiß, ihren Adepten einen Anflug zugleich von Humor und von Wissenschaftlichkeit verleiht. Er neigte überhaupt zu dieser Auffassung des Lebens und war gründlich in allem; gründlich, wenn er den Salat mengte, gründlich, wenn er einen Artikel schrieb, gründlich sogar, wenn er sich einen Scherz erlaubte.

Er war der Verfasser jener notorischen Ente, die damals gerade ihren Rundgang durch so ziemlich alle Blätter machte, daß nämlich gleichzeitig mit der Ausstellung von 1867 in Paris sich ein großer Sanhedrin aller Rabbinen der Welt versammeln würde, um über die Abschaffung der jüdischen Speisegesetze zu beschließen und den Genuß von Schweinefleisch zu erlauben. Welch ein Geschrei erhob sich hierauf in den Zelten Jehuda's! Welche Proteste von Groß-, Land- und See-Rabbinern! Außer bei Tisch waren es besonders die Reminiscenzen der Vergangenheit, in denen mein Freund sich wohl und heimisch fühlte. Wir machten daher gemeinschaftlich manch eine Wanderung zu den Resten des alten Paris, welches er, nicht ohne häufige Verwünschungen gegen Haußmann, vor seinen Augen gleichsam hinschwinden sah. Vom Kaiser sprach er in gemäßigtem Tone; aber den Vicekaiser haßte er mit einer Bitterkeit ohnegleichen. Er liebte Paris und die Pariser, Frankreich und die Franzosen; er sowol wie unser anderer Freund, der Bräutigam von Asnières. Denn sie hatten lange Jahre hier gelebt, hatten beide viel Angenehmes hier gefunden, der eine, wie gesagt, eine Braut, der andere die guten Restaurants, die alten Schlösser und Baudenkmale, die nirgends prächtiger und zahlreicher sind als in der Umgegend von Paris. Dahin begleitete er mich denn auch Tag für Tag. Wir besuchten zusammen die Kathedrale von Saint-Denis, in welcher die Könige von Frankreich begraben waren, bis die Revolution kam und sie herausriß und ihre morschen Knochen in die Winde streute. Wir gingen nach Saint-Germain und saßen dort zusammen vor dem Grabe Jakob's II., des letzten Stuart-Königs, der in der Verbannung gestorben. Wir dachten über das Schicksal der Könige nach, ohne zu bedenken, daß es auch die

Völker einmal ereilen könne. Wir stiegen hinauf zur Terrasse, dort, wo jetzt unsere Truppen lagern und unsere Kanonen stehen. Damals war es einsam, ja todtenstill dort. Die Gärten, die Wirthshäuser, in denen es, solange das Laub grün ist und die Blumen blühen, von lustigen Parisern wimmelt, waren leer, zum Theil geschlossen. Düster stand zu unserer Seite das alte Schloß, die Seine ging durch ein ödes Thal dahin, und gegenüber lagen Argenteuil, Saint-Denis, der Montmartre, das Fort Valérien und das Dorf Rueil — Namen, damals vor vier Jahren ohne Bedeutung, ja fast ohne Interesse für mich, indem mein Freund sie mir nannte. Ganz zur äußersten Rechten waren, halb im Nebel begraben, die Wälder von Versailles. Für Versailles hatten wir uns einen ganzen Tag genommen und zwar den letzten des Jahres. Dieser Tag mit all seinen Einzelheiten steht noch so deutlich vor mir, als ob er gestern gewesen. Es war ein Tag, wie wir ihn bei uns allenfalls im Herbste haben, düster, melancholisch, aber sehr milde. Wie still, wie gänzlich ausgestorben war dieses Versailles im December 1866! In den langen, geraden und breiten Straßen, Avenuen und Boulevards war kaum ein Mensch zu sehen, kein Wagen zu hören, und viele von den prächtigen Häusern schienen gänzlich unbewohnt: die Thüren gesperrt, die Läden vor den Fenstern verriegelt — wie Sommerhäuser, wenn die Gäste fort sind. Man fühlte sich als außerhalb der Welt und wanderte, nachdem man eben das volkreiche Paris verlassen, wie von allen Menschen entfernt. In dieser völligen Einsamkeit erwachte mein Freund zu großer Lebendigkeit; über den Schauplätzen der Vergangenheit lagerte das tiefste Schweigen, aber sie selber sprachen mit ihm, und er sprach mit ihnen. Er war hier zu Hause unter den alten Erinnerun-

gen. Er führte mich zuerst nach dem Ballhause, wo, wie man sagen kann, die Revolution von 1789 geboren worden ist; jetzt wie damals ein düsteres Gebäude, gelegen in einer Seitengasse, die Fenster vergittert, die Wände kahl, durchaus verlassen. Ein Orgelbauer hatte seine Werkstatt darin, als wir es besuchten. Wie merkwürdig dieses Versailles, als ob es von der Vorsehung auserlesen wäre, die größten Wandlungen zu schauen, die jemals in der Geschichte gewesen, alle Höhen und Abgründe derselben, Anfang und Ende! Dicht neben dem höchsten Glanze des Absolutismus die Revolution, welche diesen in Trümmer schlug; hier, in den weiten Höfen, einst die prachtvollen Auffahrten Ludwig's XIV. und dann der Tummelplatz der wilden Horden aus den Vorstädten von Paris, die Ludwig XVI. gefangen nahmen, „den Bäcker, die Bäckersfrau und den Bäckerjungen". . . . Und das alles so schweigsam — schweigsam damals, vor vier Jahren, nicht heute. Denn abermals hat Versailles dicht nebeneinander, durch nicht mehr als drei Monate getrennt, das Ende eines Kaiserreiches und den Anfang eines andern gesehen — das Merkwürdigste vielleicht von allem, was jemals in Versailles geschehen. An dieser Stelle, wo die Revolution gegen die Gitter des Schlosses pochte, steht die Wiege des neuen Deutschen Kaiserthums! . . .

Schweigend hierauf gingen wir durch die langen Galerien und hallenden Säle, deren Wände mit der ganzen „Gloire" Frankreichs bedeckt sind, jenen berühmten Schlachtgemälden, von den Kreuzzügen, den Tagen Gottfried's von Bouillon angefangen bis zu Magenta und Solferino. „Wie müssen diese glänzenden Farben, diese leuchtenden Bilder voll Kraft, Schönheit und Tapferkeit auf die Herzen der Franzosen wirken und sie für ihre Geschichte und die Zu-

kunft begeistern!“ rief mein Freund aus.... Ja wohl, die Zukunft! Was nennen wir so? Zuweilen sind es hundert Jahre, zuweilen nur vier. Damals zu denken, daß nach vier Jahren in diesen Ruhmeshallen die Bezwinger der „belle France“ lagern und all diese Helden von der Krim und Italien in deutscher Kriegsgefangenschaft sein würden! ... Laßt uns fortan mit Ehrfurcht von der Zukunft sprechen als von etwas sehr Göttlichem. Sie steht dunkel vor uns wie das Verhängniß.

Zuletzt besuchten wir das große Trianon, welches die Maintenon, dann die Kaiserin Josephine, dann Louis Philipp und die gute Königin Amalie bewohnt hatten, und den Beschluß machten wir mit dem kleinen Trianon, diesem Lieblingsaufenthalte von Marie Antoinette. Der Himmel, welcher bisher einförmig grau gewesen war, erhellte sich nun am späten Nachmittage, und das Abendroth flammte noch einmal auf über den Wäldern, als wir durch die Zimmer schritten, in welchen die Tochter Maria Theresia's so glücklich gewesen war. Ich erinnere mich, in dem, was einst ihr Boudoir gewesen, eine Uhr auf dem Kamine gesehen zu haben, welche noch ging. Diese Räume wurden damals noch ganz in der Weise gehalten, wie sie zu den Zeiten Marie Antoinettens waren; sogar die Uhr wurde regelmäßig aufgezogen von einem Uhrmacher, der wöchentlich zu diesem Zwecke aus Paris kam. Das Klopfen dieser Uhr war der einzige Laut in dem todtenstillen Hause — wie das Klopfen eines Herzens. So ging sie, ging sie Tag und Nacht, doch man konnte den Fortschritt der Zeit auf ihr nicht bemerken; denn auf dem Zifferblatte waren die Zahlen verwischt, und einer von den Zeigern hing lose, bewegungslos herab. Ein Ton war in der Natur, den ich schwer beschreiben kann; etwas Sanftes,

Klagendes, wie wenn man Abschied nimmt. Ein Rasenteppich spannte sich vor unsern Blicken aus, so grün, wie man ihn bei uns um diese Jahreszeit nicht sieht. Der westliche Himmel spiegelte sich im Wasser und färbte die düstern Bäume, welche am Rande desselben standen, die Pinien und die Fichten. Die Melancholie des Abends sank herab, und Frieden war im Garten Marie Antoinettens, als wir ihn verließen und durch eine breite Allee zu den Platanen wandelten, unter denen „La Ferme" liegt, die berühmte Meierei der Königin. An dem Moosdache hing das letzte Licht, und in dem fast hundertjährigen Epheu, der die Mauern bekleidete, flüsterte der Wind. Die Silberpappel rauschte, die laublosen Bäume zeichneten sich fein vom Himmel ab, der Weiher glänzte gelb, und zwei Schwäne schwammen geräuschlos darüber hin. Die Wintervögel zwitscherten, und der Schritt eines Postens, der weit weg in einem Friesmantel vor dem Schilderhäuschen auf- und abging, war das Einzige, was an die Gegenwart und die Menschen erinnerte.

Zwei Stunden später waren wir zurück in Paris, dem lustigen, lärmenden, sprudelnden. Die Boulevards schimmerten von der Madeleine bis zum Bastillenplatze in einem Meer von Gas, und das Wogen und Treiben auf ihnen war noch rauschender als sonst. Denn der Neujahrsmarkt stand im Flor, und diese lange Strecke von anderthalb Stunden war mit einer doppelten Reihe von Buden besetzt, vor denen die Käufer sich drängten. Da war alles zu haben, was ein Mensch gebrauchen oder einem andern schenken mag — Spielsachen für die Kinder, Galanteriewaaren für die Damen, Portemonnaies und Hemdenknöpfe für die Herren — Bilder berühmter Persönlichkeiten und unter ihnen überall: „Le roi Guillaume", „Le Prince-

royal de Prusse", der damals noch nicht „unser Fritz" hieß, und „Le comte de Bismarck". . . .

Wir vier, die wir während meines Aufenthalts in Paris unzertrennlich gewesen, hatten ein solennes Sylvestermahl verabredet und fanden es bei dem Restaurant Philippe in der Rue Montorgueil, der damals wegen seiner Gemüse und Früchte aus Algier, seiner Austern und seines guten Champagners berühmt war. Wir hatten von allem genug, freuten uns desselben und saßen bis Mitternacht. Als die Kaminuhr zu schlagen begann — ich mußte plötzlich, ich weiß nicht warum, an die Uhr in Klein-Trianon mit dem gebrochenen Zeiger denken —, erhoben wir uns, klangen, wie es gebräuchlich ist, mit den schäumenden Kelchen an, und siehe da! — das Glas unsers Freundes aus Süddeutschland zersprang, der Wein floß auf den Tisch, und die Scherben fielen zu Boden. Einen Augenblick herrschte Schreck und Schweigen. Man kann sich eine solche Situation wol denken. Dann suchten wir durch verdoppelte Lustigkeit den Eindruck zu verwischen, ein neues Glas wurde gebracht, und wir stießen an: „Auf das neue Jahr und viele gute Jahre!" Doch unser Freund, mistrauisch von Natur und dunkel in seinem Innern, stimmte nur zögernd mit ein; er leerte sein Glas, doch er wurde nicht recht froh mehr in jener Nacht.

„Das neue Jahr und viele gute Jahre!"

Soll ich nun dem Leser sagen, was aus den vieren geworden, die damals in der Neujahrsnacht beisammensaßen? Der eine, der Bräutigam, hat inzwischen seine hübsche, liebenswürdige Braut geheirathet und ist ein paar Jahre glücklich mit ihr in dem Häuschen von Asnières gewesen. Dann aber kam der Krieg, er mußte flüchten

und ließ sein Haus, seine Gattin und ein Kind unter dem Schutze irgendeines einflußreichen Freundes zurück. Doch der Schutz und der Einfluß reichten nicht aus; eines Nachts, kurz nach den ersten Siegen der Deutschen, rottete sich ein Pöbelhaufe zusammen, drang in das Haus, fand im Kamine Asche von verbranntem Papier und behauptete, die Frau sei eine Spionin. Nur unter unsäglichen Gefahren gelang es ihr, sich mit dem Kinde zu retten, und so kam sie nach Deutschland, während ihr Gemahl gegenwärtig in hervorragender Stellung im deutschen Hauptquartier zu Versailles weilt.

Ihm gegenüber, im Fort des Mont-Valérien, ist der zweite von unsern damaligen Freunden, der Franzose, welcher, wie man aus einer Zeitungsnotiz ersehen hat, Offizier in der Mobilgarde geworden ist.

Der dritte, derjenige, dem das Glas zersprang, hatte sich nach seiner Vertreibung aus Paris gleichfalls dem deutschen Heere als Berichterstatter angeschlossen und, dem raschen Siegeslaufe desselben folgend, Versailles erreicht — dieses Versailles, das er so sehr geliebt! Hier aber gerieth er, aus noch nicht völlig aufgeklärten Gründen, in eine Differenz mit irgendeiner militärischen Behörde, die er sich, seinem unglücklichen Naturell gemäß, viel mehr zu Herzen nahm, als der Mühe werth gewesen wäre. Sein Inneres verdüsterte sich, seine Schwermuth überkam ihn, und eines Tags, es mögen jetzt ungefähr vier Wochen sein, fand man dort an dem Weiher von Klein-Trianon, wo wir einst zusammen gewesen, unter der Silberpappel — seine Leiche. Er hatte sich vergiftet.

Und der vierte? . . . Ich blicke in das Schneegestöber, das noch immer wild und traurig vor meinem Fenster

dahintreibt, und frage mich: ist dies alles ein Traum oder Wirklichkeit? Ja —

> . . . wir sind solcher Stoff,
> Wie der zu Träumen, und dies kleine Leben
> Umfängt ein Schlaf . . .

Aber wie gräßlich ist dieser Schlaf und wie bange dieser Traum! . . .

Mein Freund, der Gründer.

(Sylvester 1871.)

Mein Freund, der Gründer, heißt Schwebs, ist ein Kesselflicker und wohnt (zu Berlin) in der Genthiner Straße, letztes Haus, links im Hofe. Die Leser können nun schon wissen, daß es sich um keinen Gründer der gewöhnlichen Sorte handelt, und sie werden neugierig sein, etwas mehr von diesem außerordentlichen Manne zu erfahren. Vorläufig und zuerst jedoch muß ich erzählen, wie mir das Vergnügen seiner nähern Bekanntschaft zutheil ward. Ich machte sie auf dieselbe Weise wie die der verschiedenen andern Professionisten, bei denen wir arbeiten lassen, nämlich so: meine würdige Hausfrau hat sich in der Stadt, ich will sagen, einen Opernmantel oder für unser Töchterchen ein Paar Pelzstiefeln bestellt. Das ist an sich eine sehr einfache Thatsache; jedoch sie wird complicirt durch die Umstände, durch das Verhältniß, in welchem das rapide Wachsthum Berlins zu den vorhandenen Arbeitskräften steht, durch die gesteigerten Bedürfnisse der einen und die wachsende Unzufriedenheit der andern, durch die Verschlechterung der Moral im allgemeinen und die der Lehrjungen im besondern, durch die Mieth- und Kohlenpreise, durch die Strikes, durch Bebel's Reichstagsreden, die Decrete der

„Internationale" und unsere Beziehungen zum Auslande. Alle diese Conjuncturen muß eine kluge Hausfrau jetzt in Erwägung ziehen, wenn sie einen Opernmantel oder ein Paar Pelzstiefeln haben will, und die meinige bleibt hinter der Aufgabe nicht zurück; ja, ich wage zu behaupten, daß keine reiflicher über diese Fragen nachgedacht hat. Das Resultat muß indessen kein ermuthigendes gewesen sein; denn ich habe bemerkt, daß sie für den besagten Opernmantel Auftrag gab, als die Abendconcerte im Freien begannen, und für die Pelzstiefeln, als die ersten Rosen blühten. Sie glaubte nun, ihre Sache vortrefflich gemacht zu haben, und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Und sie kamen, jedes zu seiner Zeit, der Winter, die langen Abende, die Oper und der Schnee; nur der Opernmantel und die Pelzstiefeln blieben aus. Ich müßte die Feder eines Dante besitzen, wenn ich die Scenen vom gelinden Schmerz bis zur äußersten Verzweiflung beschreiben wollte, deren Schauplatz mein Haus nun wurde. Halbe Tage lang befand sich meine Gattin auf der Fahrt von dem einen Lieferanten zum andern; allein immer brachte sie nur goldene Versprechungen mit sich zurück und niemals den Mantel und die Stiefeln. Umsonst schilderte sie mit der Beredsamkeit, die sie bei solchen Anlässen entfalten kann, den Nothstand des Kindes und ihre eigene Lage. Nichts macht Eindruck auf diese Barbaren, nicht einmal Correspondenzkarten mit bezahlter Rückantwort. Jetzt hat die Frau das Ihre gethan, — und nur noch Ein Mittel bleibt: „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben." Und so mache ich mich denn in der Dämmerstunde jedes Tages reisefertig, nehme den Stab zur Hand, ohne welchen man mit einiger Sicherheit für Leib und Leben gegenwärtig nicht mehr nach Dunkelwerden durch Berlins Straßen

wandern kann, und besuche den Schneider, den Schuster und alle übrigen, und so bin ich auch zu Schwebs gekommen.

Ich habe schon gesagt, daß Schwebs ein Kesselflicker ist, und ich muß nun hinzufügen, daß ich einen kupfernen Kessel besitze, an welchem mein Herz hängt, wie das Herz weiland Master Humphrey's an seiner Wanduhr hing. Wie er nicht zufrieden war, wenn er in der Stille des Abends das Tick-Tack seiner Uhr nicht hörte, so bin ich es nicht, wenn mir zu einer gewissen Stunde das Sieden meines Kessels fehlt. Man erzählt, daß Halévy nur componiren konnte, wenn ein Kessel mit kochendem Wasser neben ihm zischte, daß er seine schönsten Melodien aus den Wallungen dieser kleinen beweglichen Wassermasse schöpfte. Mein Zweck ist ein anderer; ich gebrauche meinen kupfernen Kessel nicht, wenn ich mich inspiriren, sondern wenn ich Grog brauen will, namentlich im Winter. Aber das Unglück wollte, daß der etwas angestrengte Dienst des letzten Winters ihn fast zum Invaliden gemacht hatte und daß er, um für eine neue Campagne tüchtig zu sein, erst geflickt werden mußte. Er hatte ein großes Loch im Boden. Wir schickten ihn daher zu Schwebs, und alles wäre gut gewesen, wenn Schwebs ihn wieder zu uns geschickt hätte. Allein das war es, was er consequent nicht that. Man kann sich denken, wie sehr ich an den Abenden den Kessel entbehrte, dessen Musik ich so gern vernehme, wenn er sein eintöniges Lied anstimmt, nachdem alle andere Musik im Hause verstummt ist, die Coloratursängerin unter mir, der Sologeiger neben mir und die vier oder fünf Klaviere außerdem, welche durch die verschiedenen Stockwerke hin einen Krieg miteinander führen, als ob es auf die Vernichtung des Opfers abgesehen sei, welches sie alle zusam-

men hören muß. Ich darf wol sagen, daß von allen musikalischen Instrumenten meines Hauses dieser Kessel mir das liebste ist und daß ich die Sängerin, den Geiger und alle fünf Klaviere gern hingegeben, wenn ich ihn dafür nur hätte wiederbekommen können. Eines Abends daher, nachdem ich in Sachen meiner Frau bei dem Verfertiger des Opernmantels und der Pelzstiefeln gewesen, folgte ich dem Drange meines Herzens und begab mich in eigener Sache zu Schwebs, um nach dem kupfernen Kessel zu sehen.

Schwebs, ein Mann in den Dreißigern, von kräftiger Statur, mit pechschwarzem Knebelbart und einer ebensolchen Schürze, saß, als ich das erste mal bei ihm eintrat, auf einem niedrigen Schemel, umgeben von einer Anzahl zerbrochener Kessel und einem Häuflein flachshaariger Kinder, während eine blonde Frau, die mit einem Kamisol von grünem Tuche und einem wollenen Unterrocke bekleidet war und in der ich Frau Schwebs vermuthete, am Kochherde stand. Der kleine Raum war gedrängt voll der allerverschiedensten Sachen (inclusive einer Wiege), und ein Blick überzeugte mich, daß er der Dynastie Schwebs alles in allem, Werkstatt, Wohnzimmer und Küche sei und daß, wenn Karl V. sagte, in seinem Reiche gehe die Sonne nicht unter, Schwebs sagen konnte, in dem seinigen gehe sie nicht auf. Denn es lag im Hofe und hatte die Nordseite.

Nach den ersten Worten, die wir ausgetauscht, bemerkten wir fast gleichzeitig, daß wir einander nicht ganz fremd, daß wir uns in frühern Jahren schon gesehen hatten, als da, wo heute die Genthiner Straße ist, noch Sommerwohnungen waren.

„Et is schon lange her!" sagte Meister Schwebs mit einem Seufzer, der gerade nicht wie ein Compliment für

Frau Schwebs klang. Indessen kann man von Eheleuten nicht verlangen, daß sie sich nach zehn Jahren noch Complimente machen. So viel Jahre mochten verflossen sein seit der Zeit, wo Berlin noch nicht Weltstadt und die Nachbarschaft der Genthiner Straße noch ein Kornfeld war, an dessen Rande Sommergäste wohnten und durch dessen verschlungene Pfade Liebespaare wandelten. In dieser letztern Eigenschaft war mir Frau Schwebs — unter dem Namen Rieke bekannt — mit einem Füsilier von der Garde, einem gelernten Kesselschmied, der Schwebs hieß, mehrfach begegnet, und beide waren mir durch den Umstand näher getreten, daß sie oft den ganzen Abend auf einer Bank vor dem Häuschen saßen, in welchem ich die Sommerfrische genoß. Rieke diente damals in einem vornehmen Hause der Potsdamer Straße, und ich habe sie in Verdacht, daß ihr geliebter Schwebs in jenen Blütetagen seines Lebens ihr nicht nur für ihre Liebe, sondern auch für manche substantiellere Gabe aus der Speisekammer ihrer Herrschaft dankbar war. Allein die Kornblumen verblühten, und das Kornfeld schwand. Die kleinen Sommerhäuser wurden abgerissen, große Miethkasernen wurden an der Stelle gebaut, neue Straßen entstanden, und die Gemüthlichkeit in Berlin hatte ein Ende.

Der Krieg um Schleswig-Holstein brach aus, der tapfere Schwebs zog ins Feld, schlug den Feind und hätte wol auch, wie es in jenem sinnigen Liede heißt, „mit blut'ger Hand die Harfe“ geschlagen, wenn es von ihm verlangt worden wäre. Doch er kam unversehrt wieder, ward zur Reserve entlassen und that hierauf das Vernünftigste, was ein Mann unter solchen Umständen thun kann: er heirathete Rieke, miethete sich in der Gegend, die einstens Zeuge seines Liebesfrühlings gewesen, eine Hofwohnung

und etablirte sich darin als Kesselschmied. Rieke ihrerseits benutzte die nun folgenden Friedensjahre, um ihren Mann mit ebenso viel Kindern zu beschenken, und diese gesegnete Thätigkeit ward nur vorübergehend, kaum merklich unterbrochen durch den Krieg von 1866, den Schwebs ebenfalls mitmachte. Erst der letzte furchtbare Krieg gegen die Franzosen brachte eine Art von tragischer Wendung hervor in den Geschicken der sonst so harmlosen Familie Schwebs. Nicht als ob er denselben weniger glücklich oder weniger glorreich bestanden hätte als die vorhergehenden Feldzüge — im Gegentheil, seine Gattin hatte ihn während seiner Abwesenheit abermals um ein Knäblein bereichert, und er selber, nachdem er in der Gardelandwehr Straßburg und Paris hatte erobern helfen, war an dem unvergeßlichen Tage des 16. Juni, lorberbeladen und mit dem Eisernen Kreuze geschmückt, nach Berlin, in die Arme seiner Frau, zu seinen Kindern, in seine Hofwohnung und zu seinen Kunden zurückgekehrt. Die Freude war groß, aber sie sollte nicht lange dauern. Eine Wolke von Schwermuth senkte sich herab auf Schwebsens sonst so heitere Stirn; der joviale, gesellige Mann ward mürrisch, verdrießlich, menschenscheu. Dunkle Gerüchte verbreiteten sich in der Nachbarschaft, und eine seltsame Geschichte circulirte bei den Butikern und Grünzeughändlern der Genthiner und der benachbarten Steglitzer und Kurfürsten-Straße.

Als ich meine Antrittsvisite bei Schwebs machte, wußte ich von alledem noch kein Wort. Doch mein erstes Gespräch mit dem alten Gardefüsilier machte mich bedenklich.

„Nun“, sagte ich, nachdem wir uns wieder aufeinander besonnen hatten, „wie geht es Ihnen denn, Schwebs?“

„Wie't eenem jehn kann in so'ne olle Spelunke“, erwiderte Schwebs verächtlich.

„Nun, nun", sagte ich, „wir können doch nicht alle in Schlössern wohnen!"

„J, warum denn nich?" versetzte Schwebs. „Vorm Jahr, da hab' ick in eenem Schloß jewohnt, und wenn ick da nich so'n dummer Esel jewesen wäre, so könnte ick heute noch in eenem Schloß wohnen."

Die Sache kam mir wie ein Scherz vor, und ich lachte. Da wurde Schwebs aber sehr aufgebracht und rief: „Lachen Se nich, Herr; et is nich zum Lachen." Er erhob sich von seinem Schemelchen und trat an das niedrige Fenster. „Seh'n Se da det jroße Haus?" fragte er, indem er mit der Hand nach dem Vordergebäude wies, das in der That ein sehr mächtiger und umfangreicher Bau von vier Stock Höhe war. „Det janze Haus von oben bis unten könnte ick bewohnen un mit 'ne lange Pfeife aus'n Fenster liegen, anstatt in diesem Loch hier zu sitzen un olle Kesseln zu flicken!"

Das Glück, eine berliner Miethkaserne von oben bis unten zu bewohnen und bei einer Kälte von 12 Grad unter Null — so viel zeigte das Thermometer an jenem Tage — mit der langen Pfeife aus dem Fenster zu liegen, schien mir allerdings etwas problematisch; allein diese letztere Wendung brachte mich wieder auf den eigentlichen Zweck meines Besuchs, und ich fragte nach meinem kupfernen Kessel.

„Ja so", sagte Schwebs, der nun mit einem male aus all seiner geträumten Herrlichkeit herabgestürzt war, „des kann wol noch so'ne acht Tage dauern. Wenn Se denn mal wieder vorkommen wollen."

Ich benutzte diese Zwischenzeit, um bei Gelegenheit meiner abendlichen Runde bei dem einen und andern meiner professionellen Freunde nähere Erkundigungen über

Schwebs einzuziehen. „Ach so", sagten sie, „des is ja der Jründer!" Ich erfuhr nun, daß der arme Schwebs sich etwas in den Kopf gesetzt haben solle von einem großen Schatze, den er in Frankreich gefunden; daß er von nichts spreche als von ungeheuern Summen, und daß es sie ordentlich schwindelig mache, wie er mit den Hunderttausenden um sich werfe. Sie glaubten deswegen, daß es in seinem Oberstübchen nicht mehr ganz richtig sei, und nannten ihn scherzweise den „Gründer". Denn etwas von dieser neuen Menschengattung, welche jetzt in Berlin so stark vertreten ist, war auch in den Hof- und Kellerwohnungen der Genthiner Straße ruchbar geworden, und da diese guten Leute sich sonst nichts anderes darunter vorstellen konnten, so war nach ihrer Meinung der Gründer ein Mann, der mit seinem bisherigen Einkommen unzufrieden ist und infolge davon plötzlich fabelhaft reich wird. Daher der Name.

„Das ist die Folge der großen Kriege, der raschen Bereicherungen, des gesteigerten Luxus und der um sich greifenden Gewinnsucht", dachte ich, indem ich am Abend des achten Tages meine Schritte nach der Genthiner Straße lenkte. „Alle diese Dinge sind dem armen Menschen in den Kopf gestiegen, und anstatt meinen Kessel zu flicken, brütet er über Goldminen, die nirgends existiren als in seiner Einbildung. Schwebs, der Gründer! Ein vorzüglicher Einfall, in der That! Er wäre wol capabel, seine Kesselflickerei in ein Actienunternehmen zu verwandeln und das Agio in vierstöckigen Häusern und langen Pfeifen anzulegen!"

Ich fand ihn, wie ich ihn vor einer Woche verlassen hatte: die zerbrochenen Kessel, die flachshaarigen Kinder, die Frau im grünen Kamisol, das war alles unverändert; leider war es auch der Gegenstand meines ganz besondern

Interesses, der mich zum zweiten mal hierher geführt. Mit dem großen Loch im Boden lag er zwischen all den andern Leidensgefährten umher.

Ich wollte etwas sagen, allein Schwebs ließ mich nicht zu Worte kommen, sondern sprach sogleich wieder von dem vierstöckigen Hause und der langen Pfeife. Diesmal jedoch bedachte er auch seine Frau und seine Kinder. „Rieke", sagte er, „könnte des Morgens um sechs Uhr schon ein schwarzseidenes Kleid tragen, und die Kinder sollten den janzen Tag in'm zweispännijen Schlitten fahren!" Als ob des Morgens um sechs Uhr in schwarzer Seide zu gehen und bei dieser Hundekälte den ganzen Tag lang im Schlitten zu sitzen der Himmel auf Erden sei! Doch er mochte sich das Glück der reichen Leute wol so vorstellen, und die Kinder theilten seine Meinung. Bei dem bloßen Gedanken an solche Freuden sprangen sie schon lustig in die Höhe, während Frau Schwebs wehmüthig lächelte.

Mir aber ward es nun wirklich zu viel, und ich glaubte den Moment richtig gewählt, um der Sache endlich auf den Grund zu kommen. Eine lange Pfeife konnte ich ihm freilich nicht offeriren, aber ich bot ihm eine Cigarre an, die er auch mit Dank hinnahm.

„Schwebs", sagte ich, nachdem die Cigarre brannte, „das kann so nicht weiter gehen. Sie haben meinen Kessel nun vier Wochen im Hause; morgen ist Weihnachtsabend, und er ist noch immer nicht fertig."

„Ja, lieber Herr", erwiderte Schwebs, der die Cigarre bis zu ihrer halben Länge in den Mund gesteckt hatte und furchtbar qualmte, „et wird mir mit der Arbeit zu ville."

„Warum nehmen Sie sich denn keinen Lehrjungen?"

„Ick habe ja eenen jehabt, aber er is mir weckjelofen."

„Sie sollten sich überhaupt auf einem bessern und grö-

ßern Fuß etabliren. Arbeit gibt es mehr als genug; wenn sie nur gethan würde", sagte ich mit einem hoffnungslosen Seitenblick auf meinen Kessel. „Diese Wirthschaft hier ist nichts für einen Familienvater und gelernten Kesselschmied wie Sie! Sie sollten einen hübschen Laden haben mit blanken kupfernen Kesseln — aber diese Kesselflickerei" . . .

„Herr, Herr!" unterbrach mich da Schwebs fast mit einem Schluchzen. „Des is es ja, was mir am Herzen nagt; un wenn ick in Frankreich nich so'n Esel jewesen wäre" . . .

Nun ließ ich ihn nicht ausreden, denn mir bangte vor dem vierstöckigen Hause und der langen Pfeife.

„Na, nun einmal heraus mit der Sprache!" rief ich. „Was für eine Bewandtniß hat es mit dem Schatz, von dem es hier in der ganzen Nachbarschaft spukt?"

Schwebs besann sich einen Augenblick. Dann nahm er sich resolut zusammen und sagte: „Wenn Sie't denn eenmal wissen wollen, so will ick et Ihnen der Wahrheit jemäß erzählen. Et wird heut justement een Jahr, dat wir dichte bei Paris in 'nem wunderschönen Schloß uf Vorposten lagen. Et stand freilich in der Schußlinie des Mont-Valérien, den se ooch Bullerjahn nannten; aber et jing doch noch an. Wir hatten jute Betten und die allerschönsten Zimmer, die ick in meinem janzen Leben jesehen, mit so 'ne wundervolle Tapeten, als wenn't lauter Jold wäre. Jroße Bilder hatten wir ooch, aber da machten wir Feuer mit, und der janze Keller lag voller Wein, lauter Rothspohn, aber von der besten Sorte. Indessen hatten wir ooch villen Durst, un et dauerte nich so lange, da saßen wir ufm Trocknen, wat nämlich den Wein anbelangt. Et that uns recht leid, besonders da der Heilige Christ kam,

wo man sich doch jerne wat jönnt. Ick war damals Jefreiter bei unserer Compagnie un besorgte die Wirthschaft, weil ick doch eenmal so mit de Kesseln umzujehen weiß. Un da nun in'n Keller keen Wein mehr war, so hatte ick mir da so 'ne Art von Werkstelle injerichtet. Wenn oben wat entzweijing, so flickte ick et da unten wieder zusammen bei so 'nen kleenen Feuerherd, den ick mir zurechtjemacht hatte. Da bin ick denn nun och 'mal eenes Dags — et war, wie heut, der Dag vor Weihnachten — un arbeite un denke an nichts Böses, außer an meine Rieke und meine Kinder — uf eenmal knuspert so was an de Wand — ick denke, et wird wol 'ne Maus sind, un lache noch und sage so in meinem Sinn: Welch en Jlück für die Maus, daß se nich in Paris is. Da würden sie se ja wol fangen un ufessen! Aber det knuspert immer stärker, und ick bemerke nu, dat es von meinem Feuerherd kommt, der so dichte bei de Mauer jestanden hat, dat der Kalk sich abjelöst hat und herunterbröckelt. Ick stelle meinen Feuerherd hierauf weiter ab und jehe wieder nach der Mauer; wie ick mir aber den Schaden besehen will — pardauz! liegt die janze Bescherung uf der Erde. Nu komme ick erst hinter die Schliche — ick finde — wat finde ick? Een zujemauertes Loch; aber et war so herzlich schlecht vermauert jewesen, dat es nich 'mal det bisken Wärmbde vertragen konnte. Ick fasse in dat Loch 'rin — und wat ziehe ick heraus? So 'ne schöne Flasche mit 'nem dicken Bauch und 'nem silbernen Hals. Et sah so appetitlich aus. Ick nehme die Buddel un haue ihr den Kopp ab. Da fließt's heraus, un schmecken that's! Na, sage ick, nu ist mir vor Weihnachten nich bange. Ick drinke noch eenmal un denke, da sollst du die Kameraden mit überraschen, mache det Loch ordentlich jroß und sehe nu, dat

wol an die hundert Flaschen darin sin mögen. Det reicht, dachte ick bei mir un denke noch: J, diese verfluchtigen Franzosen! Der Rothspohn soll wol jut jenug für uns sind, aber die Flaschen mit die silbernen Hälse, die haben sie versteckt und wollen sie für sich behalten. Na, warte! Dabei war mir mein Feuerken ausjejangen, un ick sehe mir nach 'was um, womit ick et wieder anmachen kann.

„Da sehe ick nu mank die Flaschen en Stück Papier liegen, und wie ick tiefer zujreife, is noch een janzer Haufen voll dahinter. Ick nehme so 'nen Bogen, und wie ick ihn aufmache, sehe ick, dat er janz mit Zahlen un so 'ne rothe un jrüne Hierojlyphenschrift beschrieben is. Un et war so schönes Papier, et knisterte ordentlich, wenn man et anfaßte. Et werden wol Rechnungen sind, denke ich, un du thust den Leuten noch 'en Gefallen, wenn du sie verbrennst. Ick reiße nu een Stück ab un steck' et an — un dat brennt, Herr, — nein, wie dat brennt, so hab' ick Papier noch nich brennen sehen! Et mögen wol so 'ne fünf bis sechs Bogen jewesen sind, die ick da verbrennt habe, von die letzten behalt' ick noch 'nen Fidibus übrig un stecke ihn in die Tasche — denn man weiß im Kriege niemals, wozu et jut is. Un nu können Se sich die Freude denken, als ick mit meiner Christbescherung herausrücke! Jetrunken haben wir von Weihnacht bis Neujahr, un der Vorrath war immer noch nich alle. Da kommt der Neujahrsmorjen; an den Dag wer' ick denken! Wie jener jesagt hat, der an 'n Montag uf't Schaffot sollte: Na, die Woche fängt jut an, so hätte ick ooch sagen können: Na, det Jahr fängt jut an! Uf't Schaffot bin ick nu wol jerade nich jekommen; aber et war mir doch beinahe so zu Muthe. Um et kurz zu machen: dat Commando soll abjelöst wer-

den, un ick biete dem Herrn Leutnant eine von den noch übrigen Flaschen an. Er probirt den Wein un lobt ihn sehr, sagt, et wäre echter Champagnerwein, wie man ihn in Berlin bei Hillern nich besser haben könnte, un er wolle sich einen Ziehjarren dazu anstecken. «Hier, Herr Leutnant», sage ick un nehme einen von de Bogen, die ick immer zum Feuermachen bei mir in der Rocktasche habe. «Was machen Sie da?» ruft der Leutnant janz erschrocken aus, als er das Blatt Papier sieht. — «Eenen Fidibus, zu Befehl!» sage ick, aber der Leutnant reißt et mir aus der Hand. — «Kind Gottes!» ruft er, «weißt du denn, was du da zerreißen wolltest?» — «Nee», sage ick. — «Nun, so will ich es dir sagen», erwidert der Leutnant und wird kreideweiß, «es ist ein Rententitel, und das Blatt Papier ist 1000 Franken werth!» — «Dausend Franken!» sage ich, un et wird mir jrün un jelb vor den Oogen. . . . «Gefreiter», sagte der Leutnant, un nu merke ick wol, dat et kein Spaß is, «woher haben Sie diese Papiere?» — Ick zeige ihm nunmehr meinen Schlupfwinkel, un wir heben dat Nest aus. Et waren noch etliche 900000 Franken drin; die übrigen 100000 Franken, die an der Million fehlten, wat so jut is wie beinahe 25000 Daler Preuß'sch Courant, hatte ick zum Feueranmachen verbraucht." . . .

Schwebs schwieg, und ich war stumm vor Staunen ob der wundersamen Erzählung von der gefundenen und verlorenen Million. „Und so hatten Sie keine Ahnung von dem Werthe jener Papiere?" fragte ich endlich.

„Wenn ick et jewußt hätte", sagte Schwebs ganz niedergeschlagen, „so wohnte ick drüben in dem vierstöckigen Haus!"

„Nein", entgegnete ich, „das würden Sie nicht, Schwebs;

das Kreuz der Tapferkeit, welches Ihre Brust ziert, wird Sie glücklicher machen, als ein durch Unredlichkeit erworbener Reichthum es vermocht hätte."

„Det Kreuz is jut", sagte Schwebs, „aber die Million wäre ooch nich schlecht jewesen!"

„Und wo sind denn die geretteten Papiere zuletzt noch geblieben?" fragte ich.

„Der Herr Leutnant hat sie an sich jenommen und beim Jeneralstab im Hauptquartier deponirt. Weiter habe ick nichts mehr davon zu hören jekriegt. . . . Ne", setzte er nach einer Weile hinzu, „von die Neunmalhunderttausend will ick ja jar nichts sagen. Wenn ick nur die Hunderttausend hätte, die ick in den Feuerherd jesteckt habe."

„Funfzigtausend wären ooch jenug", wagte Frau Schwebs in aller Bescheidenheit zu bemerken. Aber Herr Schwebs fuhr sie zornig an. „Wer hat dir denn um deine Meinung jefragt? Ick würde die janze Pastete für dausend hinjeben, und du sollteſt mir nich davon abbringen!"

„Ick sage ja nur!" begütigte Frau Schwebs. Aber Schwebs grollte weiter: „Ach was. Ick wollte mir mit fünfhundert bejnügen, wenn ick mir nur einen ordentlichen Laden dafür einrichten könnte."

Gegen eine derartige „Gründung" wäre allerdings nichts einzuwenden gewesen. Wie ungerecht ist doch zuweilen das Schicksal, dachte ich, diesem Manne Millionen in die Hand zu spielen und einen Laden mit kupfernen Kesseln zu versagen! So viel sah ich auf jeden Fall, daß von dem meinigen zu sprechen heute nicht mehr angebracht sein würde, und abermals ging ich unverrichteter Sache.

Nun kamen die festlichen Tage, welche jeder in seinem Hause fröhlich mit den Seinen verlebt. Ich muß sagen,

daß am ersten Weihnachtsabende, als die Kerzen ausgelöscht und nur noch der gute Geruch des Tannenbaums durch die stillen, warmen Zimmer zog, mir etwas fehlte, wogegen die Coloratursängerin im zweiten Stocke das schöne Lied von Schumann: „Ich grolle nicht", anstimmte. Nein, wahrhaftig, ich grollte nicht, am allerwenigsten dem armen Schwebs, mit welchem ich vielmehr ein aufrichtiges Mitleid fühlte. Wir hatten im Vereine mit einigen befreundeten Familien für eine kleine Christbescherung in der Genthiner Straße gesorgt, und am Nachmittage des zweiten Weihnachtstages kam ich mit einem zweispännigen Schlitten vorgefahren, damit der Theil von Schwebsens Traum, der sich auf seine Kinder bezog, in Erfüllung gehen möge. Man hätte die Freude dieser kleinen Flachsköpfe sehen sollen! In dem Schlitten saß außerdem meine eigene kleine Tochter, welche mittlerweile — gerade noch früh genug zum Feste — die Pelzstiefeln bekommen hatte, vier junge Schwebse wurden hineingepackt, und hierauf mit Peitschenknall und Schellengeklingel ging's hinaus! Als ich in der Dämmerung dieses Abends dem Meister Schwebs die Häupter seiner Lieben wieder richtig zuzählte, sagte ich beim Weggehen: „Jetzt aber denken Sie an meinen Kessel! Der Sylvester kommt, und dazu will ich ihn am Donnerstag holen." — „Seien Sie ohne Furcht", sagte Schwebs, und ich ging, während meine Kleine in den Pelzstiefeln munter neben mir hertrabte.

Der Donnerstag war da. Von Stunde zu Stunde verschob ich den schweren Gang, und erst, als es zu dunkeln begann, trat ich ihn mit Herzklopfen an.

Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich, mich der wohlbekannten Hofwohnung in der Genthiner Straße nähernd, dieselbe so hell erleuchtet sehe wie niemals zuvor, und einen

Lärm von Stimmen vernehme, für welchen mir jede Erklärung fehlt. Zagend klopfe ich an die Thür, und als ich sie öffne — welch ein Anblick bietet sich mir! Zu sagen, daß die ganze Familie Schwebs auf dem Kopfe stand, wäre vielleicht nicht richtig gewesen. Aber drei von den ältesten Kindern standen wirklich auf dem Kopfe, während Schwebs sen. auf seinem Schemel herumsprang, Frau Schwebs vor dem Kochherde tanzte und der Rest der Familie sich mit merkwürdigen Brusttönen auf dem Boden herumwälzte. Ich glaubte zuerst, einer von ihnen oder alle zusammen hätten sich vergiftet, bis ich wahrnahm, daß Schwebs sen. einen großen Bogen Papier in der Hand hatte, den er zuweilen mit lautem Feldgeschrei wie eine Fahne schwenkte.

Mir ging plötzlich ein Licht auf. „Schwebs", rief ich, „es ist doch nicht einer von den Fidibussen?"

„Aber ebenso jut", versetzte er, indem er von dem Schemel heruntersprang und mir das Blatt gab. Es war ein Schreiben aus dem Reichskanzleramte mit einer Unterschrift von Bismarck's eigener Hand, und es hieß in demselben: Der Eigenthümer jener geretteten 900000 Francs, welcher an der Wiedererlangung derselben um so mehr gezweifelt habe, als sein Haus (bei Saint-Cloud) nach dem Abzuge der Deutschen von den Communards bis auf den Grund abgebrannt und ausgeplündert worden sei, bestimme dem ehrlichen Finder eine Belohnung von 10000 Francs und ersuche die deutsche Behörde, den Betrag zu vermitteln. Die genannte Summe lag in Form einer Anweisung auf das Haus Bleichröder bei.

Ich beglückwünschte meinen Freund, den Gründer, und dieser sagte: „Nu will ick aber ooch Ihren Kessel flicken, und der soll die letzte Arbeit in diesem ollen Loch sind.

Morjen an Dag miethe ick mir einen jehörigen Laden, nehme mir eenen Jesellen un 'nen Lehrling un bedreibe das Jeschäft in't Jroße. Un wenn Sie denn wieder eenmal etwas zu repariren haben, so soll et fixer jehn."

Keine Viertelstunde, so war die Arbeit gethan, und mit meinem Lieblingsinstrument unter dem Arme trat ich den Heimweg an. Kaum aber bin ich zu Hause angelangt, so schimmert mir schon in der Thür etwas Rothes entgegen — „Der Opernmantel", ruft meine Frau mir entgegen, „jetzt kann ich mich doch endlich in unserer Loge wieder sehen lassen."

Und so hatte ich denn Grund, zufrieden zu sein; und während ich nach langer Entbehrung endlich wieder das erste Glas selbstgebrauten Grogs an die Lippen setzte, wünschte ich allen Gründern einen so guten Jahresabschluß, wie mein Freund Schwebs ihn hat, nnd allen meinen übrigen Mitmenschen einen so fröhlichen Sylvester, als wir ihn im Besitze der Pelzstiefeln, des Opernmantels und des geflickten Kessels verlebt haben.

Der Frostriese.

(1873.)

Da, wo jetzt im Thiergarten zu Berlin, an seinem obern Ende, die großen Häuser theils schon gebaut sind, theils erst gebaut werden, da stand in einem Winkel, seitab vom Wege, bis vor kurzem ein kleines Haus, ein sehr kleines Haus in der That. Wenn man es zwischen seinen aufstrebenden Nachbarn zur Linken und zur Rechten sah, klein, ärmlich, baufällig, von einem Breterzaune umgeben, so begriff man nicht, wie es da hineingekommen. Noch schwerer aber konnte man sich eine Vorstellung davon machen, wie es da wieder herauskommen werde. Diese zweite Frage beschäftigte die ganze Gegend, in welcher das kleine Haus sich befand, weit mehr als die erste; denn jedermann war es im Wege.

Nur mir nicht. Ich liebte das kleine Haus mit jener uneigennützigen Liebe, die in unsern Tagen immer seltener wird. Ich hatte es gekannt vor dreizehn, vierzehn Jahren, als es fast noch ganz allein und isolirt hier stand unter den alten Thiergartenbäumen, auf einem großen und wüsten Terrain, das mit Büschen, Sträuchern und ellenhohem Grase wild bewachsen war. Damals sah man hier bei Tage keinen Wagen, bei Nacht keine Laterne, im Sommer kein Kindermädchen, im Winter keinen Schlittschuhläufer und das

ganze Jahr lang kein Trottoir. Das Trottoir ist niemals die starke Seite von Berlin gewesen, aber hier fehlte es ganz. Hier ging man in Staub oder Morast, je nach der Witterung, und nur an Einer Stelle auf Bretern, nämlich bei dem kleinen Hause. Und das war es, weswegen ich ihm zuerst gut ward.

Denn nicht wenig ging ich an ihm vorbei. Damals, vor so viel Jahren, lebte man ein bescheidenes Leben in Berlin. Man hatte einen gesündern Appetit und ein reineres Gewissen, aß früh zu Mittag und brauchte nicht zwanzig Minuten, um draußen im Freien zu sein. Wenn ich das kleine Haus erreicht hatte, so war ich mitten in der Einsamkeit und mitten im Grün. Von all den Straßen und Plätzen und Palästen und Villen war noch nichts zu sehen, gar nichts. Gärtnersleute wohnten in einem mächtigen Gras- und Gemüsegarten, wo jetzt die Regentenstraße steht; und manchmal, um einen Freund zu besuchen in einem niedrigen, grünbeschatteten Parterrestübchen, da, wo jetzt die große Fontaine sich erhebt, bin ich über den Heckenzaun gesprungen. Die heutige Matthäikirchstraße war damals weder eine Straße, noch konnte sich der heilige Matthäus einer Kirche in derselben rühmen, und die Bendlerstraße hatte nur ein einziges Haus, das obendrein gar noch nicht einmal ein Haus war, sondern ein Kaffeegarten mit warmen Bädern. Es war eine wunderliche Combination und in Anbetracht des Umstandes, daß in beiden, dem Kaffee und den Bädern, das Wasser die Hauptrolle spielte, eine fast zu gewagte. Doch war man damals noch nicht verwöhnt, Berlin war damals noch nicht Athen, sondern erst Sparta, und unsere Lacedämonierinnen, namentlich diejenigen, welche die großen Portionen liebten und entsprechende Strümpfe dazu strickten, versammelten sich gern in

dem geschilderten Etablissement, welches den schönen Namen „Marienbad“ führte. Weiterhin, da, wo gegenwärtig unsere goldene Jugend sich ein trauliches Heim gegründet, am Rande der Thiergarten- und Hohenzollernstraße, war das Odeum, wo man für wenig Geld viel Musik hören, Feuerwerke sehen und die Bekanntschaft hübscher Bürgerstöchter machen konnte, die hier in den Pausen des Concerts zwischen einer Symphonie und der andern auf- und abwandelten. Da waren Lauben und Alleen und Rasenflächen, und da war ganz unten eine große Gebirgslandschaft: Alpen, Gletscher, Sennhütten und Sturzbäche — natürlich alles gemalt, aber doch von einer imposanten Wirkung auf das berliner Gemüth, welches damals noch so harmlos war! Es hat dann freilich ein trauriges Ende genommen — ich meine nicht das berliner Gemüth, sondern das Odeum; düstere Sagen von einer jüdischen Hochzeit und einem Giftmordproceß umschwebten die verödete Stätte, bis ein neues Geschlecht kam „vom Opfer des Atriden im gold'nen Opernsaal“ und, wenn nicht die jüdischen, so doch die criminalistischen Traditionen des Bodens auslöschte mit — ich weiß nicht, wie viel — hundert Thalern per Quadratruthe. Länger hielt sich der Albrechtshof, und der glückliche Besitzer dieser Milch- und Kaffeewirthschaft hat es sicher nicht bereut. Ueber eine schmale Brücke mit Hängeweiden, die sich melancholisch zu dem trüben Wasserspiegel hinabneigten, kam man hier in einen Garten von ländlichem Aussehen und eine Schenke von höchst primitiver Beschaffenheit. Hier blühte der Flieder, hier aß man dicke Milch, hier trank man Weißbier, hier machte man eine Partie Sechsundsechzig. Hier hatte der berliner Philister in irgendeiner Ecke seine lange Pfeife stehen, und Jungfrauen, die das kanonische Alter längst überschritten hatten,

brachten ihm das heilige Feuer, wenn er rauchen wollte, in Gestalt einer Ofenzange und glühenden Kohle. Es ging ehrbar hier zu, sehr, sehr ehrbar, und Friede sei mit dem Andenken des Albrechtshofs! Ach, die gute Zeit, wo es noch Philister und lange Pfeifen in Berlin gab! Aber — „auch Patroklus mußte sterben und war mehr als du". Auch die Tage des alten Hofjägers waren gezählt. Eines Abends, im vergangenen Sommer, stiegen die letzten Raketen aus ihm empor, mit dem zwölften Glockenschlage verhallte der Reigen, der hier so manches Jahr lang in den Sommernächten lustig erklungen, und am andern Morgen war alles verschlossen. An der Tafel, wo sonst die grünen und die rothen Concertzettel geprangt, war der Anschlag zu lesen: „An dem und dem Tage und zu der und der Stunde sollen hier Garten- und Hausmöbel, Glas- und Porzellangeschirr öffentlich an den Meistbietenden verauctionirt werden", und vierzehn Tage später war alles fort, Möbel und Geschirr und Haus und Gitter und Musikpavillon und Bäume — dafür öffnete sich eine lange, breite, schnurgerade Avenue, an deren Eingange sich auf zwei mächtigen Pfählen ein Schild erhob mit der Inschrift: „Actienbaugesellschaft Corsostraße."

Aber sie alle, das Odeum, den Albrechtshof und den Hofjäger, überdauerte das kleine Haus. Mit einer Zähigkeit ohnegleichen hing es an der alten Scholle, die bald inmitten der Backsteinmauern und Rohbauten, die sich ringsumher erhoben, wie eine Insel aussah. Gleichsam zurückgeschoben von dem wachsenden Häusermeer und auf allen Seiten eingeschlossen, schien man ihm das Licht und die Luft abschneiden zu wollen. Allein es wich nicht. Wenn die Bauherren ihm nach und nach jeden Zugang versperrten bis auf einen ganz schmalen, der zwischen zwei Häu-

sern hindurchführte, so rächte es sich, indem es diesen gold-umgitterten Spiegelscheiben beständig den Anblick einer mannshohen schwarzgestrichenen Breterwand, einer Wildniß von Gestrüpp, eines verwitterten Daches und halb abgefaulter Läden bot. Es war, als ob es eine Art von Vergnügen an seinem eigenen Verfalle habe. Es hatte sich mit der Zeit ganz schief zusammengezogen; es sah aus wie von Alter gekrümmt — oder wie von der Gicht entstellt. Man bekam alle möglichen Gedanken, wenn man das kleine Haus sah; als ob es Zahnschmerzen habe oder andern Zahnschmerzen mache — wahrhaftig keine angenehme Aussicht für Leute, die bei Tage Geld verdienen und am Abend doch wenigstens ihre gesunden Zähne haben wollen, um froh zu genießen, was Gott ihnen beschieden. Aber einer solchen Lebensauffassung sprach das kleine Haus vollkommen Hohn. Ich glaube, daß es ordentlich eine Schadenfreude darüber empfand, den reichen Leuten den Appetit zu verderben. In einem spitzen Winkel gegen die vordringende Flut der Gründerwelt gekehrt, ihnen gleichsam die Zähne weisend, stand es da, boshaft, fast ingrimmig. Von welcher Seite man es auch in Angriff nehmen mochte, man erhielt überall den Eindruck, daß es quer stände; das Dach stimmte nicht zu den Wänden, und die Wände stimmten nicht zu den Fenstern, und die Fenster stimmten nicht zu den Thüren; jedes einzelne Stück richtete sich gegen das Ganze, und das Ganze richtete sich mit irgendeiner schiefen Kante gegen alle vier Weltgegenden und die dazwischenliegenden Linien des Compasses außerdem. Dem Dinge war gar nicht beizukommen. Es hieß in der ganzen Gegend und war weit darüber hinaus bekannt unter dem Namen: der Eisbock.

Aber merkwürdig wie das kleine Haus war, der Mann,

dem es gehörte und der darin wohnte, war noch viel merkwürdiger. Er hieß Bohls, Herr Christian Fürchtegott Bohls. Und in Wahrheit — wenn er Gott nicht gefürchtet, so würde es überhaupt nichts gegeben haben, was er fürchtete, mit alleiniger Ausnahme der Kälte. Ja, vor der Kälte hatte er eine fanatische Angst. Er war ein gewaltiger Mann vor dem Herrn, ein alter Mann, ein Kämpe, noch aus den Zeiten der Befreiungskriege. Ich glaube, daß er sechs bis sieben Fuß maß; er ist ohne Zweifel Flügelmann bei der Garde gewesen, als diese vor langen Jahren zum ersten mal nach Frankreich hineinmarschirte. Er hat sich vor den Franzosen nicht gefürchtet, sondern tapfer auf sie losgehauen, wenn sie ihm zu nahe kamen, und später seinen Mann gestanden gegen ganz Berlin, als es anfing, ihm auf den Hals zu rücken. Aber vor der Kälte fürchtete er sich, der war er nicht gewachsen, so hoch und so lang er war. Weiß Gott, welch schlimme Erfahrungen Herr Christian Fürchtegott Bohls in diesem Punkte gemacht haben mochte; ich erzähle nur, was wahr ist, und wahr ist, daß ich all mein Leben noch keinen Menschen gesehen habe, der einer Erkältung mit so heiliger Ehrfurcht aus dem Wege gegangen wäre als Herr Christian Fürchtegott Bohls. Den ganzen Winter und den größern Theil des Herbstes saß er fest in seinem Bau. Wenn aber die Frühlingssonne schien, wenn der Schnee „weg und geschwunden" und das erste Veilchen gekommen war, dann kam auch er. Dann sah man ihn heraustreten aus seiner dunkeln Gartenpforte, schaudernd in der milden Lenzluft, ängstlich zuerst nach dem Thermometer und dann nach der Sonne blickend — denn er traute dem Thermometer viel mehr als der Sonne. Hierauf, wenn er sich überzeugt hatte, daß heute keine Gefahr sei, beging er das Wage-

stück, sich in den Thiergarten hinauszubegeben. Zu diesem Abenteuer, wenn das Thermometer über 15 Grad stand — ich sage über, unter 15 that er es nicht —, war er folgendermaßen ausgerüstet: eine Pelzmütze, die Klappen über die Ohren gezogen, ein Friesrock mit dito Mantel, der ihm bis an die Knöchel reichte, Filzstiefeln, mit Pelz gefüttert, Fausthandschuhe und um den Hals einen dicken Shawl, doppelt gebunden. Wenn er so dahinschritt, sechs Fuß hoch, an einem mächtigen Knotenstocke, die Pelzmütze tief in die Augen gezogen, verdrießlich, mistrauisch gegen jedermann, der ihn ansah, so hätte man denken können, es sei ein Nordpolfahrer. Aber es war Herr Christian Fürchtegott Vohls, der seine Frühlingspromenade machte. „Der Frostriese! der Frostriese!" schallte es alsbald hinter ihm her. Denn alle Straßenjungen kannten ihn und freuten sich auf den Augenblick seiner Erscheinung. Ach! — es war ein trauriges Vergnügen, so zu lustwandeln, verfolgt von den kleinen Bengeln mit den Veilchensträußen — „Hier, Herr Baron! Sechs Dreier das Bouquet." — „Bin kein Baron!" schnauzte er sie dann an mit einer Stimme, die dumpf und heiser aus der Tiefe seines Pelzwerks kam. — „Oder für Euer Majestät Frau Gemahlin!" — „Habe keine Gemahlin!" knurrte er, den Knotenstock aufhebend — was allerdings richtig war. Er hatte keine Gemahlin, er war kein Baron, er war Junggeselle und hieß Herr Christian Fürchtegatt Vohls. Aber kein Mensch nannte ihn so. „Der Frostriese! der Frostriese!" kicherte es aus allen Büschen, und erbost über die Welt, die täglich schlechter ward, kehrte der Frostriese zurück in den Eisbock.

Er hatte recht. Die Welt ward täglich schlechter. Näher und näher rückten ihm die Häuser; fast über den Kopf zusammen wuchsen ihm die Gründungen und die

Actiengesellschaften, und man kann sich denken, mit welch aufrichtigem Hasse er die Gründer und die Actionäre haßte, die sich mit einer wahrhaft diabolischen Vorliebe gerade die Nachbarschaft seines Grundstücks aussuchten. Wohin, wohin waren die goldenen Tage, da das Reich ihm hier noch allein gehörte, — wo es hier noch keine Straßen und keine Straßenjungen gab, — wo der Thiergarten eine Wildniß und der Eisbock noch ein Paradies war? Aber er wollte diesen Schwindlern zeigen, daß es in Berlin noch einen Mann gebe, der sie mitsammt ihrem Schwindel verachte, einen Mann, der auf sein Recht und seine Freiheit halte und der das eine so wenig als das andere verkaufe. Er wußte, daß sein Haus allen Anwohnern ein Dorn im Auge sei. Um so besser. Man bot ihm sehr viel Geld, Tausende, zuletzt Hunderttausende. Doch er lachte voll ingrimmigen Behagens. Er wollte von ihnen nichts haben, und sie sollten von ihm nichts haben. Sie sollten ihn in Ruhe lassen, ihn und seine Füchse.

Diese Füchse waren der Schreck der ganzen Gegend. Nicht Goldfüchse; an die hat man sich in Berlin seit einiger Zeit gewöhnt — nein, wirkliche Füchse, reelle Füchse mit langen, spitzen Schnauzen, langen, buschigen Schwänzen, gierig funkelnden Augen und rothem Haar über und über. Es waren entsetzliche Thiere. Aber der Frostriese liebte sie mit väterlicher Zärtlichkeit; und da er sonst keine Kinder hatte, so nannte er sie seine Kinder, Söhne und Töchter. Die Füchse führten unter sich ein sehr glückliches Familienleben, freiten, ließen sich freien und vermehrten sich demgemäß. Immer wenn ein junger Fuchs zur Welt kam, ward ein Fest im Eisbock gefeiert, und jedes Mitglied der kleinen Colonie trug ein messingenes Halsband, auf welchem die Buchstaben „C. F. B.“ eingravirt waren. Zur

Nachtzeit, namentlich in den kalten Winternächten, wenn das Eis klirrte und die Sterne am Firmament funkelten, machten sie einen schauderhaften Lärm, bellten und heulten so laut, daß kein Mensch in der Nachbarschaft schlafen konnte. Man rief endlich den Schutz der Polizei dagegen an; aber kein Mensch kann einem berliner Bürger und Grundeigenthümer verbieten, Füchse zu halten, oder den Füchsen verbieten, in der Nacht zu bellen. Dafür gibt es noch ein Kammergericht in Berlin, wie der Windmüller von Potsdam zu seinem Nachbar, dem Alten Fritz, gesagt hat.

Aber eine Windmühle ist ein verhältnißmäßig ruhiges und unschuldiges Ding im Vergleich zu Füchsen; sie kann einen Nachbar ärgern, ja zur Verzweiflung treiben, sie kann einem das Leben verleiden mit ihrem Schnaufen und Sausen und ewigen Herumdrehen der langen Arme — aber sie trifft einen doch nicht damit, wenn man sich nicht muthwillig in Gefahr begibt, und sie geht nicht spazieren. Letzteres aber war es, was die Füchse des Herrn Bohls mit besonderm Wohlgefallen thaten. Sie machten zum großen Schrecken derselben häufige Spaziergänge und Besuche in der Nachbarschaft. Es war einmal ihre Gewohnheit. Sie hatten es immer so gehalten, und sie sahen keinen Grund, warum sie sich jetzt beschränken sollten. Früher allerdings war die Gegend unbewohnt gewesen, und diese entlegenen Theile des Thiergartens hatten kein Vorurtheil gegen Füchse: „ruhig mag ich euch erscheinen, ruhig gehen sehn.“ Aber die Sachlage hatte sich geändert. Die Gegend fing an sich zu bevölkern. Kinder waren da, Dienstboten waren da; der Milchmann, der Bäckerjunge, der Fleischerbursche und der Postbote kamen hierher, und sie alle wurden ängstlich, wenn sie dem berüchtigten Eisbock vorbeimußten. Sie

sahen sich immer erst vorsichtig um und erkundigten sich: „Die Füchse sind doch nicht draußen?" Oft, gegen Abend, sammelten sich ganze Haufen heimkehrender Arbeitsleute um die Planken des Breterzauns, um durch die Fugen desselben nach den Füchsen zu sehen, welche Jagd auf einen Vogel machten oder einer Katze nachstellten oder, wenn es an jedem andern Divertissement fehlte, sich untereinander bissen. Uebrigens war das Bohls'sche Grundstück so verrufen bei den Thieren wie bei den Menschen, und weder Katze noch Vogel nahten sich demselben freiwillig.

Man kann nicht behaupten, daß all diese geschilderten Annehmlichkeiten dazu beigetragen hätten, die Nachbarschaft des Herrn Bohls wünschenswerth zu machen oder den Preis der anstoßenden Baustellen zu erhöhen, und der Verwaltungsrath der betreffenden Actiengesellschaft sah nicht ohne Besorgniß einem leichten Stoße entgegen. Die Beschwerden häuften sich, wurden immer lauter, immer dringender; und es diente nicht dazu, das geschwundene Vertrauen wieder zu befestigen, als Herr Bohls seine Nachbarn wissen ließ, sie sollten, wenn sie einem Fuchse mit messingenem Halsbande und den Buchstaben „C. F. B." begegneten, sich nur in Acht nehmen, denselben ja nicht anfassen, und sie thäten vielleicht am besten, ihm ganz aus dem Wege zu gehen. Wenn sie diese Vorsicht gebrauchten, so könnten sie ganz sicher sein. Aber nun stelle man sich einen unserer Börsenmagnaten vor, welcher, nachdem er am Mittag in die Hausse gegangen, am Abend so sehr in die Baisse geräth, sich vor einem Fuchse davonschleichen zu müssen! Welch ein Bild! Der Fuchs vor dem Fuchse auf der Flucht! Zuletzt beschlossen die Hausbesitzer, ihre männlichen Domestiken, Kutscher und Bedienten mobil zu machen, sie mit Revolvern zu bewaffnen und jeden Fuchs, der sich

außerhalb des verwünschten Reviers zeigte, niederschießen zu lassen. „Das sollten sie einmal thun!“ rief der alte Bohls, der Veteran aus den Befreiungskriegen, der Frostriese. „Ein Fuchs ist ein jagdbares Thier wie jedes andere, und wer die Hand erhebt gegen einen meiner Füchse, der kriegt es mit den Jagdgesetzen zu thun.“

Allein wenn die civilisirten Menschen sich machtlos erwiesen in ihrem Kampfe gegen den Patron der Füchse, so war doch die Civilisation von keinem guten Einflusse auf die Füchse selber. Sie degenerirten. Sie wurden weichlich und üppig. Der Anblick der luxuriösen Haushaltungen rings um sie her verdarb sie. Der gute Geruch aus den Küchen stieg ihnen in die Nase. Sie, bisher an ein rauhes und hartes Leben gewöhnt, fingen an von den Genüssen desselben inficirt zu werden, und als erst in der Nachbarschaft Enten, Hühner und Tauben gehalten wurden, da war es gar mit ihnen vorbei. Füchse, wie sie waren, konnten sie sich doch darin mit den Eigenthümern jener stolzen Paläste nicht messen, von denen sie wol gelernt hatten, wie man die Reichthümer verzehrt, aber nicht, wie man sie gewinnt, ohne gegen die Zehn Gebote zu verstoßen. Kurz, sie ließen sich gelüsten, brachen in einer graulichen Winternacht in ihres Nächsten Hofe ein und richteten daselbst ein Blutbad an, welches zum Himmel schrie.

Die Folgen sollten nicht ausbleiben; in Gestalt eines Schutzmanns mit Helm und langem Mantel zeigten sie sich schon am andern Morgen in dem verwunschenen Hause. Der Schutzmann war einer der ersten, wenn nicht vielleicht der erste überhaupt, der in das Innere desselben gedrungen, wo Herr Bohls im Kreise seiner Lieblinge saß, deren nächtliche Extravaganzen er noch nicht kannte. Außer ihm war nur noch ein alter Mann in der Stube, sein Diener,

ein Kriegskamerad von anno 13, übrigens mürrisch und menschenscheu wie er selber. Der eiserne Ofen war ganz roth, und vergnügt sah der Frostriese hinaus in den Rauchfrost und rieb sich die Hände, wenn er dachte, wie die Menschen draußen frieren müßten.

Aber sein Vergnügen sollte sich bald in einen namenlosen Schreck verwandeln, als der Mann des Gesetzes ihm in klaren Worten den Grund seiner Visite mittheilte. Nicht, daß seine Füchse sich mit den Hühnern und Enten der Nachbarn eine frohe Nacht gemacht, bekümmerte Herrn Bohls; auch nicht, daß er einen Schadenersatz dafür zu zahlen habe. Das war es nicht. Aber er sollte mit, vor die Polizei — er, der Frostriese — mitten im Winter. Heut, an diesem fürchterlichen Tage, jetzt, gleich und ohne Verzug!

„Dieser Tag wird der letzte meines Lebens sein!" jammerte er. Aber es half nichts. Denn die Polizei läßt nicht mit sich spaßen, sowenig in Berlin als sonst irgendwo.

Es war bitter kalt. Das Thermometer stand 10 Grad unter Null; und wenn man sich erinnert, welcher Vorsichtsmaßregeln der Frostriese sich zu bedienen pflegte bei 15 Grad über Null, dann wird man ein Bild seiner Figur haben, als er nun endlich zum Aufbruche bereit war.

Eine Droschke wurde geholt. Es war so kalt, daß der brave Droschkenkutscher seine Füße mit Stroh umwickelt hatte. Aber auch der Frostriese hatte es nicht an Mänteln,* Pelzen und Tüchern fehlen lassen. Er war in der That so dick davon geworden, daß er in die geschlossene Droschke nicht hineinkonnte. Der Schutzmann indessen hatte keine Zeit zu verlieren. „Die Droschke muß aufgemacht werden", commandirte er; und ehe der unglückliche Frostriese sich noch dagegen wehren konnte, saß er in dem offe-

nen Wagen, wie in der schönsten Sommerszeit. Schwerfällig über den gefrorenen Schnee holperte das Gefährt dahin, und in jedem Augenblick dachte Herr Bohls, daß nun der Tod kommen müsse; ja, er sehnte ihn wie einen Erlöser herbei. Doch er kam nicht; vielmehr tauchte aus den Nebeln des Morgens das finstere Gebäude des Molkenmarktes herauf. Der Trotz des Frostriesen war gebrochen. Er fühlte zähneklappernd, daß er die Cultur sich habe zu nahe kommen lassen; er sah ein wie die Rothhaut des Westens, daß er seinen Wigwam weiter hinaustragen müsse in die unbewohnte Region des fernen Westens, — hinaus aus dem Weichbilde von Berlin, innerhalb dessen die Freiheit und die Füchse verpönt sind. „Wenn ich es überlebe", dachte er, „so werde ich verkaufen."

Die Nachricht, daß Herr Bohls auf der Polizei gewesen, ward von der Börse mit einer Hausse begrüßt; die Actien der Baugesellschaft stiegen um fünf Procent, und am Abend desselben Tages erschien ein Agent derselben bei dem Frostriesen, um ihm ein neues Gebot auf sein Grundstück zu machen, zwanzigtausend Thaler mehr als das letzte. Wie schlecht diese Gründer ihr Geschäft verstehen! Bohls hätte es nach den Ereignissen des Tages und seiner Reise zum Molkenmarkte für zwanzigtausend Thaler weniger hergegeben. Aber er machte gute Miene zum bösen Spiele und ging auf das Gebot ein; ja, er that mehr. Es gibt eine Geschichte von einem Actionär, welcher, seit Jahren daran gewöhnt, nach jeder Generalversammlung immer nur neue Einzahlungen zu machen, von einem so furchtbaren Schrecken befallen ward, als er endlich einmal auch eine Dividende erhielt, daß er sich zu Bett legte und starb. Der Frostriese legte sich weder zu Bett noch starb er, sondern er nahm sein Geld, kaufte sich ein einsames Gehöft

weit weg am Grunewald, und dorthin mit seinem alten Diener und seinen Füchsen wanderte er aus. Dort, fern von den Menschen, dürfen seine Füchse bellen und spazieren gehen, und dort, so wollen wir hoffen, wird auch er selber, der Frostriese, nicht mehr behelligt weder von Veilchenjungen noch von der Polizei, seiner Tage sich freuen und sie einst in Frieden beschließen. Er war zu gut für diese Welt, die sich Berlin nennt.

Seitdem aber ist das kleine Haus im Thiergarten verschwunden, das letzte seiner Art. Herrliche Paläste erwuchsen ringsum, weit und offen zieht sich die Linie der neuen Straße dahin, und wo jüngst noch der Eisbock gestanden, da steht jetzt ein Pfahl mit der bekannten weißen Tafel: „Baustellen zu verkaufen.“

Weihnachten unter den Krüppeln.

(1872.)

Wie wenig kennen wir doch, wir, die wir in Berlin leben, dieses unser Berlin! Tagtäglich gehen wir durch seine Straßen und beobachten die Flut des Lebens, die sich auf ihnen bewegt, sehen alte Häuser verschwinden und neue Häuser entstehen, sehen den Umfang der Stadt wachsen, ihren Reichthum zunehmen und ihren Luxus sich entfalten. Ah! rufen wir, Berlin wird eine schöne Stadt! Es ist wahr, fügen wir hinzu, der Einzelne mag darunter leiden; die Miethen und die Preise der Lebensmittel steigen, die ersten Bedürfnisse fangen an unerschwinglich theuer zu werden — aber der Einzelne, pah! der Einzelne muß sich fügen, das Ganze florirt. Wenn nur die Welt nicht aus lauter Einzelnen bestände! Den Einzelnen friert, den Einzelnen hungert. Das Ganze ist ein fühlloses Ding; es rührt nicht den Finger, wenn auch der Einzelne zu Grunde gehen mag. So kennen wir auch in Berlin nur das Ganze, und das ist prächtig genug. Das schimmert im Glanze seiner neugewonnenen Millionen; das legt neue herrliche Straßen und Avenuen an; das läßt seine neuen Equipagen dahinrollen und über das steinerne Pflaster den Huf seiner stolzen Pferde donnern, männiglich zurufend:

Seht, was wir für Leute sind! Vor zwei Jahren existirte in Berlin kaum Ein ordentlicher Miethwagen und nicht Ein anständiges Pferd. Nun preiset uns, die wir euch diese zierlichen Gigs und Phaëthons und diese bequemen Broughams, diese mit Sammt und Seide gepolsterten Carrossen, diese Vollblutthiere und diese Kutscher gegeben haben — diese Kutscher! Sagt selbst, ob es dickere, wohlgenährtere Kutscher zu Wien oder in London gibt — wenn sie so dasitzen in ihren weißen Hüten und weißen Kautschukröcken oder in Pelzen, jeder Zoll an ihnen ein Gentleman (oft mehr als bei denjenigen, die im Wagen sitzen!)... Wahrhaftig, das Ganze ist im allerbesten Zustande — floreat, crescat, möge sein Schatten sich nicht vermindern; aber der Einzelne, der Einzelne!

Nein, wir kennen Berlin nicht, dieses Berlin des Einzelnen, welcher Mangel und Entbehrung leidet, oft über allen Glauben und alle Beschreibung hinaus; welcher ankämpft gegen den erbarmungslosen Strom, mit Mühe den Kopf über Wasser hält oder von ihm hinweggerissen wird, ohne daß viel Klagens darüber wäre, ja ohne daß jemand davon erführe; welcher in Elend und zuletzt in Verzweiflung versinkt und welchem am Ende seiner Laufbahn, wenn man ihn eines Morgens im Wasser ertrunken, auf der Straße erfroren oder auf einem Boden erhängt findet, der Polizeibericht einen aphoristischen Nekrolog widmet, meist nur mit den Anfangsbuchstaben und manchmal ganz ohne Namen, den man in vielen Fällen in der That auch gar nicht weiß. Und so liegt diese namenlose Schar von Schiffbrüchigen und Ausgeworfenen des Lebens da — kein bekümmertes Herz an ihrem Sterbelager, kein Leidtragender an ihrem Sarge und kein Leichenstein auf ihrem Grabe — nichts als diese Worte des Polizeiberichts: „Die un-

verehelichte Soundso aus dem Spreekanal gezogen"; „der unbeschäftigte Schreinergeselle Soundso todt in dem Rohbau der Straße Nr. soundsoviel"; „ein unbekannter Mann zur Charité geschafft und unterwegs verstorben". Daß die unverehelichte Soundso an gebrochenem Herzen, der unbeschäftigte Schreinergeselle Soundso an Säuferwahnsinn und der unbekannte Mann an Hunger gestorben ist, das sagt der Polizeibericht nicht, und es geht ihn auch nichts an. **Minima non curat praetor.** Das Ganze muß hübsch in Ordnung gehalten werden, aber der Einzelne wird immer weiter hinausgeschoben, immer tiefer hinuntergedrückt, und dort in den **Inferni** der modernen Gesellschaft begegnet auch nur der Einzelne dem Einzelnen. Mit diesem unaussprechlichen Elend der Einzelnen kann nur eine Liebe des Einzelnen den Kampf aufnehmen, ein Erbarmen, das in seiner Art ebenso groß ist als jenes, — eine Sehnsucht, die das Herz hinabzieht, — ein unendliches Verlangen, theilzunehmen an den Bitternissen des Menschengeschlechtes, an seinen Qualen und seiner gänzlichen Verlassenheit. Auch Virgil und Dante mußten hinabsteigen, um diese Unterwelt namenlos Leidender zu sehen und kennen zu lernen; sie gingen in die Unterwelt, die Unterwelt kam nicht zu ihnen. Die Unterwelt kommt zu niemand, der sie nicht aufsucht; und doch ist sie da — unter unsern Füßen, da wimmelt es von Unglücksgestalten, die wir nicht sehen, und da gellt es von bittern Anklagen, die wir nicht hören. Der Glanz unserer Feste fällt über die Nacht hinweg, und der Jubel des Bacchanals übertönt die schwachen, zitternden Stimmen. Aber wenn das Fest vorüber und der Festlärm verhallt, dann kommt wol ein Tag und eine Stunde, in welcher auch der reichste Mann sich endlich einmal als Einzelner fühlen wird. Dann kommt eine Arbeit, die kein anderer

für ihn verrichten kann. Das Ganze wird fortleben, aber sterben, Gott sei Dank, kann doch nur der Einzelne; da tritt das Ganze nicht für ihn ein, da gibt es keinen Stellvertreter und keinen Delegirten — das muß man selbst thun, ja nicht einmal der ärmste Dienstmann würde für euern ganzen Reichthum, für all euere Paläste, Wagen, Pferde, Gründungen und Verwaltungsrathsstellen euch den Gefallen erweisen, für euch zu sterben. Ich bin überzeugt, er würde es nicht. Denn ob es auch sonst wenig Gewißheit über das zukünftige Leben oder Nichtleben gibt: das ist das Gewisse davon, wie jener Pastor dem General sagte, der etwas Näheres darüber zu erfahren wünschte. „Glauben Sie", fragte ihn der Pastor, „daß Sie nach dem Tode nicht mehr General sein, nicht mehr Excellenz heißen und Ihre Einkünfte nicht mehr beziehen werden?" — „Ja", sagte der General. — „Sind Sie fest davon überzeugt?" — „Ganz gewiß", war die Antwort. — „Nun", versetzte der Pastor, „so wissen Sie ja etwas sehr Gewisses über das jenseitige Leben und können Ihr diesseitiges danach einrichten." Ach — es ist ein trauriges Kapitel, dieses Kapitel vom Sterben; die einzige Regel, die nicht durch die Ausnahme bestätigt wird, trotz jenes Hofpredigers, der, einst vor Ludwig XIV. die Adventsrede haltend, ausrief: „Alle Menschen und alle Könige" — müssen sterben, wollte er sagen; aber den großen Monarchen in all seiner Pracht erblickend, verbesserte er sich und sagte: „Alle Menschen und fast alle Könige müssen sterben!"

Schon öfters in den kleingedruckten Nachrichten unserer Zeitungen hatte ich von einem Krüppelasyl gelesen, welches sich unter dem Namen „Eben-Ezer" in irgendeiner entfern-

ten Gegend unserer Stadt befinden sollte; bald war es ein Aufruf zur Unterstützung, bald eine Anzeige von Vorträgen, die zum Besten desselben gehalten wurden, und endlich eine Einladung zur Weihnachtsfeier. Dieser Einladung beschloß ich zu folgen. Das Asyl liegt in der Elisabethstraße. Wo ist die Elisabethstraße? fragte ich mich und suchte in einem Plane von Berlin. „Die Königsstraße hinab — über den Alexanderplatz — erste Parallelstraße rechts an der Landsbergerstraße, hier einbiegen und dann über die Kurze Straße hinaus.“ Mit dieser Information in meinem Notizbuche verließ ich am zweiten Weihnachtsnachmittage meine Wohnung; ziemlich früh, denn der Weg war weit.

Schönes, mildes Winterwetter; der Himmel blau, die Sonne noch in ihrem Niedergange einen warmen rothen Schein über die Häuserdächer ausgießend, die Straßenfernen von einem feinen bläulichen Duft erfüllt, die Pflastersteine feucht, hier und da noch ein bischen Schnee. Ganze Wogen von Spaziergängern kamen mir entgegen; in Festgewand und Festlaune suchten sie die Vergnügungslocale vor den Thoren, die Cafés, die Bierhäuser und Restaurants, die Concerte, die Bälle auf. Je mehr ich mich in das Innere der Stadt verlor, desto stiller ward mein Weg. Das Leben hatte sich nach der Peripherie gedrängt; hier ist der Sitz des Werkeltags und seiner Arbeit, draußen der des Festtags und der Erholung. Die Weihnachtsbuden auf dem Schloßplatze standen noch; aber es waren keine Käufer da, und die Verkäufer waren zufrieden, denn sie hatten ihr Geschäft gemacht. Der Mann mit den „Chrolometern“, Kinderuhren von Blech und für sechs Dreier, hatte ausverkauft; der Junge mit den „Orjenalspaßvögeln“, kleinen hölzernen gelbangestrichenen Dingern, kam die Breite Straße

nicht mehr herab mit seinem Rufe: „Hier ist der Vogel für 'nen Groschen", und selbst das kleine Mädchen mit seinen Schäfchen — „einen Dreier das Schäfchen" — hatte seinen Platz zu Füßen des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke verlassen. Sie feierten alle heute Weihnachten, und ich gönnte es ihnen von Herzen.

Die Dämmerung begann. Hier und dort an den Fenstern, in den Läden zeigte sich schon ein Licht. Der Weiser der Rathhausuhr stand auf vier. Und mein Weg war noch immer weit. Auch auf dem Alexanderplatze ist ein kleiner Weihnachtsmarkt mit Buden und Zelten, und hier flimmerten schon die Lämpchen durch den frischen feuchten Abend. Nun galt es abzubiegen; zuerst eine Straße mit sehr hohen Häusern, mit sehr vielen Läden und sehr vielen hellen Fenstern, Bäckerläden, Conditoreien, Restaurationen, Cigarrenhandlungen; dann eine Straße mit sehr unregelmäßigen Häusern, das eine hoch, das andere niedrig, das eine breit, das andere schmal — Gärten und Gartenmauern dazwischen, eine sehr altmodige Straße mit sehr vielen dunkeln Fenstern — die Elisabethstraße, ziemlich leblos in dieser Stunde — kein Wagen, nur einzelne Menschen, und hier neben einem neuen dreistöckigen Hause mit hohem Parterre ein ärmliches, ältliches Haus mit Dachkammern, wenig einladend und ohne Licht außer dem, welches durch die geschlossenen Schalter des Erdgeschosses mühsam hindurchquillt. Dieses ist das Haus, das ich suche, das Haus der Krüppel; in der Dämmerung erkenne ich über den niedrigen Fenstern des Erdgeschosses die Worte „Eben-Ezer".

Ich trete ein in das Haus mit dem altbiblischen Namen. Es ist noch immer dunkel. Ich befinde mich auf einem schmalen Hausflur, in der Finsterniß, ohne zu wis-

sen wohin. Eine alte Frau taucht irgendwo vor mir auf. Sie steht plötzlich vor mir, ohne daß ich weiß, woher sie gekommen. „Darf ich der Weihnachtsfeier beiwohnen?" frage ich. „Ja", sagt sie und klopft einigemal mit dem Finger gegen eine Thür, die ich bis dahin nicht gesehen. Die Thür öffnet sich, und eine Fülle von Licht und Wärme strömt mir entgegen — es flirrt mir von einer Masse bunter, schimmernder Dinge vor den Augen, von Grün, von Roth, von Silber, von Gold — und eine Menge von undefinirbaren Gestalten bewegt sich hin und her. Ein alter Mann mit langem, ergrauendem, schlichtem Haar um den Kopf, der dem Kopfe eines Märtyrers oder Apostels auf den Gemälden von Gebhard gleicht, empfängt mich, heißt mich eintreten; man bietet mir an einem großen runden Tische zunächst der Thür einen Stuhl. Man kommt mir von allen Seiten mit vieler Höflichkeit entgegen, ich setze mich, und da bin ich unter den Krüppeln.

Zwei blinde Männer sitzen auf dem Ledersofa neben mir. Hinter mir steht ein siebzigjähriger Greis mit Klumpfüßen; vor mir kauern drei alte Weiber, die so verbogen und verwachsen sind, daß es schwer ist, ihre Formen zu unterscheiden. Links von mir hat ein Mütterchen mit hoch überragendem Rückgrat einen kleinen Jungen auf dem Schoße, der den unverhältnißmäßig dicken Kopf müde an den Arm seiner Beschützerin lehnt. Welch ein wirres Knäuel von Unformen umgibt mich, von Unholden, würde man sagen, wenn man ihnen auf der Straße begegnete. Man wird unwillkürlich an Victor Hugo's Quasimodo und an Daniel Quilp von Dickens erinnert; es ist, als ob nur die Phantasie solche Figuren erschaffen könne. — Aber nein, da sind sie, — da sind sie in Wirklichkeit, da kriechen sie herum, da bewegen sie sich vor meinen Blicken —

alte Männer, junge Männer, alte Frauen, junge Frauen, Mädchen, Kinder — Misgestalten, zum Unglück erschaffen und gewohnt, von den Glücklichern gemieden zu werden, hier aber weniger unglücklich, weil menschliches Erbarmen sie von der Straße aufgelesen, dem Elend, dem Verlassensein und der Kränkung entzogen und zu einer kleinen Republik versammelt hat, in welcher das gemeinsame Leid sie alle untereinander gleich macht. Und welch ein festlicher Abglanz ruht auf diesen gramgezeichneten Gesichtern, auf diesen unförmlichen Stirnen, breitgezogenen Lippen, wachsgelben Wangen! Nein, hier ist kein Daniel Quilp und kein Quasimodo zu finden; niedergebeugt von der Last ihrer Körper, hat das Unglück sie nicht trotzig gemacht, sondern milde, und das Licht dieses Abends weckt etwas Hoffnungsreiches, einen Strahl der Freude selbst auf diesen entstellten Gesichtern.

Es ist ein langes, niedriges Zimmer mit einer vorspringenden Wand und vielen Ecken. Den Hintergrund nimmt eine Tafel ein, auf der die Weihnachtsgaben ausgebreitet sind und die Tannenbäume leuchten — der Geruch des Grüns durchdringt die schwüle Atmosphäre, und an den Zweigen desselben funkeln die mannichfachsten Herrlichkeiten in Gold- und Silberschaum. Vor dem Baume, auf dem Tische springt eine kleine Fontaine, die ein ehemaliger Maschinenbauer, den die Arbeit zum Krüppel gemacht, gar kunstvoll errichtet. Er freut sich an seinem Werke, obgleich es ihm noch jetzt, nach der Vollendung, die größte Mühe verursacht; denn das Blechgefäß, welches den Springbrunnen speist, hängt an der Wand, und er muß es beständig mit Wasser füllen, damit der schwächer werdende Strahl sich aufs neue belebe. Doch unermüdlich steigt er von dem Stuhle zu dem Wassereimer und von

dem Wassereimer wieder auf den Stuhl und sieht sein kleines Brünnlein im Schein und Schimmer der Weihnachtslichter spielen und ist zufrieden.

Ich erhebe mich mit Erlaubniß des alten, grauhaarigen Pförtners, um die Weihnachtsgeschenke zu betrachten. Von der Decke herab hängt ein blaues Blatt mit der Inschrift in Weiß: „Ich aber und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.“ Neben dem Tische steht eine würdige Matrone in Silberhaar und mit schneeweißer Schürze. Sie macht den Eindruck der Behäbigkeit, selbst hier noch unter den Krüppeln. Sie sieht gesund aus, aber sie ist eine Invalidin nichtsdestoweniger. Trotzdem macht sie sich hier nach Kräften nützlich, ist die Köchin, die Haushälterin, das weibliche Factotum des Asyls. Die Schwache hilft den Schwächern, die Kranke den Kränkern. Sie war einst eines wohlhabenden Bäckers Frau, zuerst in der Rosen-, dann in der Keibelstraße; nachmals, im Jahre 66, hatten sie Malheur, mußten verkaufen, der Mann starb, die rüstige Frau wurde krank, und verlassen von allen fand sie eine Zuflucht bei den Krüppeln. In einer Ecke, nicht weit von uns, saß eine in sich zusammengedrückte, dunkle Gestalt — alles dunkel an ihr, nur das Gesicht war bleich, gekennzeichnet von den Spuren des Grams und der Entbehrung. Sie beugte das Gesicht wie in tiefer Scham oder Reue. Neben ihr saß ein junges, frisches Mädchen in modischem Anzuge — die Tochter jener Unglücklichen, die einst, in den alten Theatertagen von Berlin, unter dem Namen der „schönen Adele“ bekannt war, Adele Böhm — vielleicht ist der Name noch manchem Besucher der alten Königsstadt in der Erinnerung. Aber aus dem Glanze ihrer Jugend sank sie tiefer, immer tiefer — bis sie buchstäblich eines Tags im Straßenschlamme lag. Die Tochter,

ein braves Mädchen, in einer Stahlfedernfabrik beschäftigt, sagte sich von der unseligen Mutter los; erst an dem Tage, wo diese in dem Asyl für Krüppel eine Heimat fand und Besserung gelobte, kam sie wieder, und da saßen sie nun am zweiten Weihnachtsabend zusammen — ein trauriges, aber doch auch ein versöhnendes Bild.

Mehr Gäste waren inzwischen gekommen und hatten in dem beschränkten Raume Platz genommen, bis derselbe dicht gefüllt war. Es war ein kleines Publikum von bescheidenen Leuten, Gönnern oder Gönnerinnen der Anstalt; eine ältere Dame mit ihrer Tochter, ein paar junge Männer mit ihren Frauen, mein Nachbar, der Kassenbote eines hiesigen Bankinstituts, dessen Chef sich mehrfach und auch heute dem Asyl freundlich erwiesen. Immer zuerst ein Pochen gegen die Thür, dann ein halbes Oeffnen derselben, wenn noch irgendein neuer Besuch erscheint, der, so gut es geht, sich in eine der Ecken drückt; es ist wie der Einlaß zu einer Loge, doch ohne jedes Geheimniß. Nun noch ein ganzer Schwarm Kinder, arme Kinder, wie es scheint, aus der Nachbarschaft; und nun ist das niedrige Stübchen voll, die Kerzchen an dem Weihnachtsbaume brennen, Gasflammen außerdem, der kleine Springbrunnen droht zu verschmachten — sehr viel Licht, sehr viel Hitze, sehr viel unruhiges Hinundher in der Versammlung. Endlich geht ein Flüstern von Mund zu Mund: „Die Vorsteherin!"

Die Vorsteherin ist eine untersetzte, kräftige Figur, von mittlern Jahren, mit einem starken Kopfe, einer großen Brille und einem freundlichen, angenehmen Lächeln. Sie hat nichts Pedantisches oder Sentimentales in ihrer Erscheinung; sie macht vielmehr den Eindruck einer praktischen und vernünftigen Natur. Die Bildung ihrer Stirn deutet auf Energie. Sie bewegt sich mit ebenso viel Ruhe als

Bestimmtheit, wie ein kleiner General. Aber sie begleitet jeden ihrer Befehle mit ihrem gewinnenden Lächeln. Die Krüppel folgen ihr mit den Blicken, wie sie dahingeht; selbst die Blinden horchen auf. Sie trägt ein weites, dunkles Gewand, das ihr etwas Feierliches verleiht, wie die Brille den Ausdruck von Männlichkeit in ihrem Gesicht erhöht. Ihre Stimme hat einen tiefen und sonoren Klang. Sie bringt mit wenig Worten Ordnung in die Menschen. Schemel, Bänke werden an das Klavier geschoben (denn auch ein Klavier ist da, ein altmodischer Flügel), die Kinder werden gruppirt, jedes mit einem Lichtchen in der Hand, der Springbrunnen steigt wieder mit neuer Lebendigkeit, im Hintergrunde formt sich ein kleiner Chor von Sängern. Die Vorsteherin begrüßt die Gäste, sie tritt auch zu mir heran und reicht mir mit großer Unbefangenheit die Hand. Ich nenne meinen Namen; sie sagt: „Sie sind in eine Hütte der Armuth gekommen." — „Eben deswegen bin ich gekommen", erwidere ich. — „Dann sind Sie mir willkommen", sagt sie und drückt mir noch einmal die Hand.

Die Feier wird eröffnet mit einem Chorliede der Sänger, in welches die ganze Versammlung einstimmt. Die Vorsteherin ist in die Mitte getreten — in die Mitte der Krüppel, der Armen, der Gebrechlichen, die sich um sie zusammenscharen wie um ihren Halt. „Wir singen", beginnt sie, „das Lied: «Wir feiern heut das große Fest» — nach der Melodie von: «Vom Himmel hoch, da komm' ich her»" — und nun vor jeder neuen Verszeile gibt sie mit ihrer starken Stimme den Mitsingenden immer erst den Text, und durch den gedrückt vollen Raum schallt es aus dem Munde der kleinen Schmerzensgemeinde:

Wir feiern heut das große Fest &c.

Nachdem das Lied beendet, sagt sie: „Nun wird unsere blinde Anna uns einen Abschnitt aus der Schrift vorlesen.“ Ein großes Buch, das Neue Testament, ward gebracht, und die Blinde nahm es auf den Schos. Sie war ein junges Mädchen, von 17 oder 18 Jahren, mit rothen Wangen, aber traurigem Gesichtsausdruck. Neben ihr saß ein anderes gleichfalls blindes Mädchen, hinter ihr eine blinde Frau und neben ihr ein blinder Mann. Sie begann zu lesen, indem sie die Finger beider Hände auf ein Blatt des geöffneten großen Buches legte. Sie las gleichsam mit den Fingerspitzen, indem diese langsam über die Schrift dahinglitten — kein Ausdruck des Lebens kam in ihre starren Augen, aber in der Muskelbewegung ihres Gesichts zeigten sich die Spuren der geistigen Arbeit. Es war beinahe wie Klavierspiel — ein sicheres, fast unfehlbares Berühren der Tasten; immer, wenn sie mit beiden Händen am Ende einer Zeile angekommen war, hielt sie einen kurzen Moment inne, bis sie die folgende Zeile gefunden. So las sie von den Weisen aus dem Morgenlande, von dem Stern, der sie geführt, und von dem Engel des Herrn, der Joseph im Traum erschienen, — sie, die Blinde, für welche diese Visionen vielleicht vorübergehende Wirklichkeiten waren.

Die Vorsteherin nahm hierauf das große Buch wieder in Empfang, streichelte der blinden Anna die Wange und sagte, daß sie gut gelesen habe; dann erhoben sich alle vier Blinde von ihren Sitzen, der blinde Mann prüfte mit einem Ausdruck von großem Ernst eine Stimmgabel, die er aus der Tasche gezogen, und gab einen Ton an, welchen die andern leise wiederholten. Dann sangen sie zusammen ein Quartett mit so reinen, hellen und wohlklingenden Stimmen, daß es das Rührendste war, was man

hören konnte; und wie sie sangen, verklärten sich ordentlich die Gesichter der Vier, die, wie sie dastanden, von allen gesehen wurden und niemand sahen. Es kam etwas wie ein seliges Lächeln über diese sonst so regungslosen Züge, wie das geistliche Lied so volltönend durch die stille menschenerfüllte Stube dahinklang.

Als jene sich wieder gesetzt hatten, nahm die Vorsteherin das Wort. Sie glaube, begann sie, den anwesenden Gästen und Freunden es schuldig zu sein, eine kurze Rechenschaft abzulegen über den bisherigen Bestand der Anstalt und einige Blicke in deren inneres Leben thun zu lassen. Sie erzählte, wie sie ohne Hülfe oder Anstoß von außen, nur im Vertrauen auf Gott das Asyl gegründet, vor etwa zwei Jahren, und wie es sich seitdem derart erweitert, daß es gegenwärtig 30 Krüppel beherberge, von denen nur einige wenige dafür zahlen könnten, die meisten hier unentgeltlich seien. Sie sprach mit einer einfachen, aber ergreifenden und überzeugenden Beredsamkeit, und sie brauchte zum Beweise für jedes ihrer Worte uur auf die Schar der Unglücklichen zu zeigen, die rings um sie her andächtig und aufmerksam saßen — Illustrationen gleichsam, lebendige Bilder zu ihrem Text. Sie erzählte auch, wie sie dazu gekommen, sie, eine einzelne Person, all diese Last auf sich zu nehmen. „Ich bin", so sagte sie ungefähr, „eine Bibel- und Tractatverbreiterin auswärtiger Gesellschaften; das ist mein eigentlicher Beruf, und in Ausübung desselben bin ich in die Wohnungen der Armuth, in die Keller und die Hinterhäuser dieser großen Stadt gekommen, und die Masse menschlichen Elends, die ich da gesehen, hat mich tief erschüttert. Es ist mehr, als ich sagen kann, und mehr, als jemand glauben kann, der es nicht selbst gesehen. Ich bin bald dahin gekommen, mir

zu sagen, daß es nicht genug sei, diesen Armen die Bibel und die Tractate zu bringen, daß man ihnen die Bibel nicht bringen solle, wenn man in der andern Hand nicht Brot für sie habe. Ich habe gesehen, daß ein solcher Unglücklicher, Hungernder das Wort Gottes zerriß und unter die Füße trat. Aber sollte ich ihn verdammen oder den andern, der dem um Brot Bittenden das Tractätlein gab?" Sie erinnerte dann an den großen Stifter der christlichen Religion, an ihn, dessen Geburtsfest sie heute hier feierten, — wie er die Hungerigen gespeist, die Schmachtenden gestärkt und die Kranken geheilt, bevor er ihnen gepredigt habe. Dieses Beispiel nachzuahmen sei ihr in ihrem Berufe immer als das Heiligste erschienen. Und da sei sie nun auf ihren Wanderungen einst nach Erkner gekommen, dem Dorfe draußen an den Kalkbergen, und dort in einer Hütte habe sie einen Krüppel gefunden, einen jungen Mann von noch nicht viel über 30 Jahren, welcher seit 16 Jahren das Bett nicht mehr verlassen habe! Sechzehn Jahre liegen — immer liegen ohne Freude, ohne Zuspruch, ohne Trost und ohne Hoffnung! Sie beschrieb nun, wie sie dem kranken Manne die erste Freude dadurch bereitet, daß sie sich, von ihm ungesehen, unter sein Fenster gestellt und auf einer Ziehharmonica ihm ein geistlich Lied vorgespielt. Musik — hier in dieser öden, einsamen Krankenstube; der erste Laut des Lebens, der sich wieder nahte! Sie berichtete dann weiter, wie sie mit Unterstützung einiger Befreundeten dem jungen Manne sein Los erleichtern konnte, wie man für das Nothwendigste sorgte, wie man ihm dann eine Pfeife kaufte — „eine so lange Pfeife", sagte die Rednerin —, wie man ihn hinaustrug unter die Linde, in den Sonnenschein, in den Frühling, — den er 16 Jahre nicht mehr gesehen hatte!

Es bedurfte keines oratorischen Schmuckes, um diese Mittheilungen sehr ergreifend zu machen. — Da sei ihr der Gedanke gekommen, fuhr sie fort, dieses Asyl zu gründen, und sie habe das Werk vollführt, obwol es in seiner Existenz noch heute nicht gesichert sei. Sie lebe mit ihren dreißig und einigen Krüppeln von einem Tage zum andern; aber sie habe den Muth, weiter zu kämpfen, und sie dürfe auch nicht so undankbar sein, um die Hülfe zu vergessen, die ihr, wenn auch durchaus unzureichend, von da und dort, besonders aber von den Juden gewährt worden. „Hier sind sie", rief sie mit steigender Erregung, indem sie auf die Blinden, die Lahmen, die Taubstummen und die Verkrüppelten wies, „sie alle, die Kinder des Einen Vaters, der ihnen ihr Unglück zu tragen gab. Wie könnte ich einen Unterschied zwischen ihnen machen? Hier sind Protestanten, Katholiken, Mennoniten, Baptisten und Juden; denn ich, wiewol im festen Glauben an den, dessen Fest wir heute feiern, habe niemals nach ihrer Religion gefragt, sondern nur nach ihrem Unglück, und ich will auch nicht, daß man hier, in diesem ihren Asyl und Zufluchtsort, ihren Seelen einen Zwang anthue. Der Jude, der hier unter uns ist, bekommt das Essen von einem seiner Rabbinen, weil er zu fest an den mosaischen Satzungen hängt, um von unsern Speisen zu genießen. Gut; hier, unter diesem Dache, sollen keine Bekehrungsversuche an ihm gemacht werden. Meine Protestanten und meine Katholiken — sie gehen, ein jeder von ihnen, seinen Weg. Ich habe sie von der Straße hereingenommen, nicht, um ihnen ihre Gewissensfreiheit zu verkümmern." — Sie ging hierauf zu persönlichen Nachrichten von den einzelnen Insassen des Asyls über. Das waren dunkle, dunkle Blätter aus der Nachtseite des berliner Lebens — jede einzelne

Geschichte das Thema zu einem socialen Roman! Hier war ein Mann, der gleich zu Anfang der Wohnungsnoth obdachlos geworden, ein Krüppel schon damals. Die Wirthin, bei der er bis dahin gewohnt, machte ihrem Leben und ihrem Elend ein Ende, indem sie sich zusammen mit ihren Kindern ins Wasser stürzte. Da bezog der Aermste einen leeren Pferdestall, in dem er vier Monate hauste, bis der Eigenthümer des Stalls wieder ein Pferd anschaffte; nun theilte der Krüppel seinen Wohnort mit dem Pferde, und seine Lähmung nahm unter diesen Umständen so zu, daß er sich zuletzt nicht mehr — salva venia! — von dem Pferdemist reinigen konnte, in welchem er lag. So fand ihn die Vorsteherin des Asyls und rettete ihn. Einen andern alten Mann holte sie aus einem verschütteten Bau. Einen plötzlich erblindeten Schriftsetzer nahm sie zu sich, als ihm nichts anderes auf der Welt mehr übrig war als das Arbeitshaus seiner Heimat und ein Eisenbahnbillet vierter Klasse, um es zu erreichen. „Ein blinder Mann", rief sie aus, „ein Mann von Bildung, dessen Gemüth fast mehr noch verdunkelt als seine Sehkraft, — für diesen Mann" — und sie deutete auf einen jungen Mann mit leidendem, feinem Gesicht — „das Arbeitshaus und die vierte Klasse!" Die „schöne Adele" ward ihr in einem Zustande gebracht, welchen sie nur annähernd beschrieb und von welchem sich in einem für den Druck bestimmten Aufsatze nicht einmal so viel sagen läßt. Ihr ganzer Anzug bestand in einem zerrissenen Kleide und zerrissenen Schuhen — ihr fehlte sogar das Hemd. Sie hatte zuletzt in den niedrigsten Kneipen von Berlin gesungen und getanzt und manchmal in einer Nacht an 25—35 Cognacs getrunken! Das war ihr Leben gewesen, bis man sie ihr (der Vorsteherin) vor wenigen Wochen buchstäblich ins

Haus warf, — sie hatte monatelang vorher in all den langen, kalten Winternächten draußen auf den Steinen geschlafen. „Und dieses unselige Geschöpf hätte ich zurückweisen sollen?“ fragte die Rednerin. „Da sitzt sie — dort, in der dunkeln Ecke des Zimmers; aber ich darf es ihr zum Lobe nachsagen, sie hat Besserung gelobt und bis heute gehalten — auch nicht mit dem leisesten Worte hat sie nach einem Schnaps verlangt; und was das heißen will, welche Selbstüberwindung darin liegt, das kann nur derjenige beurtheilen, der mit den Zuständen dieser unserer gesunkenen Mitmenschen so vertraut ist, wie ich es bin.“

Ich könnte die Liste dieser durch Schuld oder Schicksal Getroffenen noch vervollständigen; doch ich eile zum Schluß. — „Jetzt“, sagte die Rednerin, nachdem sie ihren Vortrag geschlossen, „werde ich niederknien und beten; ich bitte nicht, daß die hier Versammelten mit mir niederknien, aber ich bitte, daß sie mit mir beten mögen.“ Und nun stieg ein inbrünstiges Gebet aus ihrer Seele, wie ich es selten gehört — herzbewegend, markerschütternd, wie sie dankte für den Segen, der ihr bisher geworden, und wie sie flehte: „Gott, Gott! stoße mich mit meinen dreißig Krüppeln nicht wieder auf die Straße — laß meine Blinden nicht wieder ohne Führer irren und meine Lahmen nicht mehr ein Spott und Spiel der Roheit werden.“ . . . Sie selber weinte nicht; aber um sie her war ein Schluchzen, welches wol zum Himmel gestiegen und dort — so wollen wir hoffen — von dem einen und einzigen Gott der Protestanten, Katholiken, Mennoniten, Baptisten und Juden erhört worden sein wird.

Und dann kam die Bescherung; alt und jung ward

an die reichgeschmückten Tische zu den Weihnachtsbäumen geführt, und wo noch eben Betrübniß geherrscht, da herrschte nun die reinste Freude, von welcher auch ich einen Strahl und Abglanz mit mir nahm in die feinern Gegenden von Berlin.

Literarisch-artistische Studien in den Hinterstuben.

1. Die Bücher meines Bedienten.

(1870.)

Die Souterrains, die Dachstuben und die Hintertreppen unserer Häuser sind die Region einer ganz eigenartigen Sorte von Literatur, welche darum nicht weniger existirt, daß wir sie nicht kennen oder keine Notiz von ihr nehmen. Ich wage zu behaupten, daß in diesen Seitengebieten unserer gegenwärtigen Bildung wahrscheinlich mehr gelesen und ganz bestimmt mehr gekauft wird als in denjenigen, welche für die Front derselben gelten, und daß man sicherer ist, in den ärmlichen Räumen unserer Kellerbewohner eine „kleine, aber gewählte" Bibliothek zu finden, als in den von Silber, Marmor und Bildern strahlenden Salons des ersten Stocks. Die Dame des Hauses läßt sich den epochemachenden Roman aus der Leihanstalt kommen, die Köchin kauft ihn; das ist der Unterschied. Es versteht sich dabei von selbst, daß es andere Romane sind, welche im Salon, und andere, welche in der Küche Aufsehen machen; aber das Factum bleibt doch darum dasselbe. Die vornehmen Leute, welche Diners geben, Equipagen halten und die Kunst protegiren, lesen im besten Falle; allein die Domestiken, welche das Diner serviren,

der Kutscher und der Portier kaufen. Freilich wird es ihnen auch leichter gemacht, mit den Schätzen der Literatur bekannt zu werden, welche sie besonders lieben. Männer mit bärtigen Gesichtern und einer Ledertasche — Figuren, wie sie dreist in jedem der Romane auftreten könnten, deren hauptsächlichste Verbreiter sie sind — tragen dieselben von Haus zu Haus. Sie kennen jeden Winkel, in dem ein Kunde wohnt, und suchen ihn regelmäßig auf. Sie sind auf das genaueste bewandert in ihrem Reiche und finden sich in seinen dunkelsten Gängen zurecht; aber sie hüten sich wohl, die Grenzen desselben zu überschreiten, und selten werden wir ihnen auf den Wegen, die wir zu gehen gewohnt sind, begegnen. Sie sind die Hausirer der Literatur oder, wie sie mit dem officiellen Namen heißen, „Colporteure"; und neben den andern hervorragenden Eigenschaften, welche das Metier von ihnen verlangt, ist besonders der Instinct zu bewundern, die feine Witterung, mit welcher sie jeden Liebhaber ihrer literarischen Waare ausfindig machen, der Scharfsinn und das Mistrauen, mit welchem sie jedem Andersgläubigen auszuweichen, jeden Zweifler zu vermeiden wissen. Es fehlt uns dennoch nicht ganz an Gelegenheit, sie wenigstens „an ihren Früchten" zu erkennen; denn wunderbare gelbe, rothe und grüne Zettel bleiben zurück, wo immer sie gewesen. Es sind dies die Ankündigungen der Werke, welche sie in Vertrieb genommen, gleichsam ihre Visitenkarten, welche sie abgeben, bevor sie selber ihre Aufwartung machen. Sie sind dabei nicht scrupulös wie wir andern, die dergleichen nur zu überreichen pflegen, wenn man uns wenigstens die Thür öffnet; sie schieben dieselben vielmehr zwischen Thür und Schwelle herein oder durch irgendeine Ritze, die sich bietet, mit einer an Ueberzeugung grenzenden Sicherheit erwar-

tend, daß sie dort ihre Wirkung thun werden. Diese Blätter sind sozusagen mit Zündstoff gefüllt und explodiren bei der ersten Berührung wie Bomben; es muß sehr schwer sein, den Verlockungen derselben zu widerstehen.

Ich verdanke diese Beobachtungen gelegentlichen Blicken in unser Domestikenzimmer, und ich habe namentlich meinen Diener in Verdacht, ein Liebhaber der Hintertreppen-Literatur zu sein und ihre fliegenden Agenten zu begünstigen. Er hat einmal den Versuch gemacht, die Romane zu lesen, welche sein Herr und dessen Freunde schreiben; doch sei es nun, daß Furcht vor Entdeckung ihn beschlich oder daß die Cigarren der Frontzimmer ihm schließlich doch noch mehr behagten als ihre Bücher: er ist zu seiner alten Neigung zurückgekehrt und sein „Arbeitstisch" mehr denn je bedeckt mit den bewußten farbigen Blättern. Ich benutze nun einen Augenblick seiner Abwesenheit, um die neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete zu studiren, zittere jedoch schon vor dem Tage, wo er es entdecken wird, daß ich der Welt die Geheimnisse seiner Lektüre verrathen habe!

Alle diese Ankündigungen sind in einem blühenden Stil geschrieben, welcher sich nicht nur an das Herz und die Phantasie, sondern ebenso sehr an das Gerechtigkeitsgefühl der Leser wendet. Es ist ein Menu der ausgesuchtesten Verbrechen, wobei jedes Laster in gesperrter Schrift gedruckt ist; aber das letzte Wort ist entweder der Sieg der Tugend oder die Entlarvung des Heuchlers, des Uebelthäters Hinrichtung oder der „Tag des Lichts" für das verfolgte Opfer. „Die Strafe" folgt der Missethat langsam, meist erst im Schlußkapitel; aber sie folgt ihr doch, und die Justiz ist alsdann eine summarische: sie macht auf Einem Blatte wieder gut, was auf einigen hundert gesün-

digt worden ist. Außer dem furchtbaren Text versprechen diese „Einladungen zur Subscription“ regelmäßig zwei, manchmal auch drei prachtvolle „Kunstbeilagen“, welche gegen „geringe Vergütung“ nachgeliefert werden, zu den Werken selber aber in gar keiner denkbaren Beziehung stehen, z. B. „Susanna im Bade“ oder „Magdalena die Büßerin“ oder „Die Auffindung des Moses durch die ägyptische Königstochter“. Die Worte „Billigkeit“ und „geringer Preis“ werden an jeder passenden Stelle nachdrücklich betont, wiewol ein solches Werk mit seinen „sauber colorirten“ Pertinenzien dem Abnehmer leicht zwischen drei und vier Thalern zu stehen kommen mag, dabei jedoch wiederholentlich bemerkt, daß es „mit klarer, selbst für schwache Augen lesbarer Schrift“ gedruckt sei. Ein fernerer Trick dieser Ankündigungen ist es, gewisse Kapitelüberschriften „hervorzuheben“, welche besonders geeignet scheinen, auf ein naives Gemüth Eindruck zu machen, wiewol ein einigermaßen kritischer Leser nicht begreifen wird, wie sie in diesen Zusammenhang kommen. So z. B. finden sich in der historisch-romantischen Erzählung: „Die unglücklichen Frauen Heinrich's VIII. von England und ihr schreckliches Ende auf dem Blutgerüst“, folgende Kapitelüberschriften „hervorgehoben“: „Der Junker vom Wald. — Der Troubadour. — Der Cardinal in den Klöstern. — Energie paart sich mit Glück. — König Heinrich überrascht Anna Boleyn in ihrem geheimen Gemach. — Johanna Seymour's Ritt auf weißem Zelter. — Heinrich's VIII. gräßliches Ende.“ — Worin dieses „gräßliche Ende“ besteht, wird wahrscheinlich mein Bedienter, der den Roman gelesen, besser sagen können als ich, da ich nur die Ankündigung desselben kenne. Gräßlich muß auf jeden Fall das Ende dieses Monarchen gewesen sein, den der Ver-

fasser des Prospects abwechselnd „den königlichen Tiger" und „den Tiger auf dem Throne" nennt. „Aber auch ihn, den Tiger auf dem Throne, ereilt die Nemesis, ereilt die nie ausbleibende Vergeltung — bereits hier auf Erden!" Obwol nun dem genauesten Kenner der englischen Geschichte von dieser „Vergeltung" nichts zu Ohren gekommen und selbst Mr. Froude, der neueste Biograph des Königs, von dem Ende desselben nur zu erzählen weiß, daß er ganz friedlich auf seinem Bette gestorben ist wie andere Ehemänner, die weniger Frauen gehabt als er, so beruhigt sich doch Herr Ernst Pitawall, der Verfasser der „historisch-romantischen Erzählung", keineswegs dabei. Denn es scheint in der Natur dieser Romane zu liegen, daß sie geschichtlicher sind als die Geschichte, indem sie Schiller's Worte: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", ganz buchstäblich nehmen. Diese Schriftsteller betrachten sich als die Vollstrecker der Gerechtigkeit „bereits hier auf Erden"; und wenn die Geschichte sich ein derselben verfallenes Opfer hat entgehen lassen, so sind sie bereit, Nachrichterdienste an ihm auszuüben. Männer, die historisch ordnungsmäßig gestorben und begraben sind, lassen sie, von einem dunkeln Gerechtigkeitsdrange getrieben, heimlich fortleben, einzig zu dem Zweck, um sie später vor den Augen ihres Publikums noch hinrichten zu können. Sie sind die geborenen Scharfrichter und Henkersknechte der Literatur, ihre Detectives und geheimen Polizisten. Sie wittern das Verbrechen noch im Grabe, und die Gruft der Könige nicht einmal ist sicher vor ihnen. Man beachte die Feinheit des Stils, verbunden mit einer gewissen die Regeln der Grammatik verachtenden Hoheit der Gesinnung, in folgender Sentenz: „In um so lieblichern Scenen die schönen (unsers vollsten Mitleids werth, weil so sehr unglücklich endenden) Frauen Hein-

rich's VIII. aus prächtigstem Farbenschmuck (?), wie aus hellglänzend weithin schimmerndem Rahmen (!), imponirend und überraschend schön hervortreten, um so erschütternder wirkt auf uns das gräßliche Ende" u. s. w. Immer dieses gräßliche Ende! Da, wie gesagt, mein Bedienter abwesend ist, so fehlt mir jedes Mittel, mich über die besondere Beschaffenheit dieses gräßlichen Endes näher zu unterrichten; aber nach dem Ingrimme, mit welchem Herr Ernst Pitawall „diesen blutigen Herrscher" behandelt, „diese mordlustige Katze, die zuerst ihr Opfer umkost" — nach all diesen Invectiven, mit denen er den achten Heinrich überhäuft, muß das Ende, das er ihm in seinem Romane bereitet hat, ein sehr gräßliches sein, in der That!

Ich habe niemals einen Artikel mit stärkerm Herzklopfen geschrieben als diesen hier. Denn jeden Augenblick muß ich gewärtig sein, daß mein Bedienter zurückkehrt und seine Blätter vermißt. Eilen wir daher, mit dem Reste seiner werthvollen Collection so rasch als möglich bekannt zu werden. Der zweite Bogen ladet meinen Bedienten ein, zu subscribiren auf: „Berliner Bauernfänger oder: Die Geheimnisse der Residenz." Dieses Werk, von welchem die glücklichen Abonnenten höchstens 60 Bogen zahlen sollen (denn was über 60 Bogen sein wird, bekommen sie gratis), ist ein „Sittenroman aus Berlins Neuzeit", und der Verfasser nennt sich A. Beissel. Zunächst ist auch hier wieder die Tendenz auf die Gerechtigkeit ersichtlich. „Hunderte von Verbrechen gelangen fast täglich zur Kenntniß der Behörden; Hunderte, ja oft die größten Verbrechen, wie Mord und Todtschlag, bleiben verschwiegen und kommen nie ans Tageslicht." Allein Herr Beissel wird sie schon ausfindig machen; in den dicksten Lettern, die sich im Setzerkasten fanden, und mit einer

Druckerschwärze, so schwarz als die schwärzesten Verbrechen, leuchten in seinem Inhaltsverzeichniß die schrecklichen Worte: „Der Tag der Rache. — Die Vergeltung. — Die Strafe. — Der Tag des Lichts." — Aber nicht nur ein Verwalter der Gerechtigkeit und ein Rächer der Unschuld ist Herr Beissel, er decouvrirt sich uns auch als ein Hort und Vormund aller Geprellten. „Tausende von Reisenden verweilen täglich in den Mauern dieser Stadt (soll Berlin sein, obwol die Mauern längst abgebrochen sind), um die großartigen Denkmäler der Kunst zu bewundern; doch auch das Verbrechen (so erhebt Beissel seine warnende Stimme) hat sich in ihr eingenistet." Um nun diese „Tausende von Reisenden" vor diesen „Hunderten von Verbrechen" zu beschirmen, macht der Verfasser sie mit den „schmuzigsten Spelunken" bekannt, „wo nur das Verbrechen und die Schamlosigkeit hausen und wohin der «Schlepper» sein armes Opfer lockt." . . . Dahin, dahin laß uns ziehn! — „Er hat einen reichen Gutsbesitzer, welcher in Berlin seine nothwendigen Geschäfte abwickeln will, schon auf dem Bahnhofe mit seinem Netz umsponnen; er führt ihn in ein elegantes Restaurant, wohin ihm das Opfer ahnunglos folgt. Am andern Morgen erwacht der Geprellte mit zerschlagenen Gliedern an einem abgelegenen Orte." Woraus erhellt, daß unter diesem Orte, nach welchem er ihn mit seinem verlockenden „Dahin, dahin!" gezogen, nicht das Land zu verstehen ist, „wo unterm Laub die Goldorangen glühn". Zu diesen beiden Tendenzen gesellt sich als dritte: vornehmen Verbrechern die Larve vom Gesicht zu ziehen. „Wo es uns nicht gestattet ist, dieselben unter ihren wahren Namen auftreten zu lassen, werden wir ihnen andere Namen beilegen, die Thatsachen jedoch so eingehend schildern, daß der Leser ohne große Mühe sie errathen wird." Eine

Ausnahme macht Herr Beissel nur zu Gunsten des berüchtigten Malers von Zastrow, welchen er in dem Kapitel: „Dunkle Naturen und naturwidrige Verbrechen“, mit allen ihm gebührenden Ehren seines Namens, Ranges und Standes in Scene setzt.

Das dritte Buch meines Bedienten ist: „Barbara Ubryk, die unglückliche Nonne von Krakau. Historisch-romantische Erzählung von George F. Born.“ Ich vermuthe sogar, daß dieses Buch seinem Herzen besonders theuer sein müsse; denn in seiner Collection befinden sich zwei Subscriptionsbogen dieses Werks. „Wer hörte nicht von Barbara Ubryk?“ beginnt Herr George F. Born seine beredte Ankündigung. „Wer bemitleidete nicht die während ihrer länger denn zwanzigjährigen Einmauerung im Kloster der Karmeliterinnen zu Krakau wahnsinnig Gewordene? Wahnsinnig, auf verfaultem Stroh?“ u. s. w. Die bloße Andeutung all des Furchtbaren, was der Verfasser zu schildern hat, ist so überwältigend, daß er mit einem Ausdrucke, der über allen Zweifel erhaben ist, ausrufen kann: „Unser Werk wird die hochgespanntesten Erwartungen unserer nach Hunderttausenden zählenden Leserinnen erfüllen!“ Ich gestehe, daß dieser Herr George F. Born mir imponirt. Herr Beissel zählt nur nach Hunderten und Tausenden, aber Herr George F. Born zählt nach Hunderttausenden. Das ist die Sprache, die ich liebe. Das Bewußtsein macht den Autor, und es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken. Er läßt daher auch alles hinter sich, was Herr Ernst Pitawall für Heinrich VIII. gethan. „Die Pforten aller Kerker der Inquisition der Neuzeit, also auch die Thüren“ (dieses „also“ ist unbezahlbar!) „des Gefängnisses dieses Klosters öffnen sich vor unsern Augen; wir belauschen, ja wir schauen von ihren Anfängen ab bis zu ihren

Ausgängen in unsern Tagen die so geheimnißvollen Vorgänge dieses jetzt die gesammte gebildete Welt bewegenden Ereignisses" u. s. w. Ich kann mir vorstellen, welchen Eindruck gerade diese Stelle mit ihren „Ausgängen" und „Vorgängen" auf das unverdorbene Gemüth meines Bedienten machen und wie es seinen Ehrgeiz spornen muß, durch das Interesse für dieses „Ereigniß" zu zeigen, daß auch er zur „gebildeten Welt" gehört, die dasselbe nach den Worten des Prospects „bewegt". Die Kapitelüberschriften erschöpfen diesmal nicht nur alle Höhen und Tiefen der Gesellschaft, sondern auch alle Schrecken der Natur. Es kommen darin vor: eine Hyäne, eine Zobeljagd und ein Löwenwärter; „Fürst Aschoff und Kaiser Nikolaus"; „Der Jesuitengeneral und das Gespenst der Steppe"; „Paris und Petersburg"; „Die Schneefelder Sibiriens und die Flucht durch die Wüste". Das Wunderbarste jedoch ist das letzte Kapitel, denn dieses betitelt sich: „Der Tag der Vergeltung." Ich habe schon oben angedeutet, daß es diese historischen Romantiker oder romantischen Historiker niemals ohne den „Tag der Vergeltung" thun; er ist für sie de rigueur. Aber ich wäre wol neugierig, — und ich glaube, daß auch meine Leser, welche nicht seine Leser sind, neugierig wären, zu erfahren, in welcher Weise bisjetzt für Barbara Ubryk der „Tag der Vergeltung" gekommen sei. Doch das ist das Geheimniß des Herrn George F. Born und — meines Bedienten.

Aber — o weh! Da klingelt es! Mein Bedienter kommt zurück. Ich muß mich daher sans adieux von dem Leser verabschieden, um (ehe die Thür geöffnet) „Barbara Ubryk, die unglückliche Nonne von Krakau", „Die berliner Bauernfänger" und „Die unglücklichen Frauen Heinrich's VIII." wieder auf den Tisch meines Bedienten zu legen!

2. Die Tücher meines Bedienten.

(1871.)

Ein Jahr ist vergangen. Es hat sich seitdem vieles in der Welt und manches in der Stube meines Bedienten verändert: der Friede und die schöne Literatur sind daraus verschwunden. Es hat mir übrigens nicht an bedenklichen Vorzeichen für die politische Wendung, welche sich meines treuen Dieners bemächtigen würde, gefehlt. Ein solcher Umschwung vollzieht sich langsam, nach Art der Weltbegebenheiten; aber die großen Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Eines Tages betrat ich sein Sanctuarium, wo neben den Insignien seines Berufs, der Wichsbürste, dem Ausklopfstocke u. s. w., seine literarischen Schätze verborgen zu liegen pflegen. Es war in den schönen Maiwochen, wo man sich fragte: Was werden wir diesen Sommer beginnen, wohin werden wir reisen? Der Roman, der damals meines Bedienten Aufmerksamkeit fesselte, zeichnete sich durch seinen Titel kaum vor den „Geheimnissen der Weltstadt, oder: Sünderin und Büßerin" aus, deren Reize, wie ich wußte, kurz vorher seine Mußestunden ausgefüllt hatten. Sein neuer Band kündigte sich auf dem Umschlage als ein Theil der „Juwelen-Bibliothek" an und versprach seinen Lesern gegen Nachbezahlung von $17\frac{1}{2}$ Silbergroschen mit dem 10. Hefte ein elegantes Tischbesteck, enthaltend ein Paar silberne Messer und Gabel, und mit dem 20. Hefte gegen dieselbe geringe Vergütung ein anderweitiges elegantes Besteck, enthaltend ein Paar große silberne Messer zum Dessertgebrauche. Der Roman, welcher meinen Bedienten künftig in den Stand setzen sollte, mit Silber zu speisen und sein Dessert mit großen Messern zu bearbei-

ten, hieß: „Die Raben des Westens, oder: Kaufmann und Falschmünzer.“ Wer hätte hinter einem solchen Titel etwas Böses geahnt? Die Geschichte beginnt auch unverfänglich genug. „Eine harmlose, biedere deutsche Familie mit einer schönen, wunderbar erblühten Tochter und mehrern tüchtigen, hoffnungsvollen Söhnen schifft sich nach Amerika ein, um daselbst eine bedeutende Erbschaft zu heben.“ Aber kaum haben die Unglücklichen den Fuß „auf den goldgepflasterten Boden der nordamerikanischen Riesenrepublik“ gesetzt, so erhebt sich schon das Verderben gegen sie in der Gestalt — der Jesuiten. Wiewol nun nicht recht abzusehen ist, weshalb die Phantasie des Dichters meinen Bedienten gerade nach Nordamerika, dem protestantischsten aller protestantischen Länder, führen muß, um ihn dort mit den „haarsträubenden Schlichen der schwarzen Garde Roms“ bekannt zu machen, so geschieht es doch; und während wir andern damals noch, die Blicke auf Rom gerichtet, vor der Erklärung der Infallibilität zitterten, zitterte mein Bedienter wegen der „harmlosen, biedern deutschen Familie“, gegen welche nämlich inzwischen die „schwarzen, nächtigen Gesellen“ (sc. Jesuiten) einen Kampf auf Leben und Tod begonnen haben. Allein da ich weiterhin bemerkte, daß „trotz aller Gefahren, trotz der entsetzlichsten, haarsträubendsten Situationen, in welche sie die dämonische Gewalt hineinzieht, sämmtliche Mitglieder der deutschen Familie dennoch vom Untergange gerettet werden, indem die Vorsehung über ihnen wacht und plötzlich, nach so viel Verhängniß und Missethat, sich eine Perspective vor unsern Augen erhebt, welche der entzückendsten Fata-Morgana gleicht“, — so glaubte ich meinen Bedienten beruhigt und beruhigte mich auch.

Allein andere Wolken stiegen am politischen Horizont

auf. Das große Gewitter, welches von Westen heranzog, schreckte die Welt aus den Sommerträumen, denen sie sich schon hingegeben, entvölkerte die Bäder, trieb die Reisenden in Scharen zurück und zwang diejenigen, welche sich erst zur Abreise gerüstet hatten, daheim zu bleiben. Eine andere Wanderung begann: die große Heereswanderung nach Paris! Die Wirkung auf den Büchertisch meines Bedienten konnte nicht ausbleiben. Die Mobilisirungsordre war erlassen, die Stadt wimmelte von Soldaten. Tag und Nacht gingen die Truppen-, Proviant- und Munitionszüge. An Schlachtberichte war freilich in den ersten drei Wochen nicht zu denken und an Depeschen auch nicht. Doch mein Bedienter, sonst ein friedfertiger, längst militärfreier Biedermann, fühlte das Bedürfniß, schon jetzt von Heldenthaten zu hören und zu lesen und seinem plötzlich erwachten Ingrimme gegen den „blutbefleckten Herrscher an der Seine“ (bisher hatte er nicht das mindeste gegen ihn einzuwenden gehabt) einen Ausdruck zu geben. Diesem so sehr berechtigten Empfinden kam ein Roman entgegen, welchen ich sehr bald nach der Kriegserklärung in seinem Atelier fand; derselbe führte den Titel: „Der rothe Husar, oder: Das Gespenst von Sanct-Helena.“ Da man damals noch nicht wissen konnte, welchen Weg der bevorstehende Krieg nehmen würde, so begnügte sich zunächst der Prospect mit der allgemeinen Bemerkung, daß „denn abermals ein furchtbares, blutiges Stück der Tragödie der Weltgeschichte in dem vorliegenden, aus geheimen Archiven, Memoiren und der lebendigen, ereignißvollen Gegenwart geschöpften Roman an unsern Lesern vorüberziehen wird“.

Es war jedoch vorauszusetzen, daß, „die unwürdigen Intriguen und geheimen Schleichwege der Diplomatie“ kennen zu lernen, nur sehr wenig Reiz auf meinen Bedienten

ausüben würde, der vielmehr nach Blut lechzte; der Prospect fuhr daher fort: „Der durch seine gediegenen Schöpfungen bekannte Name des Verfassers, dessen Adlerfeder seine in langjährigen Studien über den Napoleonischen Hof gemachten Erfahrungen nur niederzuschreiben hatte und der zum großen Theil Augenzeuge der wichtigsten Ereignisse im Hauptquartier und auf den Schlachtfeldern sein wird, bürgt uns für eine fesselnde, wahrheitsgetreue Darstellung bis zum letzten Bogen.“ Was den letzten Bogen betrifft, so hatte es freilich keine Noth; ein Romanschriftsteller konnte sich in dieser Beziehung schon auf Moltke et caeteros omnes verlassen. Aber es handelte sich um den ersten Bogen; und wie diesen schreiben, bevor noch etwas geschehen war? Der Autor zeigte sich seiner Aufgabe gewachsen; nachdem er uns durch einige Kapitel geführt, die unter allen Verhältnissen ziemlich unanfechtbar sein werden, wie z. B.: „Böse Saat, blutige Ernte“, „Politische Moral“, „Im Hauptquartier“, „Die eisernen Würfel des Kriegsgottes“ u. s. w., befinden wir uns plötzlich „auf hoher See“ und wohnen der „ersten Seeschlacht“ bei. Da nun, soviel mir bekannt, außer in diesem Romane überhaupt keine Seeschlacht stattgefunden hat, so dürfte mein Bedienter der einzige Mensch sein, der im Besitze der „fesselnden, wahrheitsgetreuen Darstellung“ einer Seeschlacht ist, die niemals geschlagen worden. Es bleibt übrigens zu bedauern, daß „der durch seine gediegenen Schöpfungen bekannte Name des Verfassers“ nicht genannt ist; man könnte sich sonst doch der Identität des beneidenswerthen „Hauptquartiers“ versichern, bei welchem der Romanschriftsteller meines Bedienten als „Augenzeuge“ beglaubigt war.

Etwas weiter schon, nämlich bis nach der Schlacht bei Wörth, reichte der folgende Roman: „Die Bluttaufe der

deutschen Einheit, oder: Französischer Uebermuth und deutsche Tapferkeit." Zwar geht es auch hier nicht ohne den „gepanzerten Wilhelm" ab, der leider — anstatt „auf hoher See" zu erscheinen, wie der vorliegende Roman verheißt, mit gebrochenem Cylinder auf der Rhede vor Wilhelmshaven liegen mußte. Auch der „Friede" folgte dem „großen Siege" nicht so bald als in dem Verzeichnisse der „Kapitelüberschriften", wo der erstere von dem letztern nur durch einen Gedankenstrich getrennt ist. Ach, es lagen in der Wirklichkeit mehrere Gedankenstriche dazwischen! Aber „der Schatten des großen Napoleon wird bleich, der Eumeniden Schar durchflattert die Lüfte". . . . Wer erkennt in diesem Stil nicht „unsern Ernst Pitawall", der seine Feder getaucht hat „in die Begeisterung einer großen Zeit"? Schade nur, daß er sie ein wenig zu früh in diese Tinte getaucht hat. Sein Prospect, der offenbar noch vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten geschrieben war, verhieß den Abonnenten als Prämie „das erste deutsch-französische Treffen am Rhein", sodaß mein glücklicher Diener der Nachwelt zwei Trophäen aufbewahren wird, um welche das kaiserliche Zeughaus von Berlin ihn beneiden darf: die Trophäen einer Seeschlacht und einer Schlacht am Rhein.

Man sagt, daß die Geschichtschreiber rückwärts gewendete Propheten seien; nun, die Romanschriftsteller meines Bedienten begnügten sich nicht mit einem so wohlfeilen Ruhme, sie waren vorwärts gewendete Propheten. Der dritte von ihnen, der sein Werk unter dem Titel: „Napoleon III., Frankreichs blutdürstiger Kaiser", anbot, gelobte zum Schlusse desselben gegen Nachzahlung von nur 15 Silbergroschen eine Extraprämie zu liefern, deren eigentlicher Werth indessen 6 Thaler sei, nämlich den „Einzug der tapfern deutschen Armee in Paris". Es beruhigte

mich damals ungemein, eine der brennendsten Fragen, welche die ganze diplomatische und militärische Welt in die höchste Aufregung versetzt hatte: „Werden die Deutschen in Paris einziehen oder nicht?“ so billigen Kaufs gelöst zu sehen. Ich sagte mir: Dr. Alfred Walther (so nannte sich der Verfasser des „illustrirten historischen Romans“) verspricht seinen Lesern den Einzug in Paris, und er wird sein Wort halten, wenn sie ihm 15 Silbergroschen zahlen.

Indessen, dem sei nun, wie ihm wolle — mein Bedienter mußte das Vertrauen zu seinen Schriftstellern verloren haben. Mich dünkte, die Seeschlacht habe ihn irregemacht, und es schien, er wolle die Entschuldigung jenes frankfurter Kritikers nicht gelten lassen, der einst einen Gast in der Rolle des Karl Moor furchtbar heruntergemacht, obwol sich herausstellte, daß die Vorstellung der „Räuber“ wegen plötzlicher Erkrankung ebendieses Gastes gar nicht stattgefunden habe. „Was wollt ihr?“ rief der Kritiker; „der Gast ist nicht aufgetreten. Wenn er aber aufgetreten wäre, so würde er so schlecht gewesen sein, als ich ihn gemacht habe.“ Mein Bedienter aber ist eine positive Natur, und ich muß constatiren, daß, seitdem die Kanonen von Weißenburg gedonnert und die rothen Depeschen an unsern Anschlagsäulen erschienen, sein Repertorium der schönen Wissenschaften eine Lücke zeigte, bis endlich die grünen und gelben Hefte gänzlich daraus verschwunden waren. Mochte nun die Phantasie seiner Autoren nicht mehr gleichen Schritt halten mit der Wirklichkeit, sei es, daß sie derselben zu weit vorauseilte oder zu weit hinter ihr zurückblieb: er glaubte fortan nur noch an das, was er in den Händen hielt oder — wie ich bald sehen sollte — was er in der Tasche trug.

Denn eine wunderbare Entdeckung stand mir bevor.

Schon längere Zeit hindurch, wenn ich ihm einmal in seiner Morgentoilette begegnete, hatte ich seltsame Tücher von blutrother Farbe an seinem Halse wahrgenommen. Ein anderes mal hatte ich bemerkt, daß er ein Tuch von gleicher Beschaffenheit und Farbe aus seiner Hintertasche zog, und endlich, vor wenigen Abenden, fand ich ihn in seinem Zimmer, in der Hand die „Staatsbürger-Zeitung“ (sein bevorzugtes politisches Organ) und vor sich auf dem Tische ausgebreitet abermals eins jener räthselhaften Tücher. Meine Neugier war nun durch alles dieses so rege gemacht, daß ich beschloß, mich eines Verfahrens zu bedienen wie König David, als er den Hethiter Urias mit einem Briefe an seinen Feldhauptmann Joab schickte. Zur Beruhigung meiner Leser will ich hinzufügen, daß es sich dabei nicht um ein schönes Weib, sondern eben nur um die bewußten Tücher meines Bedienten handelte. Letzterer ging ahnungslos wie sein biblisches Vorbild, zwar nicht in den Tod, wohl aber zu einem meiner Bekannten im Köpnicker Felde, von welchem er innerhalb der nächsten zwei Stunden nicht zurück sein konnte. Diese beiden Stunden waren alles, was ich vom Schicksal erbat; und sie genügten. Ich sollte erfahren, daß sich die Leidenschaft meines Bedienten für Bücher in eine Leidenschaft für — Tücher verwandelt hatte. Da lagen sie nun vor mir ausgebreitet, diese blutrothen Kattunstreifen, bedruckt mit den Porträts „unserer Führer und Helden“, mit den Scenen vom „Kriegsschauplatze“, mit Kanonen, Verwundeten und Sterbenden, mit patriotischen Gesängen, mit dem deutschen Adler und der „Wacht am Rhein“, mit den Greuelthaten der Zuaven und den Heldenthaten unserer Ulanen, — und zu denken, daß mein Bedienter all diesen Heroismus am Halse trägt und all seinen Patriotismus in die Tasche steckt! Aber so war es;

ich sah, daß er all seine Vaterlandsliebe und einen Theil seines monatlichen Einkommens in Taschentüchern angelegt habe. Ich sah König Wilhelm „in der blutigen, aber siegreichen Schlacht bei Mars-la-Tour“ und Napoleon bei Sedan, wie er in tiefgebückter Stellung dem König Wilhelm seinen Degen überreicht. Ich sah die Baiern bei Weißenburg und Wörth, die Sachsen bei Saint-Privat stürmen. Tausend Bajonnete starrten mir entgegen, die Mitrailleusen sprühten ihre verderbenschwangere Ladung gegen mich aus. Tschakos und Helme lagen auf dem Boden. Die Pferde galopirten, und die Trompeter bliesen. Lorberkränze winkten mir. Eiserne Kreuze standen vor meinen Blicken. Im nächsten Moment hatte mich schon wieder eine Wolke von Pulverdampf eingehüllt, und mein tapferes Herz bebte vor einer Geschützsalve zurück. Die Schrecken des Krieges können einander nicht rascher und plötzlicher folgen, als sie hier in den Tüchern meines Bedienten aufgehäuft lagen. Die Einheit Deutschlands, das ganze zukünftige Kaiserthum fand ich in diesem Vorrathe von baumwollenem Stoffe: den Süden und den Norden, den König von Baiern und den König von Sachsen, den „Helden von Weißenburg und Wörth“ und den „Besieger von Metz“, das kahle Haupt Bismarck's und das ernste Gesicht Moltke's — und das alles, brennende Dörfer, zerschossene Mauern, Generale und Gemeine, Spahis und Pommern umwunden mit Guirlanden von Eichenlaub und durchflochten mit Cypressenzweigen. Doch war das noch nicht alles. Das letzte Tuch, dasjenige, welches ich gestern ausgebreitet auf dem Tische gesehen, während mein Bedienter seine Zeitung gelesen, — dieses Tuch war eine Karte des Kriegsschauplatzes! Und was für eine! Nicht nur, daß in der einen Ecke ganz Paris mit allen seinen

Forts sich befand — die obern Ränder waren mit einer Geisterschar ausgefüllt, die tambour battant über den Rhein gegen Frankreich zogen, und darunter die Verse:

Trompeter, blas'! An den Rhein, an den Rhein!
Zu Aachen krachen die Grüfte,
Es schreitet der Kaiser im Mondenschein
Zum Rhein durch die brausenden Lüfte.

Und wie es der Dichter gesungen, so war es auf dem Taschentuche dargestellt: der Kaiser, der Trompeter, der Mondenschein, der Rhein und die brausenden Lüfte. Man begreift, mit welcher Ehrfurcht ich es wieder zu den übrigen legte, als der Zeiger der Uhr mir sagte, daß der Eigenthümer all dieser Kostbarkeiten vom Köpnicker Felde jeden Augenblick wieder zurück sein könne.

Man begreift aber auch, mit welch andern Gefühlen als bisher ich meinen Bedienten ansah, wenn er des Morgens daherkam, alle Schrecken des Feldzugs um seinen Hals geschlungen, oder wie ich zitterte, wenn er sich die Nase putzte!

Doch sollte glücklicherweise bald eine Wendung zum Bessern eintreten. Es waren genau acht Tage seit demjenigen, wo ich ihn die Kriegskarte auf seinem Schnupftuche hatte studiren sehen, daß er zu mir ins Zimmer kam, um mir die Depesche zu bringen, welche die Capitulation von Paris meldete. Am andern Morgen trug er statt der rothen Kriegscravatte wieder wie früher sein weißes Civilhalstuch.

Seitdem glaubte ich bestimmt an den Frieden, und ich hatte mich nicht getäuscht.

„Tinglingling“.

(1872.)

Kein Lied ist augenblicklich in Berlin so populär wie das berühmte „Tinglingling“. Es würde schwer sein, zu sagen, woher es gekommen ist, aus welchem Keller oder „kleinen Hofe“. Eines Tages war es da, und nun blasen es die Trompeten, spielen es die Geigen, die Flöten, die Harfen, die Leierkästen überall, und wo es sich hören läßt, da stimmt pfeifend oder singend der Berliner mit ein. Was heißt „Tinglingling“? Ich weiß es nicht; aber ich war neugierig, es zu erfahren. Zuerst: dieses „Tinglingling“ ist nicht ein einzelnes Lied; es ist ein Gattungsbegriff, und ich bemerkte bald, nachdem ich mich eingehender mit der Sache beschäftigt hatte, daß alle möglichen (und einige unmögliche) Texte auf dieselbe Melodie gesungen werden. Kein Ereigniß bewegte die Geister, ohne daß es sich sofort in die Gestalt von „Tinglingling“ kleidete; und ich machte demnächst einen kleinen Laden unter den Königscolonnaden ausfindig, an dessen Schaufenstern zwischen den Karten der Wahrsagerin Lenormand und einem Briefsteller für Liebende diese Blätter in Zwischenräumen von einer Woche zur andern erschienen, bis sie zuletzt eine lange Reihe bildeten, deren einzelne Nummern von dem Publikum eifrig studirt wurden. Jedes Thema, welches

einen Berliner nur irgend interessiren konnte, war darin behandelt: die Wohnungsnoth, die Schulinspectoren, Mühler, die Pfaffen, Bismarck; etwa so:

Famos, famos,
Fürst Bismarck ist jetzt groß;
Was er jetzt hat vollführt,
Ihm Ehre nur gebührt.
Zum tinglingling, den Pfaffen
Macht er jetzt was zu schaffen;
Zum tinglingling,
Zum tinglingling,
Die ärgert er zu sehr.

Zuletzt kam die Barackenstadt vor dem Kottbuser Thore aufs Tapet, und da lasen wir denn:

Das Herz, das Herz
Bricht einem fast vor Schmerz,
So was mit anzusehn;
Man bleibt entsetzt da stehn.
Zum tinglingling, sie schlafen
(Wer kann mich Lügen strafen?)
Zum tinglingling,
Zum tinglingling,
Dort unterm Himmelsdach.

Ich muß gestehen, daß diese groteske Mischung des Schlafens „unterm Himmelsdach" mit dem fröhlichen Tinglingling mich mächtig bewegte, sodaß ich dem Verlangen nachgab, das interessante Blatt zu besitzen. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich, dasselbe umwendend, die Notiz las: „Zu haben im Selbstverlage des Verfassers A. Z., Fortepianostimmer, Neue . . . Straße, Nr. . . ., Hof geradezu, Part." — Der Verfasser von „Tinglingling" war ein alter Bekannter, nur daß er, als ich zuerst mit ihm in Geschäftsverbindung trat, einen Cigarrenladen hatte

(von dem Verdachte, als ob ich es jemals auf seine Cigarren abgesehen, wird mich das Folgende reinigen) und nicht in der Neuen . . . Straße, Nr. . . ., sondern im Vogtlande wohnte. Doch in diesen Jahren sind wir alle in die Höhe gegangen, und A. Z., der berliner Volksdichter, ist nicht zurückgeblieben. Ich kann mir denken, daß ein Dichter, wenn er einmal genöthigt ist, neben seiner Kunst ein Handwerk zu betreiben, lieber Fortepianos stimmt, als Cigarren verkauft. Es ist mehr in der „Linie“.

Meine Freundschaft mit A. Z. ist jetzt gerade 13 Jahre alt — mein Gott, wir alle werden älter, Dichter und Publikum! —, sie stammt aus dem Jahre 1859, als Napoleon noch ein großer Mann, der Kaiser von Deutschland Prinz-Regent von Preußen und Oesterreich im Kriege mit Frankreich war. Damals, kurz vor dem Frieden von Villafranca, ging ich an einem schönen Sommernachmittage vor eins der Thore von Berlin, die jetzt längst nicht mehr sind. Dort, an der Ecke der Ackerstraße (eine schöne Gegend!), dem Thore und der Mauer zu, die damals beide noch in all ihrer Glorie standen, sah ich im Erdgeschosse eines kleinen einstöckigen Hauses einen Tabacks- und Cigarrenladen. Zwischen den an Bindfaden aufgezogenen Cigarren (von strohgelber Farbe mit dunkeln Flecken) hingen einige bedruckte Blätter, die mich veranlaßten, stehen zu bleiben; und da der Inhalt derselben mir auf den ersten Blick schon großes Vergnügen gewährte, so beschloß ich einzutreten.

Ein kleiner Mann mit Vatermördern, in schwarzem Phantasiefrack und rothen Pantoffeln empfing mich. Das Gesicht von einem schwarzen Bart umrahmt, mit schwarzen Augen und schwarzem Haar, in die Stirn gekämmt, machte der ganze Mann — mit Ausnahme der rothen Pantoffeln

— einen vollkommen schwarzen Eindruck. Er trug ein Lorgnon, eine Kette, eine Busennadel und hatte ebenso viel Ringe als Finger. Seine Begrüßung war von einer gewissen feierlichen Würde.

„Sie wünschen?" sagte er mit einem Blick auf seine „Importirten", prima Qualität, **Flor fina.**

„Keine Cigarren", erwiderte ich; „ich möchte die Gedichte haben, welche vor dem Fenster hängen, vorausgesetzt, daß sie zu haben sind."

„I, warum denn nich?" antwortete er. „Dazu sind sie ja da!"

„Und was kosten sie, wenn es erlaubt ist zu fragen?"

„Je nachdem. Wenn Sie ins Jroße kaufen, bekommen Sie's billiger; ick jebe Rabatt. Ins Detail kostet das Stück einen Silberjroschen."

„Wollen Sie mir etliche zur Auswahl vorlegen?"

„Kommt darauf an, wofür Sie Jeschmack haben. Einige ziehen die Köchinnen und weiblichen Dienstboten mit de Crinolinen vor, andere haben et lieber mit Napolium und Italien zu thun. Det sind Jeschmackssachen."

Der Mann hatte recht; um daher ganz sicher zu gehen, entschied ich mich für alles zusammen und bat ihn, mir von jeder „Richtung" ein Exemplar zu assortiren. Er trat hierauf an die Regale seiner Ladenwand, und zwischen Tabackspacketen (mit zwei Männern und der Unterschrift: „Sie rauchen einen guten Taback. Wo beziehen Sie denselben?" — „Bei A. Z. in der Ackerstraße" . . .), Cigarrenschachteln und thönernen Pfeifen hob er mehrere Blätterbündel heraus, die er demnächst auf den Tisch legte. Während er auszusuchen begann, fragte ich:

„Wer ist der Verfasser dieser Lieder?"

„Ick selber", war die lakonische Antwort.

Ich muß sagen, ich kam mir etwas beschämt vor, dem Manne in Schwarz gegenüber, welcher Uhland's Verse zur Wahrheit machte:

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn,
Gib ein fliegend Blatt den Winden —

Doch der Anstand erforderte, daß ich sowol meinem Erstaunen als der Pause ein Ende machte.

„Sind das Ihre sämmtlichen Werke?“ fragte ich.

„Dieses weniger“, sagte er. „Verschiedene Artikel sind rein ausjejangen. Namentlich über Napolium. Die Nachfrage war zu jroß. An manchen Tagen ins vergangene Jahr habe ick für sieben Thaler abjesetzt.“

„Wer kauft sie denn?“

„Na, wer soll sie kaufen? Die Leute.“

Unter „Leuten“ verstand mein Freund, wie sich ergab, in erster Linie die Nachbarn, die Vogtländer, und in zweiter die Drehorgeln, welche die Poesie der Ackerstraße weithin über Berlin verbreiteten.

„Wie lange gebrauchen Sie denn, um ein solches Gedicht zu verfassen?“

„Et kommt daruf an. Eene halbe Stunde, manchmal ooch anderthalb. Et liegt am Stoffe, will ick Sie sagen. Det vorige Jahr, als Napolium noch Mode war, da jing et leicht.“

„Ist denn Napoleon nicht mehr Mode?“ fragte ich ganz verwundert damals, Anno 1859, in den Tagen seines höchsten Glanzes.

„Et is nischt mehr mit ihm zu machen, sage ick Ihnen. Die Leute wollen nischt mehr von ihm hören, se haben et satt. Ick habe jedacht, et würde diesen Sommer wieder wat jeben. Aber der Rummel verzieht sich.“

„Wer weiß?" wagte ich bescheiden zu opponiren, wiewol ich im Herzen seiner Meinung war. „Wir haben mobil gemacht."

„Sie werden et schon erleben, dat et wieder heeßt: Anton, steck' den Degen ein! Et is oberfaul, Sie können et mir jlooben."

Ich hatte damals von den mannichfachen Talenten meines neuen Freundes nur erst einen sehr unvollkommenen Begriff. Aber er imponirte mir.

„Wie heißen Sie denn, wenn es nicht unbescheiden ist zu fragen?"

„Ne, bitte, geniren Sie sich ja nich", versetzte er; „drehen Sie's Blatt man um, da steht et jedruckt."

Und ich las: „Vor Nachdruck wird gewarnt. Preis: 1 Sgr. Zu haben im Selbstverlage des Verfassers A. Z." —, ganz wie ich es 13 Jahre später auf dem „Tinglingling" gefunden, nur mit dem Unterschiede des höhern Berufs und der feinern Straße.

Seit so langer Zeit hat jener Lieder- und Balladenschatz unberührt in irgendeinem Winkel meines Schrankes gelegen; aber durch die neue, wenn auch nur geistige Berührung mit ihrem Dichter wieder daran erinnert, habe ich an einem dieser Tage der Versuchung nicht widerstehen können, die Collection zu durchblättern, und gefunden, daß es nicht recht von mir gewesen, sie der Welt zu verheimlichen. Zwar sind es verjährte Dinge, die da besungen werden; allein so groß ist der poetische Zauber, der in den Versen meines Freundes A. Z. ruht, daß ich sie nur zu lesen brauche, um die ganze Situation vor mir zu haben, frisch, als wäre sie von gestern. Z. B. die Crinoline. Das Wort selber klingt wie aus einem fernen Jahrhundert; aber wie belebt sich die todte Form, wie wird sie

plötzlich wieder zur „wandelnden Glocke“, wenn man Verse liest wie die folgenden:

Ja, es kommt noch so zuletzt, wenn Kinder werden getaufet jetzt,
Zieht man sie (!) Crinolinen an mit recht dicken Kanten dran;
Denn das kann man jetzt schon sehen, daß Kinder, die noch nicht
können stehen,
Man mit so'n Reifrock schon erblickt; die ganze Welt, die ist
verrückt.

Damals, in jenen Zeiten, die mein Freund selbst als „oberfaul“ gebrandmarkt, war die Damentoilette überhaupt noch ein Gegenstand, der den Zorn eines Cato wol erregen konnte; und A. Z. wußte, was er that, als er sie bis auf ihre letzten Geheimnisse studirte, um die unorthographischen Pfeile seiner Satire gegen sie abzuschießen:

Sonst sah man die Köchinnen ganz einfach promeniren,
Jetzt läßt sich fast jede die Haare frisiren;
Ein Hut mit'n Schleier und Burnus muß sein,
Das Hemd voller Löcher, kein Unterrock ist rein.

Indessen, von der weisen Erwägung gelenkt, daß „wol gar ein paar (nämlich Köchinnen) unters Publikum hier sein“, legt er seinem Spotte Zügel an, ja versucht sogar, an den „Stuben-, Haus- und Kindermächens“ wieder gut zu machen, was er an den Köchinnen gesündigt. Aber nemo — nicht einmal A. Z. — **invita Minerva!** Wol darf er es mit den „Damen“, die wahrscheinlich einen großen Theil seiner Kundschaft ausmachen, nicht verderben; aber zur Strafe dafür, daß er im Dienste der „hohen Göttin“ solchen Bedenken irdischen Vortheils Raum gegeben, versagt ihm plötzlich der Reim! Er begnügt sich fortan mit der Alliteration, und wir müssen es auch thun:

Doch will ich nicht sagen, daß alle nichts taugen,
Es gibt auch noch gute, das können Sie mir glauben,
Und sollen die hier sein, so bitt' ich recht schön,
Mir, was ich gesungen, nicht übel zu nehm'n.

Den interessantesten Theil der Sammlung, welchen ich der Muse meines Freundes verdanke, bilden die Lieder politischen Inhalts; und indem ich sie jetzt lese, 13 Jahre nach ihrer Entstehung, erscheint mir alles, was wir seitdem gesehen, als die ganz natürliche Folge jener Stimmung, welche schon damals, im Jahre 1859, in der Seele unsers Volkes und den Gesängen unsers Volksdichters lebte. Wieviel besser wäre der Held derselben von der mislichen Sachlage unterrichtet gewesen, wenn Benedetti, statt „en quelque sorte sous la dictée de Bismarck" zu schreiben, sich zuweilen auf den Weg nach der Ackerstraße gemacht und die Elaborate meines Freundes A. Z. studirt hätte! Ihn blendeten nicht die Strahlen der Sonne von Magenta und Solferino. „Prahle nicht", ruft er ihm zu,

„du großer Held, mit deinem Kriegesmuth;
Denn du gehst pleite, das recht bald, mit deinem kleinen Hut!"

Man bedenke: zu der Zeit, wo die Tuilerien sich mit den bekannten Bettelbriefen füllten, ruft ihrem damaligen Bewohner diese Stimme des berliner Volkes zu: „Du gehst pleite!" — Es hat mich daher nicht verwundert, aber aufrichtig gefreut, daß Bordier in seiner berüchtigten Liste den Namen meines Freundes A. Z. nicht aufführen konnte; und wenn ich auch nicht gehört habe, daß „er", der jetzt „der alte Herr von Chislehurst" heißt, sich durch besonders kleine Hüte ausgezeichnet hätte, so soll dem Dichter auch diese Licenz verziehen sein, da der Reim sie erforderte. Doch es ist bei weitem noch nicht das Schlimmste, was er

von „ihm" sagt, der vor 13 Jahren das unerschöpfliche Thema seines Gesanges war:

Ja, Männeken, wir wissen's schon, was in die Nase dir sticht:
Du möchtest den Wagen vom Brandenburger Thor — nee, den bekömmst du nicht.
Die Puppen*) möchtest du gern haben, die auf der Brücke stehn;
Nee, Luiken, det jeht doch nich, die kannst du nich besehn.
Die putzen uns die Brücke aus in ihrem schönen Ornat (?),
Sie stehn gar so barbarisch da wie im Felde der Soldat.

Energisch, wie unser Sänger jedes Invasionsgelüst zurückweist, lange Jahre schon, bevor es sich in dem Kriegsgeschrei der Boulevards: „A Berlin!" manifestirt, fühlt er sich auch als Preuße, wenn er auf unser Heer zu sprechen kommt. Schon die Waffen, die damals bei der ziemlich zwecklosen Mobilmachung von 1859 auf dem Tempelhofer Felde blitzten, versetzen sein Blut in solche Bewegung, daß Reim, Metrik und Logik vor der Hast seiner Begeisterung nicht standzuhalten vermögen:

Denn feige Memmen sind wir nicht, daß wir so rasch ausreißen;
Und wenn auch gleich der Säbel bricht, wir stehen fest als Preußen.
Det du uff Preußen 'nen Gieper (?) hast, det jlooben wir dir schon;
Wir wollen dich aber nicht als Gast, du oller Kronensohn (!).

Es geht hier unserm braven Sänger mit der Krone wie vorhin mit dem kleinen Hute; Napoleon ist sein Lebtag in Bezug auf die Kopfbedeckungen nicht wählerisch gewesen, er hat eine Kappe oft mit der andern vertauschen müssen, und als er zuletzt, vor zwei Jahren, in Wilhelmshöhe doch

*) Die bekannten Figuren auf der Schloßbrücke, deren „nacktes Menschenthum" einst Mühler solches Aergerniß verursacht.

unser „Gast“ war, da trug er keinen kleinen, sondern einen sehr großen Hut, wie sie damals Mode waren, mit breiter Krämpe. Ein berliner Hutmacher hatte ihn geliefert. Einen solchen Triumph der berliner Hutmacherzunft konnte man nun allerdings damals, vor 13 Jahren, in der Ackerstraße nicht voraussehen; aber das große Ziel, auf welches es ankam, stand doch schon unverrückbar fest in dem Busen von A. Z.:

Denn Preußen weiß, warum es f e c h t', für sein' erhab'nen Thron;
Aber warte nur, du schlauer H e c h t (!), du bekommst bald deinen Lohn.

Mit einem freundschaftlichen Hinweis auf Sanct-Helena und dem edeln Anerbieten, „eine Droschke zu schicken, wenn er vielleicht keinen Wagen bei der Hand habe“, schließt das Poem, nicht ahnend, wie genau sich alles das einst auf dem Schlachtfelde des 1. September erfüllen würde!

Mit Preußen richt'st du doch nichts aus, es könnt' nur Kloppe geben;
Drum bleibe lieber bei Muttern zu Haus und schone doch dein Leben.

Nun, sein Leben h a t er geschont, „n'ayant pu mourir“; aber wenn er nur auch den andern Theil der Warnung befolgt hätte, welche A. Z. ihm so rechtzeitig gegeben!

Wie einst Béranger vom ersten Napoleon sang:

Dies ist das letzte Lied, das — bleicher Mahner
Napoleon — du mir ins Herz gesenkt;
Mag dich verdammen der Republikaner:
Der Sänger weint, der deines Falls gedenkt —

so sang, freilich damals noch etwas vor der Zeit, mein Freund A. Z. vom zweiten:

Napolium ist jetzt von der Bühne fast gänzlich schon verschwunden;
Das Volk macht eine saure Miene, es hat schon viel empfunden!

Das Volk sollte — leider! — noch mehr empfinden in den 11 Jahren, bis der Cäsarenspuk auf dem blutigen Plane von Sedan greulich zerstob. Aber welcher Triumph für meinen Freund A. Z., als alles so eintraf, wie er es vorhergesagt und gesungen; und welche Befriedigung für mich, in dem Dichter des „Tinglingling" nach 13 ereignißvollen Jahren ihn wiederzufinden, „von dessen Liedern und süßen Gesängen das ganze Vogtland einst erfüllt". So wahr ist es, nicht nur, daß die Poesie ewig jung ist, sondern auch, daß sie ihre Adepten ewig jung erhält; und wer würde nicht mit froher Erwartung in die Zukunft blicken, wenn A. Z. das jüngste Kind seiner Laune folgendermaßen anheben läßt:

Famos, famos!
Von frischem geht es los
Aufs neue Dutzend nun!
Ich kann einmal nicht ruhn.
Zum tinglingling, ich fasse
Mir manchen noch und lasse,
Zum tinglingling,
Zum tinglingling,
Mich sicher schrecken nicht!

Die musikalische Nachbarin.

(1872.)

Ich höre sie noch — sie, die erste meiner musikalischen Nachbarinnen. Sie war ein hübsches Lockenköpfchen mit dunkeln, schelmischen Augen, und ich war ein hoffnungsvoller Primaner, der sich zum Examen vorbereitete. Wir wohnten in dem langen, dunkeln Corridor eines alten klosterähnlichen Gebäudes, sie auf dem rechten Flügel, ich auf dem linken. Es ist manches Jahr seitdem vergangen, und ich weiß nicht, ob die Linden dort noch rauschen, in denen einst die Nachtigallen sangen. Aber in meinen Gedanken ist das alles noch lebendig, mit Lindenblüten und Nachtigallensang; und auch manche Winternacht steigt herauf, wo ich in meiner kleinen Zelle saß, in der vor mir, lange vor mir ein Mönch oder eine Nonne gesessen haben mochte. Die kleine grüne Lampe brannte, das Feuer prasselte im eisernen Ofen, vor mir aufgeschlagen lag „das ewige Lied der Abenteuer", die Odyssee oder der Nibelungen Noth, — draußen aber brauste der Strom, und durch die Nacht hin hörte man den fernen Wald — „Schaurigsüßes Gefühl, lieblicher Frühling, du nahst!" — Dann, um diese Stunde zuweilen, begann meine musikalische Nachbarin zu spielen. Sie war keine große Virtuosin, ich hatte sie sogar — späterhin natürlich, denn damals hörte ich

nur Musik und kein Spiel — im Verdacht, daß sie schwierige Passagen, z. B. in der „Aufforderung zum Tanz", mit einem Finger abrutschte, statt sie mit allen fünfen zu artikuliren. Indessen was that das? Mir hüpfte das Herz, wenn ihre Melodien durch das Dunkel und die Stille klangen; und kein Wunder — es waren meist Tänze, die das junge Ding sich und mir zur Erheiterung spielte. Damals störte mich die Musik nicht — oder ja, sie störte mich, aber in welch lieblicher Weise! Zwischen den Zeilen der alten Dichter las ich „ein ganzes Heer unsterblicher Lieder", die noch gedichtet werden sollten; und wenn sie, gewöhnlich zum Beschluß, den „Feenreigen" von Reissiger spielte, stets mit denselben Fehlern an derselben Stelle, so war es mir, als ob ein ganzer Himmel voll Wohllaut sich öffne —

O wie wogt ihr, liebe Töne,
In die dunkle Nacht hinein!
Meine nachbarliche Schöne
Sitzt noch am Klavier allein.

Mädchensehnsucht, Mädchenwünsche
Flattern leise durch die Nacht —
Oder weiß sie, daß genüber
Ein verliebtes Herze wacht?

Auf diese meine Frage ist das Leben mir die Antwort schuldig geblieben; das Lied ist verhallt, die Jugend vergangen. . . .

Vier Jahre später, zu Paris, in der Rue Geoffroy Marie, sechs Treppen hoch, hatte ich wieder eine musikalische Nachbarin. Nur eine dünne Wand trennte uns, und in dieser Wand war eine Thür, von beiden Seiten verschließbar und im Anfange auch verschlossen. Aber eines Tages öffnete sie sich. Meine musikalische Nachbarin spielte

mit Vorliebe jene kleinen niedlichen Chansons, wie sie damals eben Mode waren:

> Ah, qu'il fait donc bon, qu'il fait donc bon,
> De cueillir la fraise
> Quand on est à deux,
> Mais quand on est à trois, il ne fait pas bon,
> De cueillir la fraise.

So ungefähr lauteten die Worte, oder so wenigstens war der Sinn der Worte, und man wird gestehen, daß ein junger Mann von 24 Jahren nichts gegen denselben einzuwenden haben kann. Und so geschah es denn auch; eines Tages öffnete sich die Thür, erst von der einen und dann von der andern Seite, und Madelon stand vor mir!

Ich sehe sie heute noch mit ihrem Stumpfnäschen und ihrem blonden Haar und ihrer kleinen zierlichen Gestalt, elfenhaft, frêle, daß man sich fürchten mochte, sie werde zerbrechen, wenn man sie anrühre. Doch sie zerbrach nicht, und sie war eine gute kleine Kameradin in den Gärten von Asnières und den Wäldern von Meudon; und die Thür blieb offen, und fröhlich klang es von einem Zimmer in das andere, sechs Treppen hoch, in der Rue Geoffroy Marie zu Paris. Bescheiden, zierlich, anmuthig war meine kleine Madelon, — aber der Schmetterling entpuppte sich, und ich sah voraus, daß er fortfliegen würde. Noch ehe der Sommer zu Ende, war er fortgeflogen. Das Zimmer nebenan war leer und stumm geworden. „O Madelon, Madelon!" rief ich — „wohin bist du gegangen?" Der plumpe Garçon in Hemdärmeln und leinener Schürze sagte: „Nicht weit, nur fünf Treppen tiefer, in den ersten Stock." — Ich begriff: dort wohnte nämlich ein reicher Brasilier, der — wie mir keine geringere Autorität als wieder der Garçon sagte — mit einem ganzen Koffer voll edler Steine

zur Weltausstellung gekommen war. Dort unten, vor den hohen Salonthüren, blieb ich stehen. Richtig, sie war es — ich erkannte ihr Spiel. Neckisch und doch zugleich mit einem Anfluge von Bedauern klang es zu mir heraus, das Lied vom „Sire de Framboisy“:

Madame que faites-vous là?
„Je danse le cancan avec tous mes amis,
Je danse le cancan avecque mes amis.“

Aber weniger grausam als mein Leidensgenosse, der getäuschte Ritter, schlug ich die Treulose nicht mit dem Regenschirme todt, sondern spannte letztern auf, und unter einem fröstelnden Herbstregen ging ich, „ein weiserer, aber auch ein traurigerer Mann“, in die Champs-Elysées.

Ein Jahr war vergangen, und an einem dichten Nebelmorgen lag ich im Lehnsessel vor dem Kaminfeuer meiner behaglichen Wohnung in der Alfred-Street zu London. Ich haßte die Musik und floh die musikalische Nachbarin. Das Haus war so klein, daß in jedem Stock nur zwei Zimmer waren, das Wohnzimmer nach der Straße, das Schlafzimmer nach dem Hofe; es war gerade das, was ich brauchte, man war sicher vor jeder Nachbarschaft. Aber an jenem Morgen — wer beschreibt meinen Schrecken? — höre ich plötzlich wieder Töne — nicht neben mir, das ist wahr; aber viel ärger noch: über mir! Es war unmöglich, ihnen zu entrinnen; sie drangen auf mich herab mit einer gebieterischen Heftigkeit. „Ha!“ rief ich, indem ich aus meinem Sessel emporsprang, „auch aus diesem kleinen Paradies von Comfort und Abgeschiedenheit wird sie mich vertreiben, sie . . . die musikalische Nachbarin.“ Aber dennoch konnte man sich auf die Dauer nicht von ihr abwenden. Sie spielte zu schön! Sie spielte so, wie man es in England selten hört, mit Feuer und Leidenschaft und

vor allen Dingen: nicht falsch. Oft und immer mehr ertappte ich mich darüber, in süße Träumereien versunken, ihr zu lauschen, anstatt die „Times" zu lesen oder mein Feuilleton zu schreiben, welches mit der Abendpost nach Wien abgehen sollte. „Welch ein Engel muß sie sein!" dachte ich, indem ich mir ihr Bild nach dem Eindrucke ihres Spieles malte. Sie ward meine fixe Idee, und so schwärmerisch war mein Empfinden für sie, daß ich unser kleines schlumpiges Hausmädchen gar nicht nach ihr zu fragen wagte aus Furcht, diese reine Neigung zu entweihen. Ihre Lieblingspiècen waren von Felix Mendelssohn-Bartholdy, und damit allein hätte sie mein Herz schon gewinnen können; dann aber auch mit besonderer Bravour spielte sie Transscriptionen schottischer und irischer Volkslieder und unter diesen das rührend-schöne „She sang of love" von Thomas Moore. Diese Melodie, deren Worte mir gegenwärtig waren, elektrisirte mich; sie übte auf mich einen Eindruck, den ich schwer beschreiben kann — so süß und schmerzlich zugleich, so bewegend und hinreißend! In mir das Blut wallte, wenn ich die Klänge vernahm — so voll von Qual und Wonne der Liebe, von Thränen und Resignation:

— Oh, Love! is this thy doom?
Oh light of youth's resplendent day!
Must ye then lose your golden bloom,
And thus, like sunshine, die away?

Und immer wieder, als ob sie ihrer Macht über mich schon inne geworden, begann sie diese Zauberweise aufs neue — und immer wieder, wie die Klänge mich umschwebten, zog es durch meine Seele:

Wer hat geliebt und fühlte nie,
Daß Lieb' doch einmal scheiden muß?

Voll dieser Furcht umschlang ich sie,
Die Scheidende, mit Thrän' und Kuß
Und rief: „O Lieb'! ist dies dein Los?
O Licht der Jugend, das einst mein!
Begräbt auch dich in ihren Schos
Die Nacht, wie dort den Sonnenschein?

Unter dem Banne dieser Musik hätte ich thun können, ich weiß nicht was — und ich that es! Ich wußte von meiner musikalischen Nachbarin nichts als den Namen: Miß Ellen St—; aber das war genug, um ihr zu schreiben, daß — obwol tief unter ihr stehend, ihr Spiel mich doch zu ihr hinaufzöge, daß ich sie um eine Unterhaltung bitte u. s. w. Das Hausmädchen trug meine glühende Epistel hinauf und brachte fünf Minuten später eine kühlere wieder herunter, in der Miß Ellen mich benachrichtigte, daß um 4 Uhr nachmittags ihre Sprechstunde sei. Das war kurz, bündig und außerdem etwas geschäftsmäßig. Aber meine Bitte war mir doch gewährt, und fiebernd erwartete ich den Glockenschlag vier. Endlich war es so weit; ich stieg die Treppen hinan, klopfte, und ein ziemlich determinirtes „Come in" öffnete mir die Pforte meines Heiligthums. Es war schon dämmerig, aber dennoch erkannte ich die Umrisse einer kleinen, alten, misgeformten Gestalt, die mir entgegentrat. Ich hielt sie für die Magd meiner Angebeteten. „Ich wünsche Miß Ellen St— zu sprechen", sagte ich ungeduldig. „All right, die bin ich", erwiderte die Zwergin, indem sie die grauen Locken schüttelte und mich einlud, Platz zu nehmen. Sie war Klavierlehrerin und glaubte, daß ich Stunden bei ihr nehmen wolle. Ich erledigte die Sache so rasch als möglich, verabredete mit meinem Ideal, ich weiß nicht mehr, was, und „himmelhoch jauchzend", daß ich so billigen Kaufs davongekommen, ver-

ließ ich am folgenden Morgen das Haus in Alfred-Street und in der folgenden Woche die Riesenstadt an der Themse.

Mit der festen Ueberzeugung, daß eine musikalische Nachbarin das größte der Uebel, und dem Princip, in kein Haus zu ziehen, wo ich fürderhin eine solche zu fürchten habe, kam ich nach Berlin. Und in der That, eine solche war mir auch nicht mehr beschieden; ich hatte jetzt mindestens immer vier, „eine zur Rechten, eine zur Linken, eine zu Häupten und eine zu Füßen", wie es in der Bibel von den vier Erzengeln heißt. Wenn sie alle vier zusammen spielten — nicht die Erzengel, sondern meine musikalischen Nachbarinnen —, so ging es noch; denn einen Strauß'schen Walzer, eine Beethoven'sche Sonate, eine Rosellen'sche Rêverie und „Feinsliebchen unter dem Rebendach" auf einmal und durcheinander zu hören, das ist keine Musik mehr, das ist das Chaos, und im Chaos, wo die Hand eines jeden gegen jeden erhoben ist, hilft man sich, so gut man kann. Aber schrecklich war es, eine von ihnen allein zu hören, und am schrecklichsten war die Beethoven-Spielerin. Gegen die gab es kein Mittel. Sie war von der orthodoxen Sorte, welche die „gute" Musik liebt. Sie beging keinen Fehler, ohne sofort wieder ganz von vorn anzufangen, und sie hackte mit einer Charakterfestigkeit auf den Tasten herum, mit welcher verglichen der schnödeste Leichtsinn eine Wohlthat gewesen wäre. Sie that ihre Arbeit an jedem Tage, zu derselben Stunde, wie eine Tagelöhnerin; und wenn nicht ihr, so trat doch mir der Schweiß vor die Stirn, jedesmal wenn sie spielte. Sie war ein ehrbares Weib und eine brave Mutter; aber Gott verzeihe ihr, was sie an mir, und noch mehr, was sie an Beethoven gethan! Alle Sünden meiner Vergangenheit

habe ich in dieser musikalischen Hölle gebüßt. Sie trieb mich zur Verzweiflung und endlich zum Hause hinaus.

Nach jahrelangem Suchen fand ich vor den Thoren Berlins ein kleines Haus, in welchem ich gar keine Nachbarn mehr habe, weder rechts noch links, weder oben noch unten. In diesem Häuschen lebe ich wie im Himmel; Frieden und Eintracht herrschen unter seinem bescheidenen Dache, und die zärtlichste Liebe verschönt mir jede Stunde, — alte Melodien, die mich einst gefreut und geärgert, umschwirren mich in neckischen Verschlingungen — Reissiger's „Feenreigen" und „Le Sire de Framboisy" — Töne, wie aus weiter Ferne, kommen und erinnern mich an der Jugend Lust und Thorheit — irische Volkslieder und Mendelssohn's Capriccio — und dazwischen auf einmal eine Chopin'sche Mazurka — und wenn ich die höre, so ist es um meine Ruhe sowol als um meine Arbeit geschehen. Von meinem Schreibtische alsdann erhebe ich mich fast unwillig — aber eine neue Weise bannt meinen Schritt — ist das nicht ein Gruß vom fernen Freunde, vom Freunde „über dem Wasser"? Ich kann nicht länger schmollen — es sind bekannte, liebe Tongebilde — süße Gesänge der Sehnsucht — mit einem langen Echo verhallend, das die Seele hinauszutragen scheint in das Unendliche:

Wo in tiefen Buchten das Meer erglänzt,
Wo die liebliche Quelle
Das Ufer küßt, das mit Grün bekränzt. . . .

Und ich versenke mich in die Bilder schöner festlicher Tage — und der Rhein rauscht, und frisches Pfingstlaub duftet, und in glänzend geschmückter Halle vor einem Zuhörerkreise von Tausenden erblick' ich ein Sängerheer von Hunderten, und ihr jubelnder Sang mischt sich mit den

Tonwogen von Violinen, Violen, Posaunen und Orgel — und ruhig über diesem mächtig brausenden Meere von herzergreifenden Melodien steht er — wie auf einem Felsen, das Ganze beherrschend und mit nervigem Arme zusammenhaltend —

Wo in schaurigen Forsten, im Felsentann
Hoch die Adler horsten,
Wo still und weit die Waldeinsamkeit —

Und ich erkenne das Bild, und ich erkenne den Freund — und das unvergeßliche Pfingstfest von Düsseldorf*) und der Thurm zu Babel steigt vor mir empor und er selber, der musikalische Titan, der ihn gebaut — Anton Rubinstein; und lieblicher schallt es zu mir her:

Wo das blaue Gebirge steigt himmelan,
Wo auf sanften Fernen
Das Auge ruhen und die Seele träumen kann,
Da siedeln wir uns an! . . .

Glauben mir meine Leser nun, daß ich meiner jetzigen musikalischen Nachbarin, die durch ihr einfaches Spiel solche Wunder an mir thut, nicht zürnen kann? Und ich dürfte es nicht, selbst wenn ich wollte, denn diese musikalische Nachbarin ist — meine Frau!

*) Das niederrheinische Musikfest, Pfingsten 1872, an dessen zweitem Tage unter Rubinstein's eigener Leitung sein „Thurm von Babel" aufgeführt ward, eine geistliche Oper, deren Text der Verfasser dieses Buches gedichtet.

Alte Häuser in Berlin.

(1872.)

Sie gehen dahin, eins nach dem andern; diese stummen Zeugen der Vergangenheit werden bald nicht mehr sein. Eines Tages, in unserer baulustigen Zeit, haben sie sich in Mauerschutt verwandelt, und ein paar Monate später — denn die Arbeit wird hier rasch und ganz gethan — steht ein neues Gebäude da, „welches seinen Ort nicht mehr kennt". Was hätte die Bauspeculation auch an diesen alten Häusern zu schätzen außer dem Baugrunde? Sie sind schmal, sie sind unansehnlich, die Hand des Verhängnisses ruht auf ihnen. Die Schatten, welche in ihnen wohnen, sind nicht jedem Auge sichtbar, und ein Glück, daß dem so ist. Sie würden sonst ihrem Schicksale nur um so eher verfallen. Uns aber, wenn wir an diesen dem Tode geweihten Häusern vorübergehen, scheint es, als ob sie, stumm wie sie sind, doch eine Stimme hätten — eine leise, klagende, zitternde Stimme wie die von hundertjährigen Greisen, die man nur schwer versteht und welche sich beinahe verliert in dem Gerassel des Tages und der Straße. Dennoch dringt, abgebrochen und einzeln, dann und wann ein Laut zu uns herüber, ein Accent, der, wenn wir ihn recht begreifen, eine Meinung hat. Es ist ein mühsam Sprechen und Verstehen; aber merken

wir wohl auf: es ist das Testament dieser alten Häuser, ihr letzter Wille, gleichsam das Inventar dessen, was sie nicht verloren wissen möchten. Bewahren wir es, prägen wir ihr Bild und Aussehen unserm Gedächtnisse ein. Heute noch ist es Zeit, morgen vielleicht sind sie nicht mehr.

Eins von den alten Häusern, vor welchem ich unbeachtet gern stehen bleibe, besonders am Nachmittag, wenn die Abendsonne ihm einen rosigen Schimmer von Lebenswärme gibt, ist das Haus Nr. 17 in der Taubenstraße. Nicht als ob etwas sehr Romantisches, etwas, das in der Erinnerung noch von Abendroth glühen sollte, in diesem Hause vorgefallen wäre. Nein, unter diesem Dache hat viel Groll und viel Verdruß sich Luft gemacht oder auch verschlossen. Ein Mann, der geistreichste zugleich und der boshafteste seines Jahrhunderts, hat hier gewohnt: Voltaire. Im Winter des Jahres 1752, nachdem die Gemächer im königlichen Schlosse Friedrich's des Großen sich hinter ihm geschlossen hatten, ging er hierher, der Querelenmacher, der Händelsucher, der Ränkeschmied, der zuletzt sogar seinen großherzigen Gastfreund tief verletzte, bevor er ihn unwürdig beschimpfte. Von einem Fenster dieses Hauses aus sah Voltaire, wie seine Schmähschrift: „Histoire du docteur Akakia“, von Henkershand öffentlich verbrannt wurde — vielleicht da, wo heute das Schauspielhaus steht, vor den Ställen des Gensdarmerieregiments, die damals noch standen und deren Andenken, nachdem Friedrich der Große sie 1773 abbrechen ließ, sich im Namen des Platzes erhalten hat. Mit der Flamme, welche jenes Pamphlet verzehrte, sank auch die Freundschaft zwischen Friedrich und Voltaire in Asche. Das alles sah er vom Fenster dieses Hauses, welches heute grau, verwittert, alterthümlich, recht wie ein Haus, das eine Geschichte

hat, mit einer Miene der Zurückhaltung zwischen den übrigen modernen Häusern der Taubenstraße steht, neben dem großen Hôtel de l'Europe, welches um mehrere Stockwerke über ihm emporragt, nicht weit von der Charlottenstraße. Doch hat das Haus, wenn auch veraltet, noch immer einen aristokratischen Zug, wie er sich wol für seinen ehemaligen berühmten Bewohner schickte; zu dem hohen Parterre führt eine breite Treppe von Stein empor, im ersten Stock zwischen den tiefen Fenstern befinden sich Nischen und Säulen und Zierathen von Stuck. Auch der genius loci, dieser eitle Geist, der am modischen Putz sein Wohlgefallen fand, ist nicht ganz daraus gewichen; ein Schild rechts hat die Inschrift: „Damenkleider-Modist", und ein Schild links: „Magasin de corsets, Maison de Paris." Dieses sind die Nachfolger des Herrn von Voltaire in dem Hause, in welchem er, in Ungnade gefallen, vor 120 Jahren bei dem Herrn Hofrath Francheville zur Miethe wohnte, bis wenige Tage vor dem 25. März 1753, wo er Berlin für immer verließ.

Der eigentliche Bruch zwischen ihm und dem großen Könige fand einige Jahre früher statt, als Voltaire noch im Schlosse wohnte, königlicher Kammerherr und Ritter des Ordens pour le mérite mit einem Jahrgelde von 20000 Francs. Da trug sich jener schmuzige Handel zu, welchen Carlyle „einen unangenehmen Judenproceß" nennt und der es in der That auch war. Unangenehm, höchst unangenehm für Herrn von Voltaire, der einen berliner Juden Namens Abraham Hirsch prellen wollte, von diesem aber geprellt ward und nun Zetermordio schrie, um seinen Schaden wieder ersetzt zu bekommen, — eine sehr trübe Geschichte mit protestirten Wechseln, vertauschten Diamanten, ärgerlichen Scenen auf Herrn von Voltaire's Zim-

mern, in welchen (in einem königlich preußischen Schlosse!) Herr von Voltaire den Juden prügelt — zuletzt eine Gerichtsverhandlung, in welcher nach vergeblichen Versuchen des Herrn von Voltaire, die preußische Justiz zu corrumpiren, der Skandal offenkundig wird. Die Folge von allem: daß der Name des Juden Hirsch (auf keine beneidenswerthe Weise freilich) unsterblich geworden und der des Herrn von Voltaire einen unauslöschlichen Flecken erhalten.

Ein dritter Name noch muß in diesem Proceß genannt werden: der reine, makellose Gotthold Ephraim Lessing's. Lessing befand sich damals, wie leider fast sein ganzes kurzes Leben hindurch, in ziemlich bedrängten Umständen. Aber er war jung, und die ganze Laufbahn des Ruhms lag noch offen, kaum betreten vor ihm. Er war Feuilletonist der „Vossischen Zeitung" und hatte damals, Anno 1750, zum ersten mal — nicht ein eigenes Haus, nicht einmal eine eigene Wohnung, aber doch eine eigene Stube — „eine sehr kleine Stube in einem sehr kleinen Hause". Dieses Haus ist das zweite von den alten Häusern Berlins, welches ich heute meinen Lesern zeigen will. Es steht am Nikolaikirchhofe, das vierte Haus links von der Poststraße, und führt die Nummer 10. Es ist nicht mehr das „sehr kleine Haus", welches es vor hundert und etlichen zwanzig Jahren war; es ist umgebaut worden und mag vergrößert worden sein; zwei vergoldete Zuckerhüte zieren den Laden des Materialwaarenhändlers zur Linken, welcher „Cognac, Arak, Rum und französische Liqueure" verkauft, während in dem Laden zur Rechten „Glanzwichse" zu haben ist. Dennoch ruht auf dem Hause und dem Platze ein Hauch des Alterthümlichen: da ist die uralte Kirche, da sind die schwarz gewordenen Grabsteine, die

stillen, schattigen Häuser umher. Die Rasenflecke, die Akazienbäume — das mag wol alles so gewesen sein zur Zeit, als Lessing dort oben in dem Dachkämmerchen wohnte. Und dort war es, wo eines Tages einer seiner Bekannten, ein französischer Sprachlehrer Namens Richier de Louvain, bei ihm eintrat und ihm eine Aussicht eröffnete, bei welcher dem jugendlichen Lessing das Herz laut geklopft haben mochte. Herr Richier ist Privatsecretär bei Voltaire geworden. Herr von Voltaire hat einige Schriften ins Deutsche zu übertragen — hat Herr Lessing Lust, diese Arbeit gegen ein gutes Honorar zu übernehmen und dabei die persönliche Bekanntschaft des Herrn von Voltaire zu machen? . . . Man denke, was das damals heißen wollte — die Bekanntschaft des Herrn von Voltaire! Lessing ging natürlich auf den Vorschlag ein und übersetzte die von Voltaire selbst gefertigten Schriften in dem Proceß Voltaire contra . . . Hirsch! Lessing's Antheil an dieser unsaubern Sache war ein rein äußerlicher, und es würde das Andenken dieses sittlichsten aller Menschen beleidigen heißen, wenn ich hier ein Wort der Vertheidigung, ja nur der Entschuldigung hinzufügen wollte. Auch wurde das persönliche Verhältniß Lessing's zu Voltaire, soviel davon existirt haben mag, im nächsten Jahre schon in einer Weise beendet, bei welcher der letztere sich wieder von seiner häßlichsten Seite zeigte. Doch die Empörung in der reinen Seele Lessing's muß darum nicht minder groß gewesen sein, als er — gerade durch jene Proceßschriften — einen nähern Einblick in den Charakter Voltaire's gewonnen, und er sprach sie in einem der bittersten und sarkastischsten seiner Sinngedichte aus, welches sich bereits in der ersten Sammlung seiner „Schriften" (Berlin 1753, Voß, I, 220 fg.) findet. Die Namen „Berlin" und

„Voltaire“ sind nirgends darin genannt, doch sie ergeben sich überall aus dem Zusammenhange, dem Sinne, ja sogar dem Reim:

Dem schlauesten Hebräer in B(erlin),
Dem kein Betrug zu schwer, kein Kniff zu schimpflich schien,
— — — — — — — — — — — — —
Kam's ein — was gibt der Geiz nicht seinen Schelmen ein! —
Von Frankreichs Witzigen den Witzigsten zu schnellen.
Wer kann das sonst als — — V(oltaire) sein?
— — — — — — — — — — — — —
Und kurz und gut den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ohngefähr:
Herr V(oltaire) war ein größ'rer Schelm als er.

Eine bessere Sache war es, welche kurz nach jenen Vorgängen in den Frühstunden jedes Morgens einen kleinen Mann, einen Mann mit einem Buckel, einen Juden, in das Dachstübchen am Nikolaikirchhofe zu Lessing führte: Moses Mendelssohn, der täglich, bevor er in sein Geschäft ging, zwei Stunden hier mit dem Freunde in philosophischen Gesprächen verbrachte. Eine kleine Straße, die Nikolaikirchstraße, die Lessing und Mendelssohn auf ihren Hin- und Herwegen oft gegangen sein mögen, verbindet den Kirchplatz mit der Spandauer Straße, und wenn man diese hinabgeht, über die Königsstraße hinaus, fast bis ans Ende, so steht man vor dem dritten alten Hause, welches mit unserm heutigen Thema zusammenhängt: Nr. 68 in der Spandauer Straße, mit der Gedenktafel über der Thür und der Goldschrift auf grauem Marmor: „Hier lebte und wirkte Unsterbliches Moses Mendelssohn, geb. ꝛc.“ Es gibt viele Häuser in der Spandauer Straße, die bei weitem älter aussehen, z. B. das Haus gleich daneben,

Nr. 65. Unseres aber ist mit Sorgfalt conservirt, vielleicht sogar restaurirt worden und nimmt sich in seiner frischen rothen Farbe recht wohnlich aus. Einst, zu Mendelssohn's Zeiten, war hier eine Manufactur seidener Zeuge; jetzt ist im Erdgeschosse links ein Lager von Wollwaaren, rechts ein „Einkauf von Perlen, Gold, Silber und Uhren", und das Nebenhaus kündigt sich in der Schrift und Sprache des Alten Testaments verständlich für alle, die es angeht, als ein „**grand restaurant**" an.

Von hier zu dem vierten Hause, welches wir heute besuchen wollen, ist ein verhältnißmäßig weiter Weg: die ganze Königsstraße hinab, über die Königsbrücke, links in die Straße, welche Am Königsgraben heißt. Die Häuser nach dem Wasser zu sind zum Theil Fabriken und Lagerräume, dazwischen hier und dort ein Garten. In der Straße selbst wird gegenwärtig viel eingerissen und ebenso viel gebaut. Ein Haus aber steht noch unberührt, das alte Haus, welches wir suchen, bisher nur durch seine Nummer bekannt, seit zwei Jahren aber durch eine Denktafel ausgezeichnet, welche der Verein für die Geschichte Berlins hier anbringen ließ. Es ist das Haus Nr. 10, dem Lazareth des Kaiser-Alexander-Regiments gegenüber, — ein ziemlich umfangreiches Haus, hoch, mit drei Stockwerken, acht Fenstern Front und Dachkammern, ein ziemlich nüchternes Haus trotz seines Alters, aber doch werth, angesehen zu werden. „Lessing dichtete hier Minna von Barnhelm. 1765", so steht es über der Thür in Erz geschrieben auf einer Tafel, welche die Büste Lessing's trägt. Er, den wir 15 Jahre früher in dem Hause am Nikolaikirchhofe sahen, nur wenigen bekannt, hat nun einen Namen, nicht nur in Berlin, sondern in der Welt; und er schreibt das Stück, das eine von den dreien, welches ihn

unsterblich machen und die junge deutsche Bühne mit dem ersten nationalen Lustspiel beschenken wird.

Noch ein Haus, das älteste von allen, bleibt uns für unsere heutige Wanderung; nicht eigentlich ein Haus, sondern ein Keller, der für uns von Wichtigkeit ist. Als Lessing noch am Nikolaikirchhofe wohnte, da hatte er nicht weit bis zu diesem Keller, der damals war, wo er noch heute ist: in der Brüderstraße Nr. 27. Das Haus ist sehr alt und sieht sehr alt aus. Klein, niedrig, mit nur einem Stock und vier Fenstern Front, wie man in dieser Zeit der hohen Häuser kaum noch eins findet. Ein dunkler Eingang links führt mehrere steinerne Stufen hinab in den Keller. Ueber der Hausthür, an der Wand liest man die Namen: „Maurer und Bracht." Der Familie Maurer gehört das Haus schon seit mehrern Generationen; in seiner Beschreibung von Berlin (1779) gibt Nicolai als eins der „Weinhäuser, wo Weingäste gesetzet werden", auch dieses an: „Maurer in der Brüderstraße." Nun, ein Weingast, der hier oft saß, war Lessing, und der Stuhl, auf dem er gesessen, ist noch heute da. — Wenn man aus der warmen Sommerluft und dem hellen Sonnenlichte in dieses Dunkel unter der Erde tritt, so weht einem eine wunderliche Kühle, mit Weingerüchen vermischt, entgegen. Ich muß sagen, daß ich mir wie in einem andern Zeitalter vorkam, als ich da unten stand, und erst einiger Augenblicke bedurfte, um mich zurechtzufinden zwischen den Fässern, auf deren vorderstem ein Bacchus mir entgegenlächelte. Ein freundlicher junger Mann, der die Honneurs des Kellers macht, führte mich in den Raum nebenan, welcher das Gastzimmer bildet. Eine Gasflamme brannte, und eine andere ward entzündet, obwol es draußen über der Erde Mittag war — von der

Petrikirche schlug es zwölf. Für uns im Keller hätte es ebenso gut Mitternacht sein können. Es war ein schwüler Tag und ein Gewitter im Anzuge. Welch ein anderes Ding als die neuern Etablissements dieses Namens ist doch solch ein alter Keller mit seinen festen Mauern und seiner langen Vergangenheit! Die Kreuzgewölbe der Decke sind niedrig; aber sie müssen sehr alt sein, vielleicht schon aus dem 16. Jahrhundert. Dieser Stein, der Jahrhunderten getrotzt, ist noch unerschüttert, und weit hinaus, von der Brüderstraße nach der Breiten Straße hin dehnen sich wie Felsen die gemauerten Bögen, unter denen der Wein lagert. Von ehrwürdiger Einfachheit ist alles in diesem Keller, der von der Welt beinahe vergessen worden ist und nur von wenigen noch besucht wird. Doch ist noch eine kleine Gesellschaft von Stammgästen, ehrbaren Herren aus der Nachbarschaft, die sich hier täglich versammelt, besonders zum Frühstück. Man findet hier ein gutes Glas Rothwein und kann sich einen kalten Imbiß dazu, Brot, Butter, Käse, Wurst, aus der Nachbarschaft holen lassen. Die Gäste saßen auch heute an ihrem gewohnten Platze, in der Ecke rechts, um einen runden Tisch auf hölzernen Stühlen, und erzählten einander interessante Geschichten von Familienfesten und guten Freunden, von Jagd- und andern Abenteuern, und über ihnen, an einem Halbbogen an der Mauer standen die Worte: „Ob es wol wahr ist?" Dann besprachen sie die Marktpreise, klagten, daß der Weinhäuser immer mehr und der Weinkeller immer weniger würden, berechneten, was ein ehrlicher Mann des Jahres ungefähr für Wein ausgeben dürfe, lachten, scherzten und waren alles zusammen eine so gemüthliche Gesellschaft, als man in Berlin nur eine finden kann, über oder unter der Erde. Zwischen ihnen und mir, in einem Win-

kel, stand der Stuhl Lessing's — ein hölzerner Sessel mit Armlehnen, von altmodischer Form; er mag seinerzeit nicht unbequem gewesen sein, obwol er heute sehr wackelig ist und von seinen vieren nur noch drei Beine hat. Oben an der Rücklehne steht der Name „Lessing". Es hat sich in diesem Keller eine Tradition erhalten, daß Lessing den Platz an der Treppe vorzog und daß er dort regelmäßig am Eingange gesessen, wo noch heute ein kleiner Tisch an der Mauer zu sehen ist. Sonst findet sich von Lessing-Reliquien nur noch ein lithographisches Porträt des Dichters von keinem besondern Werthe, aber doch mit der hohen, hellen Stirn und den schönen Augen des Dichters, offenbar aus seinen reifern Jahren, „Schleuen sc."; ein anderes Bild ist vor geraumer Zeit von einem Engländer angekauft worden, der eigens zu diesem Zweck nach Berlin gekommen sein und, als er es für 25 Thaler hatte, gesagt haben soll, daß es ihm auch für 125 nicht zu theuer gewesen wäre. Näheres darüber habe ich nicht in Erfahrung gebracht. Doch bedarf es solcher Erinnerungen nicht, um sich hier unten in einer ganz Lessing'schen Laune zu fühlen. Der Ort selbst ruft uns den Dichter zurück, der in seinen jüngern Jahren den Wein und den traulichen Freundeskreis liebte, bevor die schwerere Arbeit seines Lebens begann.

Draußen hatte sich inzwischen das Gewitter entladen, es regnete heftig, und einer von den Gästen, der bereits Abschied genommen, kehrte mit der Nachricht zurück und setzte sich wieder auf seinen Platz; denn im Keller hörte und sah man nichts von dem Wetter. Niemand kümmerte sich auch weiter darum; nur zuweilen ging einer an die Treppe, um hinaufzusehen, ob es etwa so lange anhalten werde, bis er ein neues Glas geleert haben könne. Brave

Männer, dachte ich bei mir über meinem Weine; sie sitzen nicht umsonst in diesem Keller, der Geist Lessing's schwebt über ihnen. War es nicht in einem Moment gleich diesem und vielleicht an dieser Stelle, wo Lessing fröhlich gesungen:

Der Regen hält noch immer an:
So klagt der arme Bauersmann.
Doch eher stimm' ich nicht mit ein,
Es regne denn in meinen Wein.

Doch ein Sommerregen rauscht bald vorüber, und die Tafelrunde löste sich auf. Auch ich nahm Abschied von meinem zuvorkommenden Wirthe, und als ich nun wieder oben war, in der erfrischten Luft, auf der Straße, zwischen den Menschen, die ihren Geschäften nachgingen, da rieb ich mir die Augen wie nach einem Traume. Da war noch das alte Haus und der alte Keller. Aber in weniger als einem Jahre wird es nicht mehr da sein. Ein Kaufmann in der Breiten Straße hat das Grundstück erworben, um seinen Laden nach dieser Seite hin zu erweitern und seine Vorrathsräume mit dem zu verbinden, was einst Lessing's Keller gewesen.

Burgstraße Nummer Sieben.

(1873.)

Auch Burgstraße Nummer Sieben ist dem Untergange geweiht. Dieser Tage las ich in der Zeitung: „Die seit dem Jahre 1854 im flotten Betriebe stehende Restauration bei Siechen an der Kurfürstenbrücke, früher der Sammelpunkt der männlichen Künstlerwelt, jetzt das Frühstücks-eldorado der kleinen Gründer und Speculanten, wird mit dem Schlusse dieses Jahres eingehen, da das Haus niedergerissen und neu aufgebaut wird."

Als ich das gelesen, nahm ich meinen Hut und meinen Stock, um es mir noch einmal anzusehen.

Burgstraße Nummer Sieben ist ein altes Haus. Ich rechne, daß es heute gegen 170 Jahre alt ist. Aber es ist nichtsdestoweniger immer noch ein schönes und ein stattliches Haus. Schlüter hat es gebaut, derselbe, der um die nämliche Zeit das königliche Schloß gebaut und die herrliche Reiterstatue des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke modellirt hat. Denn Schlüter war ein großer Künstler, beides in Stein und Erz, ein Baumeister und ein Bildhauer. Seine beiden schönsten Werke, welche die Jahrhunderte überleben und noch lange von ihm sprechen werden, sind das Schloß und die Kurfürstenstatue, wiewol das erstere ihm viel Herzeleid verursacht und die andere

ihm den Tod gegeben haben soll. Intriguen und Mittelmäßigkeiten haben ihn aus der Vollendung des Schloßbaues verdrängt, und die berliner Localtradition erzählt, er habe sich aus Verzweiflung darüber, daß er am rechten Vorderfuße des Rosses auf der Brücke das Eisen vergessen, von derselben herab in die Spree gestürzt und im Wasser den Tod gefunden. Das Herz des Volkes ist in solchen Dingen oft viel gerechter als die Wirklichkeit und die Thatsache. Nicht eines so raschen Todes sollte Schlüter sterben; er starb aus Kummer über Undankbarkeit und Verkennung in einer Art von freiwilligem Exil, in der Fremde, zu Petersburg.

Das Haus in der Burgstraße Nr. 7 hat den Ausblick auf diese beiden Meisterwerke Schlüter's; vor ihm auf der Brücke, strahlend in Schönheit und Kraft, erhebt sich das Reiterbild, und gegenüber, am andern Ufer der Spree, auf altkölnischem Boden steht in seiner ernsten Größe das Schloß, dessen älteste Theile mit Giebeln und Thürmen, dunkel von den Jahrhunderten, sich in dem dunkeln Spreewasser spiegeln.

Wenn man vom Schloßplatze über die Brücke kommt, so ist das Haus in der Burgstraße Nr. 7 das erste rechter Hand. Es ist ein stiller, lauschiger Winkel, dieser Theil der Burgstraße. Wagen können hier nicht fahren, obwol der Cityverkehr von Berlin beständig an ihr hin- und wiederwogt, von der Königsstraße ansteigend zur Brücke oder von der Brücke niedersteigend zur Königsstraße. Die Spree, vom Mühlendamm kommend, fließt an ihm vorüber, tief und geräuschlos. Häuser sind nur gegenüber am andern Ufer oder vielmehr die Rückseite eines einzigen langen Hauses von der Breiten Straße her, gleichfalls von beträchtlichem Alter, aus dem 17. Jahrhundert

oder noch früher, das königliche Stallgebäude. Wenn man sich aus der Flut der Menschenmenge, die kein Stillstehen des einzelnen erlaubt, hierher gerettet hat, so ist man an einem ruhigen Platze, an dem man sich umschauen und nachdenken und in die Vergangenheit zurückversetzen kann.

Nach der Königsstraße wird das Haus durch einen sonderbaren wappengeschmückten Vorbau gedeckt, der sich auch einmal, in seinen Tagen, einer nicht geringen Berühmtheit erfreute. Hier, in einem Keller, residirte und residirt noch immer Buder, Hofgastronom Sr. königl. Hoheit des Prinzen Karl von Preußen, dessen Kolossalbüste dort in einem vorspringenden Winkel über der niedrigen Eingangsthür prangt. Eine Zeit war, wo kein Fremder, der nach Berlin kam, es sich versagt hätte, Buder's Klops à la Königsberg und seine dreißigerlei verschiedenen Beefsteaks (oder wenigstens einige davon) zu probiren. Buder war für die harmlosere Generation, die sich in Berlin einen guten Tag machen wollte, eine Specialität und eine Sehenswürdigkeit; und der sehr dicke Mann (mit dem Hut auf dem Kopfe), der von dem sehr dünnen Manne (mit dem Hut in der Hand) gefragt wird: „Wo speisen Sie? Où dînez-vous?" verfehlte seine Wirkung selten. Die Antwort war immer: „Bei Buder, Königsstraße Nr. 7." Seitdem jedoch, fürchten wir, haben die Spiegelscheiben und die Rococo-Plafonds von Hiller das Licht Buder's in den Schatten gestellt; das Westend hat die City, die Linden haben die Königsstraße geschlagen, und weder der dicke Mann, noch der dünne Mann, noch die Beefsteaks „dreißigmal verschieden im Geschmack" werden einen Reisenden veranlassen, die Bekanntschaft des Hofgastronomen zu machen. Man hat sich in dieser Beziehung geändert. Man will nicht mehr dick werden.

Die Corpulenz hat ihre Reize verloren. Man überläßt das Alterthümliche, das Ehrwürdige denjenigen Leuten, die Geschmack dafür haben; aber man sucht es nicht gerade mehr auf, wenn man diniren oder soupiren will.

Ueber diesem Etablissement von verjährtem Ruhm erhebt sich das Haus der Burgstraße, noch immer ein Prachtbau, wenn auch mit mannichfachen Zeichen des Verfalls. Doch die ursprünglich schönen Verhältnisse sind ihm unverkümmert geblieben. Seine Contouren zeichnen sich scharf und bestimmt gegen den Winterhimmel ab. Allegorische Figuren im Charakter der Zeit, aus der sie stammen, mit einem Blumenkorbe, mit einem Speer, mit einem Helm u. s. w. schauen von der Attika herab, vier nach der Königsstraße, vier nach der Burgstraße. Stattliche Fenster bezeichnen das erste Geschoß, über dem mächtigen Portal ist ein Balkon nach der Wasserseite, zierliche Pilaster laufen ringsum, und allerlei Bildwerk in halberhabener Arbeit, ein wenig abgebröckelt hier und dort, befindet sich dazwischen. Dieses Haus, ein Palast zu seiner Zeit, ließ Preußens erster König für seinen Günstling und ersten Minister Wartenberg in den Jahren 1701—3 bauen; aber wenig außer den Figuren auf dem Dache, dem Zierath der Façade, den Pilastern, dem Balkon und dem Portal ist von der alten Herrlichkeit geblieben. Wenn man jetzt durch jenes Portal eintritt, so kommt man in einen hohen Flur mit einem Bierlocal rechts, dann in einen Hof mit einem Weinlocal, dann in einen Durchgang mit wieder einem Bierlocal, einer Fleischhandlung, verschiedenen andern Handlungen und so vielem Lärm und Kinderjubel, und Leierkasten und Gesang außerdem, daß man sich einbilden könnte, man wäre mit nicht mehr als hundert Schritten an einer fremden Küste gelandet. Aber wir sind mitten in Berlin.

Rechts und links die Seitenwände von Hinterhäusern und vor uns wieder ein anderer Hausflur mit wieder einem andern Durchgange und wieder andern Geschäften und Bierlocalen, und nun sind wir draußen auf der Straße, und wenn wir sie uns recht ansehen, so ist es die Poststraße. Wie viel wechselnde Geschicke hat dieses Haus in seinen 170 Jahren erlebt — wie viel Menschen kommen und gehen sehen, hoch und gering, vornehm und niedrig, Hofleute, Beamte, Geschäftsleute — ganze Generationen mit Wagen und Pferden oder zu Fuß — mit lustigem Horngeschmetter oder mit Drehorgeln — alt, sehr alt, aber doch immer neu bis auf den heutigen Tag. Das Factum ist, daß jedes alte Haus seine Geschichte hat; aber nicht jedes kann sie so deutlich erzählen wie dieses unser Haus: Burgstraße Nr. 7.

Sein erster Bewohner in den frischen Tagen seines Glanzes war der Graf Wartenberg Excellenz, „der hochwohlgeborene, Unser oberster Kämmerer, Oberstallmeister, Directeur-général Unserer Domänen und Oberhauptmann über alle Unsere Schatulle-Aemter, auch besonders lieber und getreuer Johann Kasimir Graf von Wartenberg". Man sieht, daß es dem ehrenwerthen Herrn Grafen nicht an Aemtern und Würden gefehlt; doch besaß er auch das Vertrauen seines Fürsten in einem ungewöhnlichen Grade, nachdem „Wir nun durch eine langwierige Erfahrung und vielfältig indubitable Proben versichert sind, daß er . . . Unser und Unseres kurfürstlichen Hauses Bestes und Interesse mit ungefärbter Treue und der äußersten Application und Sorgfalt sucht". Das Land im allgemeinen war nicht so sehr davon überzeugt, und es hat lange genug unter dem „dreifachen Weh", dem Ministerium Wartenberg-Wittgenstein-Wartensleben, geseufzt. Den Aufschwung

in Handel und Gewerbe, welchen Preußen unter dem von Wartenberg gestürzten trefflichen Danckelman genommen, suchte der erstere durch sinnreiche Steuern zu ersetzen, durch eine Perrüken- und Fußbekleidungssteuer, durch eine Hut- und Carrossensteuer, durch eine Schweinsborstensteuer und — last not least! — durch eine Altejungfernsteuer. Jedes unverheirathete Mädchen über 40 Jahre mußte quartaliter sechs Groschen Accise zahlen. Unser altes Haus, Burgstraße Nr. 7, sagt nicht, ob dieses Edict die Zahl der Ehen in Berlin vermehrt und die der alten Jungfern vermindert habe. Doch wir wollen es hoffen. Unterdessen war Wartenberg's allergnädigster Kurfürst König von Preußen und der Feind der alten Jungfern Reichsgraf geworden. Denn von seinem ersten Ursprunge ist nicht viel Rühmens zu machen. Großer und erlauchter Ahnen hat er sich nicht erfreut. Sein Stammbaum reicht nicht weiter als bis zu einem pfalz-simmernschen Rath Kolbe von Wartenberg, und als einfacher Kolbe kam er auch eines Tages im Gefolge der pfalzgräflichen Witwe nach Berlin. Einmal gekommen, ging er nicht wieder, sondern ersah seinen Vortheil, blieb und stieg, stieg, stieg, bis er der Allmächtige war, neben dem kein anderer aufkommen konnte.

Doch die größte Eigenschaft dieses bedeutenden Staatsmanns war, daß er eine Gemahlin besaß, die noch schlauer war als er selber, die Frau Reichsgräfin von Wartenberg, Excellenz, verwitwete Frau Kammerdiener Biedekamp, geborene Ricker. Von ihren Ahnen ist noch weniger zu sagen als von denen ihres Mannes. Ihr Vater war ein biederer Rheinschiffer und Schenkwirth zu Emmerich im Herzogthume Kleve. Gegen sein Geschäft war nichts zu sagen und gegen seine beiden Töchter nur wenig; denn daß sie

schön waren und Anbeter hatten, beweist nichts. So lernte bei Gelegenheit einer Weinlieferung der damalige Kammerdiener des Kurfürsten, Biedekamp, die eine von ihnen, die älteste, Katharina, kennen; sie gefiel ihm, und er heirathete sie. Der Kammerdiener war übrigens nicht der einzige, dem Katharina gefiel, obwol sie außer ihm nur noch einen geheirathet hat, nämlich den damaligen Staatsrath Kolbe. Doch das geschah ganz ohne Zweideutigkeit erst, als der brave Biedekamp das Zeitliche gesegnet hatte. Sie war nun Frau Staatsrath von Kolbe und sollte bald Frau Reichsgräfin von Wartenberg werden, und sie hat sich seitdem auch nicht wieder verheirathet; aber gefallen hat sie noch manch einem und darunter nicht am wenigsten dem Könige selber. Abermals bitten wir, uns nicht miszuverstehen. Es gab vielleicht in Preußen keinen sittenstrengern Mann als Friedrich I., und ganz gewiß keinen, der Ludwig XIV. mit einem aufrichtigern Hasse gehaßt hätte. Aber das war es eben. Ludwig XIV. hatte seine zwei, drei Maitressen, warum sollte er nicht wenigstens Eine haben? Und er hatte sie. Die Gräfin von Wartenberg ward es — aber in Ehren. „Es ist niemals etwas zwischen ihm und mir vorgefallen", sagte sie nachmals dem Herrn von Pöllnitz, als dieser ihr einst alle ihre Verehrer herzählte (er wird deren genug zu zählen gehabt haben!) und unter diesen auch den König nannte. — „O, was den König betrifft, da irren Sie sich", unterbrach sie ihn. „Da ich Ihnen die übrigen eingestehe, so würde ich Ihnen diesen um so weniger leugnen, als er unstreitig wol die ehrenvollste Eroberung gewesen wäre." — Sie war mit Einem Worte des Königs platonische Maitresse — eine wunderliche Combination, ein Begriff, der sich unsers Wissens weder vor- noch nachher wieder im Wörterbuche der

Liebe verzeichnet findet. „Ich weiß es recht gut“, rief der König aus, „daß man in dem Wahne steht, als ob ich mit der Gräfin von Wartenberg in heimlichem guten Vernehmen lebte; doch ich betheuere es hier vor Gott, daß es falsch ist und daß sie mich auch selbst nicht ein einziges mal in Versuchung geführt hat.“ Die Brave! Demgemäß bestand ihr ganzes Verhältniß darin, daß ihr königlicher Anbeter sie täglich und öffentlich während des Sommers im Schloßgarten und während des Winters in einem der großen Prunkgemächer des Schlosses spazieren führte. Das Zimmer ist heute noch zu sehen; über dem Portal desselben ist ein Schlüter'sches Basrelief: eine Venus auf einem Löwen ruhend, in der Hand die Keule des Hercules, mit welcher ein Amor spielt.

Dennoch hat die schöne Freundin dem Könige von Preußen Sorgen genug bereitet. Denn sie war von einer tapfern Gemüthsart, ohne Furcht, wenn nicht ohne Tadel, freigebig mit Ohrfeigen und nicht weniger eingebildet auf ihr schönes Gesicht als auf ihre schönen Hände, die denn auch beide Wunder verrichteten in ihrer Art. Wenn es der Kammerjungfer einmal arrivirte, daß sie beim Frisiren über die Schultern der Gebieterin in den Spiegel blickte, schwapps! fuhr die strafende Rechte aus dem Pudermantel, und dem Zaune der Lippen entfloh'n die geflügelten Worte: „Wie kannst du dich unterstehen, deine gemeine Visage neben dem Gesicht einer Excellenz sehen zu lassen?“ Allein nicht auf Dienstmädchen beschränkte sich die schlagfertige Excellenz, sie schrak vor niemand zurück, und kraft des Faustrechts, welches in allen zweifelhaften Fällen zu ihren Gunsten entschied, war sie bald unbestritten die erste am Hofe. Kein Wunder daher, daß eine neue Rangliste sie in ihren moralischen Eroberungen bestätigte, indem sie

ihr den Vortritt vor allen unverheiratheten oder nicht an regierende Fürsten verheiratheten Prinzessinnen einräumte. Der Herzogin von Holstein, der vielleicht Geld lieber war als Ehre, kaufte sie das kostbare Privileg für 10000 Silberlinge ab, und nun konnte sie sich unter die Fürstinnen mischen. Allein da war eine Dame, die der tapfern Reichsgräfin nichts nachgab an Körperkraft und dem festen Entschlusse, sie bei der geeigneten Gelegenheit geltend zu machen. Diese Dame war die Gemahlin des holländischen Gesandten und diese Gelegenheit die Taufe der Prinzessin Friederike Wilhelmine. Die Reichsgräfin nahm den Platz, der ihr so wohl gebührte, dicht hinter der Markgräfin von Schwedt, der Schwägerin des Königs, die den fürstlichen Täufling trug; doch hinter einer Gardine lauerte die perfide Vertreterin der Generalstaaten, und als der Zug sich eben in Bewegung gesetzt, stürzte sie heraus, um ihre völkerrechtlichen Ansprüche geltend zu machen. Es kam zu offener Feldschlacht, und die beiden Großmächte fuhren sich in die Haare. Ließen sich doch alle Streitigkeiten der Völker auf so handgreifliche Weise durch die Diplomaten erledigen! Dann würde man künftig weder Kriege noch Enthüllungen mehr zu befürchten haben! Es war ein gerechter Kampf und mit ehrlichen Mitteln geführt, wenn auch nicht ganz im Sinne des Oberceremonienmeisters, welcher vergeblich Frieden zu stiften suchte. Die holden Kämpferinnen wollten nicht voneinander lassen. Aber Holland wurde geschlagen, und Preußen stand fest. Holland mußte Haare lassen und obendrein den halben Kopfputz, der in den Händen Preußens als Trophäe zurückblieb. Dann ward, nach diesem kleinen Scharmützel, die heilige Handlung vollzogen, und — vae victis! — die Besiegte mußte sogar noch Abbitte thun. Sie weigerte sich zwar

anfangs; doch Preußen drohte mit dem Abbruche der diplomatischen Beziehungen, und die Generalstaaten fügten sich in das Unvermeidliche.

Kleine Palastrevolutionen wurden versucht, um das Land von dem Reichsgrafen und die Person des Königs von der Reichsgräfin zu befreien. Aber umsonst. Er war eben ein wunderlicher alter Herr, dieser Friedrich I., treu selbst in seinen Schwächen, und nur die Untreue seiner Geliebten war es am Ende, welche sie stürzte. Keine Cabale war dazu im Stande gewesen; nicht die kleinen Faustkämpfe bei Hofe, nicht einmal der drohende Ausbruch einer neuen Fehde mit dem russischen Gesandten. Als der König aber hörte, daß sie ein Liebesverhältniß habe mit dem englischen Gesandten und seine Staatsgeheimnisse für hohe Summen an alle übrigen Gesandten außerdem verkaufe, da war es vorbei. Da wanderte das noble Paar im Jahre 1711 in die Verbannung, zunächst nach Frankfurt am Main, wo schon im folgenden Jahre der Graf von Wartenberg starb. Seine Leiche ward nach Berlin gebracht und auf dem Klosterkirchhofe bestattet. Als der Trauerzug an dem Schlosse vorüberkam, da soll der König am Fenster gestanden und Thränen vergossen haben, indem er ihn langsam gegen die Brücke und das Haus Burgstraße Nr. 7 sich hinbewegen sah. Diese Thränen machen dem Herzen des Königs alle Ehre. Die Reichsgräfin aber nahm die Sache leichter. Sie begab sich nach Paris, und von dort erhalten wir die letzte Nachricht über sie durch die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans, die bekanntlich kein Blatt vor den Mund nahm. Sie schreibt: „Die Gräfin von Wartenberg ist noch zu Paris und führt ein tolles Leben. . . . Sie hat sich mit einem jungen Minckwitz, einem Sachsen, versprochen; der hat ihr alle

Juwelen gestohlen und ist damit durchgegangen." Es ist tröstlich zu erfahren, daß man den flüchtigen Geliebten in Flandern wieder einfing und daß die Gräfin, als ihr nur die Wahl zwischen dem jungen Sachsen und den Juwelen blieb, sich für die Juwelen entschied und den jungen Sachsen ziehen ließ.

Ein anderes Leben zog in das Haus Burgstraße Nr. 7 ein, nachdem sein gräflicher Besitzer es geräumt. Es ward das, was in dem Berlin des 18. Jahrhunderts „die neue Post" hieß. Schon zur Zeit des Grafen von Wartenberg, der mit all seinen andern Würden auch die eines General-Erbpostmeisters verband, hatte man einen Durchgang hergestellt zwischen dem Ministerhotel und dem, was damals der Posthof und „die alte Post" war — dem umfangreichen, hohen, etwas verwitterten Gebäude, das noch heute an der Ecke der Poststraße steht und ihr ehedem den Namen gegeben hat. Nun, nach dem Abzuge des Grafen, etablirte sich das Generalpostamt im Erdgeschosse seines ehemaligen Palais, während im Erdgeschosse des alten Posthauses das königliche Hofpostamt und die Wohnung des Hofpostmeisters war, in den beiden obern aber die Vorfahren des Herrn Stephan, die Generalpostmeister des vorigen Jahrhunderts, residirten. Da schallte der Hof, in welchem wir jetzt den Leierkasten hören, von Pferdegetrappel und Peitschenknall; da kam und ging die fahrende Post nach und aus der Altmark und die reitende Post nach und von Pommern; da langte die Journalière von Potsdam zweimal des Tages an, und da kostete ein Brief „nach auswärtigen Landen", z. B. nach Hannover franco Halberstadt vier Groschen sechs Pfennige. Da mußten die Briefe „ins Deutsche Reich" bis Duderstadt, und ein Brief nach Frankreich konnte nur bis Wesel, einer

nach England nur bis Amsterdam frankirt werden. Da kamen die Reisenden an mit erfrorenen Gesichtern aus Kottbus Montags und Donnerstags abends und gingen nach Halle ab am Sonntag und Mittwoch früh fünf Uhr; und da war den ganzen Tag und die ganze Nacht ein buntes Gewühl und lautes Hinundwieder, und hinter den Fenstern in den langen Quergebäuden, wo jetzt die Fleischhandlung und die Weinhandlung ist, saßen die Touristen des ancien régime mit Mantel und Reisesack und Zopf und Perrüke und ließen es sich mächtig wohl sein bei den guten Dingen, die ihnen Berlin zum Willkommen oder zum Abschiede vorsetzte. Doch das ist jetzt alles anders geworden; mit Sack und Pack ist im Jahre 1815 die Post hinübergezogen in das, was wir jetzt „das neue Postgebäude" nennen, und dieses ist in den inzwischen verflossenen 58 Jahren auch gerade nicht jung geblieben. Allein es weht und waltet in ihm ein frischer, reformatorischer Geist, der im Anschlusse an das neue Deutsche Reich die neue deutsche Reichspost geschaffen hat, deren Posthörnlein zwar stumm geworden, aber darum nicht weniger munter mit Eisenbahnen und Dampfschiffen durch die Welt fliegt. Die Zeiten haben sich geändert. Die Reise ist wohlfeiler, aber das Ankommen theuerer geworden, die Portionen kleiner, die Preise größer; und das einzig billige Ding auf der Welt ist: einen Brief zu schreiben und eine Antwort zu erhalten.

Aber dennoch — wenn es einen Ort in Berlin gibt, wo die Portionen und die Preise noch einigermaßen an die alte gute Zeit erinnern, so ist eben die alte Post, das Haus Nr. 7 in der Burgstraße, dieser Ort. Dieses und das damit seit mehr als anderthalb Jahrhunderten verbundene Haus Nr. 1 in der Poststraße sind seit 1815 in

Privatbesitz übergegangen und bilden noch immer einen untrennbaren Complex, in welchen sich folgende Bewohner theilen: eine Creditbank und eine Vereinsbank, ein Portier, eine Putzfedernfabrikantin, ein Fabrikant, ein Arzt, noch ein Fabrikant, ein Optikus, ein Mechanikus, zwei Kaufleute, eine Friseurin, zwei Witwen und drei Schneider, ein Spielwaarenhändler, ein Fischhändler, ein Fleischwaarenhändler, ein Garderobehändler und ein Tuchhändler, ein Hutmacher und zwei Obsthändler, ein Restaurant und eine jüdische Garküche.

Diese jüdische Garküche in dem Hause des alten Reichsgrafen hat mich immer besonders interessirt, zumal an den Tagen, wo es, wie Heine singt, daselbst „Schalet und Klöße" gab; aber öfter bin ich bei dem Restaurant gewesen, der in unsern Tagen zu dem Ruhme des Hauses Burgstraße Nr. 7 mehr beigetragen hat als alle Herrlichkeit der Wartensleben und Generalpostmeister, von welcher die meisten seiner Gäste nichts mehr wußten. Welcher Berliner aber mit einem Herzen für Schauspiel und Oper hätte nicht auch ihn gekannt, den alten biedern Siechen? wer sich nicht gern und wehmüthig der frohen Stunden erinnert, die er in dem Local verbracht, in welchem der joviale Wirth so gastlich waltete? Er hatte selbst keine üble Stimme, ließ sie oft gar lustig erschallen und besaß außerdem die Kunst, auf einem Stocke zu flöten. Er liebte die Schauspieler, die Sänger, „histriones, balatrones, et hoc genus omne", und viele der besten von ihnen konnte man hier an jedem Abend, wenn die Theater sich geschlossen hatten, und bis über die Mitternacht hinaus finden. Hier gab es die großen Portionen, so groß, daß der beste Wille und Appetit zuweilen nicht ausreichten, mit denselben fertig zu werden, was jedesmal den Unwillen des

edeln Gastgebers und das Staunen seiner Kellner erregte. Ein Band der Vertraulichkeit umschloß den Wirth und seine Gäste; keine „première“ in keinem Theater, der Siechen nicht assistirt hätte; sein Urtheil nach der Vorstellung wog schwer, und sein Lob war eine gute Vorbedeutung für den Erfolg. Am Tage war es still dort, und am Nachmittag pflegte er seinen Spaziergang zu machen, die Linden hinab nach dem Thiergarten, wobei er den musikalischen Stock balancirte und fröhlich vor sich hintrillerte. So hab' ich ihn vor zwei oder drei Jahren, an einem Sommernachmittage, zum letzten mal gesehen. Als ich wiederkam in das wohlbekannte Local, da war er nicht mehr darin. Er war gegangen, und viele von den alten Gästen waren auch gegangen, um nie mehr wiederzukehren. Die Wintersonne schien auf so viele leere Plätze! Da dacht' ich der fröhlichen Nächte von ehedem und all des wechselnden Treibens, das seit so vielen Jahren durch diese Räume gezogen, von dem Reichsgrafen und der Reichsgräfin angefangen. „Ah“, dacht' ich, „das alles ist dahin, und auch du, altes Haus, wirst bald dahin sein.“ ... Aber „Vivat sequens!“ rief ich und klapperte mit dem Deckel, wie wir damals gethan in den Tagen des alten Siechen, wenn das eine Glas leer war und ein neues gefüllt werden sollte. „Vivat sequens!“ — die Gemüthlichkeit der frühern Tage ist hin; aber wir haben die Creditbank und die Vereinsbank und können billige Briefe schreiben. Und das ist doch auch ein Trost!

Berlin im Sommer.

(1872.)

1. Sonntag vor dem Landsberger Thore.

Jetzt ist die Zeit, wo das elegante, das vornehme Berlin seine Koffer packt, um fern im Süd oder hoch im Nord das Gebirge und den Seestrand zu bevölkern. Nicht alle gehen ganz so weit, einige bleiben auch in Misdroy oder in Kösen. Aber wenn man sie so dahinfahren sieht, Morgen auf Morgen, die Kutschen hochbeladen, so sollte man an eine Völkerwanderung denken. Und etwas Derartiges ist es auch. Allemal, wenn der Sommer kommt, scheint der Sand, auf welchen Berlin gebaut ist, sich zu bewegen, und seine Bewohner zerstreuen sich in alle Lande. Dann schließen sich die Fenster in der Victoriastraße, und die Gardinen in der Bellevuestraße rollen hernieder; dann wirbelt Staub durch die langen Alleen des Thiergartens, und seine Gewässer geben einen bösen Geruch.

Und doch ist Berlin auch im Sommer keine uninteressante Stadt; im Gegentheil, wenn sein Aristokratenviertel öde geworden, dann fangen die andern erst recht an zu leben. Zwanzigtausend, funfzigtausend gehen fort; aber achtmalhunderttausend echte berliner Kinder bleiben, wo es ihnen am wohlsten ist, „bei Muttern". Und ich sage noch

einmal, daß es da so übel nicht ist. Berlin im Sommer ist eine ganz andere Stadt als Berlin im Winter. Nicht mehr diese vermaledeiten kleinen Wagen, bei deren bloßem Anblick man sich schon den Magen verdirbt, begegnen einem in den fashionablen Straßen, diese kleinen Huster'schen Einspänner, deren Inneres ganz mit Hummersalat, Trüffelpasteten und Schinken in Burgunder gefüllt ist für die Gastmähler unserer Schwelger; nicht mehr die Equipagen rollen hinterdrein, an deren einem Fenster ein ungeheuerer frisirter Damenkopf und ein entsprechender Nacken erscheint, während an dem andern eine weiße Cravate sichtbar wird. Nein, der biedere Stellwagen mit einem leinenen Dache, gezogen von zwei Braunen und besetzt mit zwanzig fröhlichen Söhnen und Töchtern Berlins, fährt jetzt an uns vorüber zu irgendeiner Partie ins Grüne. Der elegante junge Mann aus dem Innern unserer Stadt tritt jetzt auf die Bühne, die hübsche Bürgerstochter in einem weißen Kleide mit blauen oder rothen Schleifen kommt zum Vorschein. Wer jetzt noch in Berlin zurückgeblieben ist von uns andern, die es sonst um diese Zeit zu fliehen gewohnt sind, der kann sich wirklich als ein Fremder betrachten — und es ist so angenehm, in Berlin auch einmal fremd zu sein, keinem Bekannten zu begegnen, frei zu sein, froh zu sein, stundenlang und stundenweit zu wandern und immer neue Gesichter zu sehen — in jeder Kneipe Platz nehmen zu dürfen — den Traum der Jugend und Unabhängigkeit noch einmal zu träumen.

Das ist Berlin im Sommer und das unser Privileg, von dem wir jetzt einmal Gebrauch machen wollen. Den Plan von Berlin in der Tasche, wollen wir uns in seine fernen Weltgegenden begeben. Wir sind dort so fremd und unbekannt, als ob wir nach Amerika gingen. Es ist

ein schöner Sonntagsnachmittag, und ich mache mich auf den Weg, die lange Potsdamer Straße, die noch längere Leipziger Straße hinunter — lauter geputzte Paare begegnen mir — „Mädchen für alles“ mit flatternden Hutbändern und ihre braven Galane mit schwarzen Tuchröcken und himmelblauen Cravaten. Ich schreite über den Kölnischen Fischmarkt und lange beim Mühlendamm an, dem Trödelmarkte von Berlin. Die meisten Buden sind geschlossen; nur einige Kinder Israels, die sich für den gestrigen Sabbat schadlos halten wollen, haben offen, betreiben indessen heute das Geschäft auch nur mit einer gewissen Lässigkeit, als ob's ihnen nicht recht Ernst damit wäre, was jedoch einen von ihnen, der sich auf einem Stuhle im Schatten hintenüberlehnt, nicht hindert, sich halb zu erheben und einen schlauen, fragenden Blick auf meinen Ueberzieher zu werfen, der mir über dem Arme hängt. Ich antworte mit einem Kopfschütteln, worauf er sich mit einem unbeschreiblich verächtlichen: „Na denn nich, lieber Mann“, wieder in den Schatten zurückbegibt. Ueberhaupt ist die Vertraulichkeit, mit der von nun an Conversation gemacht wird, überraschend. Hinter dem Molkenmarkte bleibe ich einen Augenblick stehen. Die düstern Gebäude Nr. 1 und Nr. 2 — welcher Berliner kennt sie nicht, diese Vorhöfe des Criminalgerichts und des Zuchthauses? — stehen heute in einer gewissen feierlichen Ruhe da. Die Treppen sind leer, durch die weiten Pforten fällt ein Streifen Sonnenlicht, als ob auch zu den Gefangenen eine Kunde des Sommers und des Sonntags dringen sollte, und in den geöffneten Fenstern zu ebener Erde liegt Schutzmann Nr. X und „roocht janz jemüthlich“ ein kurzes Pfeifchen. Ein paar Omnibusse halten auf dem Platze, und ich benutze die vorspringende Ecke eines Hauses der

Spandauer Straße, um eine Karte von Berlin wegen der weitern Richtung zu consultiren. Da ziehen ein paar fidele Strolche vorbei; ich glaube, sie sehen mich nicht, aber solch ein berliner Bummler sieht alles. „Der kommt von Potsdam!“ sagen sie, und da habe ich meinen Theil! Von Potsdam kommen, ein Potsdamer sein, ist eigentlich das Schlimmste, was ein Berliner von einem seiner Mitmenschen sagen kann. Es heißt: „Ich erkenne dich nicht für voll an, du bist ein Mann aus der Provinz, du bist kein Berliner.“ Und wer ein Potsdamer ist, der muß „blechen“, dem kommt das Pflaster von Berlin theuer zu stehen. Er bewundert alles — ihm ist alles neu —; aber laßt ihn nur, den werden sie schon schröpfen! Der Anblick eines Potsdamers erweckt in der Brust des Berliners halb Mitleid und halb Spott; man sieht alle möglichen Streiche voraus, die ihm gespielt werden können, und ergötzt sich darüber, „wie der 'reinfallen wird“! Welch andere feine Nuance dagegen liegt in der Bezeichnung „Nassauer“! Das ist beinahe ein Ehrentitel, noch pfiffiger zu sein als der Berliner selbst, sich durchzuschwindeln, wo die andern bezahlen müssen, ein Knicker und ein Schlaukopf — „Jott, wie naß“!

Also, ich war ein Potsdamer! Mir war's schon recht, und munter trabte ich weiter, bei dem prächtigen Rathhause vorbei, dessen Glockenthurm schon die siebente Stunde wies, die Königsstraße zu Ende, nach dem Alexanderplatze. „Wolle ist die Losung“, hatte ich zuvor auf allen Anschlagsäulen gelesen, auf einem rothen Zettel, aus welchem bei näherer Besichtigung eine einfache Schneideranzeige wurde. Ferner war mir die Affiche eines charlottenburger Wirthes aufgefallen, welcher zu den Vergnügungen einer Rutschbahn und eines „feinen Seidels“ den hohen Adel,

das verehrliche Publikum und „die Interessenten des Wollmarktes“ einlud. Mit Einem Worte: es ist Wollmarkt in Berlin. Wir andern Menschenkinder, die wir, obgleich in Berlin, doch so weit weg von Berlin leben, bemerken gar nichts von diesem hochwichtigen Ereignisse, welches in dem östlichen Theile unserer Residenz eine so große Rolle spielt. Aber hier, auf dem Alexanderplatze, sollte ich sie sehen, selbst am Sonntagsnachmittage, diese Wollballen, hoch aufgestapelt auf unendlichen Lastwagen, wie sie rings im Kreise standen auf dem weiten Platze. Und wie sie leuchteten in der Abendsonne, diese Säcke! Mein Gott, wenn ihr Poeten seid, so commandirt die Poesie!

Hier endete meine Sach- und meine Localkenntniß. Weiter war ich in meinem Leben noch nicht gekommen, über diese Grenze hinaus hatte ich nie den Fuß gesetzt — und doch dehnte sich Berlin noch weit vor mir aus. Mit der Landsberger Straße betrat ich terra incognita. Schöne Häuser, alte Häuser genug — ein Wunder für mich. Das Gasthaus Zum rothen Adler (mit dem entsprechenden Raubvogel über der Thür) und Zum schwarzen Adler, rechts und links, Gebäude, die schon zu Friedrich's des Großen Zeit gestanden haben mögen oder noch früher und damals wol auch noch vornehmen Besuch sahen. Jetzt mehr frequentirt von den „Interessenten des Wollmarktes“. Solch ein Gang durch eine alte, unbekannte Straße in der Sonntagsnachmittagsruhe hat wirklich etwas Poetisches, einerlei, ob es die Landsberger Straße oder irgendwelche andere Straße in irgendwelcher andern Stadt ist. Unter den Linden habe ich niemals solche Empfindungen gehabt, weder an Sonntagen noch an Alltagen, die sich übrigens dort ziemlich ähnlich sehen. Hier ist Sonntag. Die Leute sitzen vor der Thür. Der Philister in Hemd-

ärmeln ergötzt sich am Spiele seiner Sprößlinge. Die dicke Frau im Fleischerladen ist eingenickt und träumt zwischen Schinken und Würsten „seligen Traum". Dort hinter den Blumentöpfen tändelt ein Liebespaar. Es ist Leben und Mannichfaltigkeit in dem Bilde, und vor allem, es ist Sonntagsnachmittag.

Die Landsberger Straße ist ziemlich lang; aber sie scheint mir kurz, denn mich beschäftigen all diese Dinge. Rechts und links münden Straßen, die gleichfalls still und reinlich und sonntäglich ausschauen, auf der einen Seite Schatten, auf der andern breites goldenes Abendlicht. Jenseit des Büschingsplatzes — der letzten Haltestation für Omnibusse — zur Rechten liegt ein weiter, von Holzplanken eingefriedigter Raum. Jeder, der vorübergeht, wirft einen Blick durch irgendeine Ritze hinein. Es ist der alte Viehhof, welcher abgerissen wird — Schutthaufen, Breterhäuschen, dazwischen Bögen wie von einer alten römischen Wasserleitung. Ein paar Straßenjungen amusiren sich damit, durch ein Loch in der Lattenverkleidung einen alten Kranz zu werfen und dann durch das Loch zu kriechen, um den alten Kranz wiederzuholen. Jetzt kommt der eine Junge durchs Loch zurück — er hat den Kranz auf dem Kopfe. Hurrah! Das ist ein Geschrei! Das ist ein Gewühl von Kindern!

Wir sind auf dem Landsberger Platze, vor dem Landsberger Thore, und links ist der Friedrichshain. Es ist keine besonders fashionable Gegend, aber eine sehenswerthe nichtsdestoweniger. Ringsum in einiger Entfernung hohe Gebäude, vier, fünf Stock hoch, mit breiten Façaden und Altanen — auch vor dem Landsberger Thore leben und wohnen die Leute nicht übel, aber es sind eben andere Leute als wir. Und andere Leute sind im Friedrichshain

als im Thiergarten; es ist das Volk in seiner breiten Mittelschicht. Andere Toiletten sieht man hier; aber ich will nicht entscheiden, welche geschmackvoller oder geschmackloser sind. Einfache Kleider, einige schwarz und von Seide, die meisten hell und aus weniger kostbarem Stoffe. Viele wollene Kleider, aber auch viel Heiterkeit und viele frohe Gesichter. Ganze Scharen von Kindern bedecken buchstäblich die Eingänge zum Friedrichshain, jenen ausgetretenen Rasen, welchen ein Pfahl mit Inschrift als „Spielplatz" bezeichnet. Man kann das Aussehen dieser Kinder nicht ärmlich nennen, nur einfach, bescheiden, aber musterhaft reinlich. Der Aufgang zum Friedrichshain verspricht wenig; die Bäume sind hier kümmerlich, und auf den Wegen dominirt der Sand. Die ganze Schöpfung ist noch jung; sie stammt aus dem Jahre 1848, und sie sollte für das Volk das werden, was der Thiergarten für die obern Klassen ist. Wenn man das erwägt, so wird man staunen über den Anblick, welchen der Friedrichshain heute schon bietet, wenn man etwas mehr in seine Tiefe dringt: schattige Laubgänge, herrliche Wiesen, mannichfaltige Ruheplätze, an denen man den Arbeiter mit seiner Frau sitzen und seine Cigarre rauchen sieht. In der Mitte, von dichtem, kräftigem Grün umgeben, erhebt sich ein Treppenbau mit einer Säule, welche die Kolossalbüste des Alten Fritz trägt — ein berliner Bürger hat dieses Denkmal den Besuchern des Friedrichshains gewidmet. Lange saß ich zu Füßen dieser Säule, den Blick geheftet auf das gefurchte Antlitz des großen Mannes, wie er es, von dem altmodischen Hute bedeckt, sinnend zur Seite neigt — durch das Laub flutete das Abendgold von Westen, mit mattem Widerscheine das Bronzebild beleuchtend, und in den Aesten jubilirten die Vögel, welche sich hier, inmitten des Volkes,

auch viel wohler und freier fühlen als dort im vornehmen Thiergarten mit seinen stehenden Pfützen.

Dann, vom Alten Fritz, stieg ich langsam einen Weg hinan, der zur Höhe des Friedrichshains führt — in einen durch spärliches Grün umschlossenen Raum, wo in langen Gräberreihen nebeneinander die Opfer der Märztage von 1848 ruhen. Nicht ohne innere Bewegung betrat ich diesen Boden. Hier liegen sie, die Unglücklichen, deren Unrecht darin bestand, vor 24 Jahren ertrotzen zu wollen, was der freundlichere Genius Deutschlands uns jetzt freiwillig angeboten — die deutsche Einheit, das deutsche Parlament! Fern sei es von mir, vertheidigen zu wollen, was eines andern Richterspruchs harrt — diese Fragen sind zu neu, wir wollen sie nicht berühren. Diese Wunden sind noch nicht einmal geschlossen. Aber an diesen Gräbern zu stehen, die meisten von ihnen namenlos, und derer zu gedenken, die nun bald ein Vierteljahrhundert unter diesem kärglichen Rasen schlummern — das wird auch dem besten Patrioten wol gestattet sein. Sie sind ziemlich verwahrlost, diese Gräber, obwol immer noch am Gedenktage jener blutigen Straßenkämpfe etwas für dieselben gethan wird. Welke Kränze mit schwarz-roth-goldenen Schleifen — diesen Farben ihrer Täuschung! — hängen in den spärlich belaubten Zweigen des Grabgesträuches; auf vielen Grabsteinen ist die Inschrift schon erloschen, und viele Gräber sind ganz ohne Denkzeichen. Aber manch ein Erinnerungsmal aus Stein oder Holz steht noch, welches einem die Thränen in die Augen lockt. Dieses ist dem Vater, dieses dem Bruder gewidmet, dieses dem Kameraden von seinen Freunden. Der Arbeiter, der Geselle ruht neben dem Meister; neben dem Alten ruht der Junge von 15, der Jüngling von 19 Jahren. Neben dem Kreuze

liegt eine Platte mit hebräischen Buchstaben — und zwischen all den Männern liegt auch ein Mädchen — an dem Tage, an welchem die Kugel sie traf, war sie 20 Jahre alt; sie würde heute 44 zählen, sie könnte eine glückliche Frau, eine liebende und geliebte Mutter sein. . . . Ach, wer kann diesen Friedhof betreten, ohne die 300 zu beklagen, von denen die meisten in der Blüte ihrer Jahre, viele noch, bevor sie dieselbe erreichten, geknickt worden sind? — Ueber dem Grabe des Mädchens hing ein trockener Kranz mit einem kleinen blauen Schmetterlinge daran.... Blutige Arbeit, blutige Arbeit! Aber sie mußte wol gethan werden. . . . Die Zeit hat nach rechts und nach links gemildert, versöhnt und ausgeglichen; wir dürfen auch diese Gräber wieder besuchen — zwischen ihnen und der Bildsäule des Alten Fritz, welche dort in der Abendsonne funkelt, scheint uns die Zukunft zu wandeln. . . .

Das Abendroth strahlt herauf über den Friedrichshain. Als ich von der stillen Gräberstätte kam, auf den Rand des Hügels hinaustretend, da war unter mir eine weite Rasenfläche ausgebreitet, auf welcher am Abhange zahlreiche Sonntagsgäste lagerten, hier paarweise, dort in bunten Gruppen. Ihr Lachen drang bis zu mir herauf. Aber weiter unten, da ging's noch lustiger her. Da war, auf der andern Seite der Landsberger Chaussee, ein Carrousel, in welchem geritten und nach den Ringen gestochen und georgelt und Hurrah gerufen wurde; und nebenan im Böhmischen Brauhause war Militärmusik, und für einen Silbergroschen Entrée konnte man eintreten. Welch eine Menge von Tischen hier unter Gottes freiem Himmel, und wol tausend Menschen daran — vergnügte Menschen, behäbige Menschen — jeder mit seinem Seidel vor sich, seiner Frau neben sich und seinem halben Dutzend Kinder um

sich. Das alles trank aus Einem Glase und amusirte sich königlich. An der einen Seite des Gartens war eine Blumenausstellung mit Lotterie — wer setzte, gewann einen Blumentopf, dieser ein Heliotrop, jener ein Geranium oder einen Goldlack. Bald stand auf jedem Tische in dem großen überfüllten Garten ein Blumentopf, und es machte einen höchst anmuthigen, fast ländlichen Eindruck, wie diese bunten blühenden Gesträuche nach allen Richtungen zu wandern und hier und dort kleine Beete zu bilden schienen. Dazu die rauschende Musik, die jetzt das beliebte Lied vom „Tinglingling" anstimmte, in welches sogleich ein ganzer Chorus einfiel mit dem allerdings classischen, mir aber immer noch unverständlich gebliebenen Refrain:

Zum tinglingling,
Zum tinglingling,
Die ganze Tingelei!

Indessen ließen sich von draußen her solidere Stimmen hören, deren Lockrufen ich denn auch folgte. Vor dem Garten nämlich hatte sich eine ganze Batterie von Wurstkesseln und Gurkenfässern (auf kleinen Handwagen) aufgepflanzt, und die Männer, respective Frauen, welche sie bedienten, überboten sich in den Anpreisungen ihrer Waare. Wenn der eine gerufen hatte: „Pfeffer- und saure Jurken! Hier ist der billige Preis!" (mit dem Nachdruck auf „hier"), so schrie der andere gleich noch lauter: „Warm, warm, warm sind sie hier!" (mit einer beständigen Steigerung auf dem „warm"). Dabei fuhr der Mann mit einer großen Gabel in seine brodelnden Würste und lockte die noch zögernde Kundschaft mit dem Zusatze: „Schwein hat's Bein gebrochen! Billig, billig!" Was der Beinbruch des Schweins zur Empfehlung der Würste hatte beitragen können, blieb mir anfangs unklar, bis ich hörte, wie der

Wursthändler zur Motivirung weiterhin mittheilte, daß das unheilige Thier wegen des gebrochenen Beins rasch hatte geschlachtet und um die Hälfte seines Werthes verkauft werden müssen — daher die Billigkeit. „Warm, warm, warm sind sie hier!" Und schon war ein ungläubiger Thomas bekehrt und hatte eine Wurst zwischen zwei Semmelschnitten und demnächst alle drei zwischen den Zähnen. Nun war aber auch der Gurkenmann nicht faul. Er hatte einen schwarzen Bart und im Munde einen Pfeifenstummel; die Hemdärmel bis über die Elnbogen zurückgestreift, griff er ins Faß und brachte eine jener länglichen Früchte heraus, von welchen einer meiner Freunde sagt, daß er es eher verstehen würde, wenn unsere Stammutter ihretwegen sich und uns ums Paradies gebracht. „Pfeffer- und saure Jurken — hier ist der billige Preis!" Und nicht lange, so standen fünf, sechs Burschen um seinen Wagen herum, und jeder von ihnen biß in die Gurken hinein, daß — um mit dem Sänger des Hohen Liedes zu reden, der allerdings an die saftigen Früchte des Orients denkt — „ihre Würze triefen". Dieses war das letzte Bild, welches ich am Sonntag vor dem Landsberger Thore gesehen. Das Abendroth war erloschen, vom Thurme der Marcuskirche schlug es neun; es war Zeit, mich zu erinnern, daß man in einem andern Theile Berlins auf mich — mit dem Abendessen warte.

Da humpelt eine müde Droschke vorbei. „Halt, Kutscher!" Der Sonntag ist aus — wir fahren nach Haus!

2. Blauer Montag in der Hasenheide.

Viele Wege führen nach Rom und wenigstens einige nach der Hasenheide. Doch ist der eine von diesen so

staubig wie der andere, und alle verlaufen zuletzt im Sande. Ich kehrte dem stolzen Westende Berlins den Rücken, indem ich meinem Ziele durch die Königgrätzer Straße zusteuerte. Ich habe diese Straße gekannt, als sie an ihrem obern Ende Hirschel- und an ihrem untern Schulgartenstraße hieß und eigentlich noch gar keine Straße, sondern nur eine lange Reihe von Häusern war mit der wackeligen Stadtmauer gegenüber und der sogenannten „Communication" dahinter. Solcher Communicationen gab es damals rings um die Stadt; sie waren nach den verschiedenen Thoren „Communication am Potsdamer", „am Anhalter Thore" u. s. w. genannt und stellten sich als schmale Pfade zwischen Haus und Mauer dar, auf denen zu wandeln keine Wonne war. Das berühmte berliner Trottoir zeigte sich hier von seiner spitzigsten Seite, und als eines Tages ganz unvermuthet aus diesem alten Gemäuer mit dumpfem Geläute der Güterzug der benachbarten Station hervorbrach, da war es gar lebensgefährlich. Das war die Romantik Berlins noch vor 10 Jahren; aber die Ruinen, die Stadtmauern, die Thore, sogar die Eisenbahnzüge in den Straßen sind verschwunden, und die „Communicationen" bilden nun rings um die Stadt einen Gürtel breiter Straßen. Nur das Trottoir, nämlich was man hier so nennt, ist geblieben, und um das los zu werden, müssen wir wol noch einen neuen Krieg führen.

Da, wo die Königgrätzer Straße dem Park von Bismarck's Hotel gegenüber in den Thiergarten mündet, ist sie „hochfein", und die Miethen sind im Verhältnisse; jenseit des Potsdamer Platzes wird sie bürgerlicher, obwol sie mit ihren prächtigen neuen Häusern zu beiden Seiten sich breit und offen dahinzieht. Früher hätte wol kein Fremder daran gedacht, wenn er nach Berlin käme, gerade hier zu

logiren; jetzt stehen zwei stattliche Hotels nebeneinander. Neue Straßen mit neuen Namen zweigen sich rechts und links ab — hier und da ist aus der alten Zeit (von vor 10, 12 Jahren) noch ein Stück Garten übriggeblieben, und über manch einen Breterzaun von fragwürdiger Gestalt lehnt ein bejahrter Hollunderbaum sein mit weißen Blütendolden bedecktes Haupt. Je weiter man vorwärts schreitet über den Askanischen Platz hinaus dem Kanal zu, desto ländlicher, unfertiger erscheint die Straße. Hier ist sie noch im Werdezustande begriffen. Ganz kleine Häuser aus verflossenen Bauperioden stehen neben ganz großen, die noch von frischem Kalk riechen. Dann hören die Häuser ganz auf, und es folgen Lattenverschläge mit Inschriften wie die folgenden: „Verkauf von Klein gehaunes Holz", und: „Hier werden Möbel und andere Fuhren gefahren."

Von nun ab traben wir im Sande und haben zur Rechten den Kanal, und unser ganzes Divertissement, nachdem wir die Brücke vor dem Halleschen Thore überschritten, besteht darin, daß wir ihn, nämlich den Kanal, zur Linken haben, während der Sand „egal" derselbe bleibt. Aber hier von der Brücke aus bietet sich ein wahrhaft überraschender Blick auf den Belle-Alliance-Platz. In der Mitte steht die schlanke Siegessäule mit der schwebenden Victoria, und nach drei Seiten hin strahlen drei von den längsten Straßen Berlins aus, die Wilhelmsstraße, die Friedrichsstraße, die Lindenstraße. Staub und Nachmittagssonne bilden eine wundersam gefärbte, nur halbdurchsichtige Atmosphäre, in welcher sich all der bunte, hundertfältige, hundertstimmige Verkehr mehr zu spiegeln als wirklich zu bewegen scheint. Es liegt etwas Phantastisches über diesem Bilde, wiewol es doch der greifbarsten Reali-

tät angehört; und man mag nun sagen was man will von diesem Sande — wir haben ihn dennoch lieb! Wir kennen ihn, und er kennt uns, und wir kommen trefflich miteinander aus. Zwar wirft jede vorüberfahrende Droschke ganze Hände voll davon uns ins Gesicht, bis unsere Röcke weiß sind wie unsere Stiefel. Aber zum Glück ist dies eine Gegend, in welcher die Droschken immer seltener werden.

Wir bleiben am Kanal, welcher auf der ganzen Südseite von Berlin die Wasserstraße bildet, ausgehend von der Spree oberhalb Berlins und in dieselbe zurückkehrend bei Charlottenburg. Ich erinnere mich noch der Zeit, wo nur selten und in weiten Zwischenräumen ein Fahrzeug dem andern folgte, trübselig anzuschauen, von zwei Männern gezogen, welche wirklich im Schweiße ihres Angesichts wie Lastthiere keuchten, während eine Frau das Steuer regierte. Solch ein Schiff war der Schrecken der friedlichen Bevölkerung an beiden Ufern. Denn wenn es vorüberzog, so wurden die Brücken abgefahren und die Passage gesperrt; Omnibusse, Kutschen, Fußgänger mußten warten, bis es mit seiner Fracht von Aepfeln oder Heringen sich langsam durchgearbeitet. Es waren idyllische Zustände, oft zum Verzweifeln. Jetzt herrscht ein anderes Leben auch auf dem Wasser; es ist weithin bedeckt mit Ladungen von Stein und Holz, es vermittelt den riesigen Bauverkehr Berlins, neue Brücken sind entstanden, breit und hoch genug, um ganze Flotten durchzulassen — die Handelsmarine von Berlin geht ihren Weg, und wir gehen den unsern. Auf der andern Seite des Wassers liegt die Häusermasse der Stadt, wir sehen in das Herz der Straßen, die sich nach dieser Seite hin öffnen; hier wölbt sich eine Kuppel, dort steigt ein Thurm in die Höhe. Das

alles zieht wie ein Panorama an uns vorüber. Jetzt tritt alles in einen schwarzen Qualm und Dunst zurück — der Boden wird schwarz, der Himmel wird schwarz. Beides spiegelt sich in einem schwarzen Wasser. Mächtig runde, bollwerkartige Gebäude, von einem Kohlengebirge umgeben, bedecken das Ufer: es sind die Gasanstalten. Wer in dieser Gegend, die den Athem der Unterwelt ausstößt, in diesem Wasser, dessen schlimmste Bestandtheile nicht einmal die Fabrikabfälle sind, Erquickung suchen mag nach des Tages Last und Hitze, begreifen wir nicht; aber es muß doch wol solche Leute geben, denn hier ist eine Badeanstalt. . . . „Es lächelt der See, er ladet zum Bade."

Hier dagegen, auf unserer Seite, wird es mit jedem Schritte kahler. Die letzten Häuser sind Magazine, in denen man „preiswürdige" Särge schon für vier Thaler haben kann. Dann kommt eine Straße, in welcher erst Ein Haus steht, dann kommen Straßen, in denen noch gar kein Haus steht, und dann das freie Feld. Rechts ragt des Kreuzbergs kühne Spitze, am Abhange liegen die Friedhöfe. Dort in dem kleinen ummauerten Viereck ruhen in dem Sande von Berlin einige versprengte Söhne des Propheten; es ist der türkische Begräbnißplatz.*) Ach, diesen Gläubigen ist es wol auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie ihren letzten Schlaf schlafen wür-

*) Seitdem obige Zeilen geschrieben worden sind, gibt es auch einen japanesischen Begräbnißplatz in Berlin. Derselbe ist neben der Schönhauser Allee, nördlich vom Exercirplatze nach der Brunnenstraße zu belegen und enthält bisjetzt nur Ein Grab. Als Wächter des Platzes wohnt in einem kleinen Häuschen neben demselben ein Schlosser miethfrei und mit einem Jahreseinkommen bedacht.

den zwischen dem „Bock“, Brauerei auf Actien, zur Linken und „Tivoli“, Brauerei auf Actien, zur Rechten.

Das Feld ist kärglich. Ueppige Saaten haben über diesen Ebenen niemals gewogt. Die paar Bäume, die hier noch stehen, sehen aus wie die Palme in dem Heine'schen Gedichte, die fern im Morgenlande „einsam und schweigend trauert“. Auch die Fichte gegenüber fehlt nicht, nur daß sie nicht auf kahler Höh' steht, sondern in kahlem Flachlande und ganz mit Staub gepudert ist vom Schafte bis zur Krone. Trostlos am Rande zieht sich die weiße Fahrstraße hin; nun macht sie eine Biegung zur Rechten, und vor uns liegt das Kottbuser Feld.

Diese öde Strecke, von deren Existenz in Berlin bisher nur die Abfuhrgesellschaft „Utilitas“ gewußt, hat seit einigen Wochen eine eigene Art von Berühmtheit erlangt. Es hat sich hier nämlich eine Colonie von Obdachlosen angesiedelt, deren Hütten an ein Zigeunerlager erinnern. Im vergangenen April erreichte die Wohnungsnoth bekanntlich eine solch bedauerliche Höhe, daß bei der Exmission die bisherigen Miether, Mann, Frau und Kinder, sämmtlich mit Feuerzangen, Besenstielen und andern Utensilien bewaffnet, den Vermiethern, die unterstützt waren von der heiligen Hermandad der Schutzmannschaft, blutige Schlachten lieferten. Zur Ehre der Polizei indessen sei gesagt, daß sie ihre traurige Pflicht diesmal ungern that. Allein sie mußte nichtsdestoweniger gethan werden. In meiner Nähe kam der Fall vor, daß sich ein ehrsamer, mit sieben Kindern gesegneter Mann erhängte, weil er keinen Wirth fand, der ihn mit seinem Kindersegen aufnehmen wollte. Die Verzweiflung stieg aufs höchste, in jenen Aprilnächten campirten Tausende von Berlins Einwohnern unter freiem Himmel. Und nicht etwa Vagabunden und

Strolche; die finden immer ein Unterkommen, und wär's auch nur im Arbeitshause oder auf dem Molkenmarkte. Nein, ganz rechtschaffene Leute, die gewohnt waren, von ihrer Hände Arbeit zu leben, kleine Handwerker, kleine Händler, Tagelöhner u. dgl. Viele von den Obdachlosen des letzten Wohnungswechsels fanden denn schließlich wol noch ein Dach, unter welches sie krochen; aber einige hundert verzichteten auf jede weitere Bemühung, sangen: „Ein freies Leben führen wir", und bauten sich Hütten auf der sogenannten „Schlächterwiese" des Kottbuser Feldes. Es ist nicht die schönste Gegend, die man sich wählen könnte, wiewol in nicht allzu weiter Ferne die schattigen Waldungen der Hasenheide stehen; auch nicht die wohlriechendste, wenn man an die vorerwähnte Gesellschaft „Utilitas" denkt. Allein sie ist billig und hat Raum für alle. Für fünf, sechs Thaler ist hier ein Grundstück zu erwerben; ob auf ewige Zeiten oder nur emphyteutisch, darüber zerbrechen sich diese Pionniere des Kottbuser Dammes einstweilen nicht den Kopf. Flink und fröhlich haben sie sich vorderhand aus altem Gerümpel von Bretern und Fenstern und Dachpappe ihre luftigen Wohnungen errichtet und leben darin, wie es scheint, ganz vergnügt. Ueber das weite Feld verstreut, zwischen Korn- und Kartoffelacker, in verschiedenen Gruppen beieinander und durch schmale Pfade miteinander verbunden, liegt dieses Troglodytenviertel, welchem der Volkshumor bereits den Namen „Barackia" gegeben hat. Als ich sie vor vier Wochen das erste mal besuchte, da war die Barackenstadt eben im Entstehen; da ward hier ein Brunnen gegraben, dort ein Gärtchen gemacht. Jetzt hat alles schon ein gewisses Ansehen gewonnen; stolz von den Zinnen dieser Bettelburgen wehen die deutschen und die preußischen Fahnen.

Gastlicher Rauch kräuselt in die Luft oder quillt aus Fenstern und Thüren. Einzelne Schilder sind schon da und dort zu bemerken. Mit blauer Kreide sind die einzelnen Hütten numerirt — „Nr. 3, Kottbuser Feld", handelt mit Lumpen, Knochen und altem Eisen, Nr. 1 an der Ecke ist ein Laden, in welchem man Apfelsinen, Sodawasser und süßes Braunbier haben kann. An den Fenstern hängen Gardinen. In den kleinen Gärten wächst Salat und Kohl. Vor den kleinen windschiefen Häusern, die halb in der Erde stecken, stehen kleine Lauben, Kinder wälzen sich in dem warmen Sande herum oder spielen mit nackten Füßen in den ausgetretenen Feldwegen, die Frauen stricken in der Thür, und auf den Bänken sitzen die Männer im stolzen Bewußtsein, niemand zinspflichtig zu sein, keinem Miethsherrn, nicht einmal dem Magistrat. Wie lange dieser paradiesische Zustand dauern wird, ist freilich nicht zu sagen. Einstweilen blicken sie verächtlich herab auf das große Berlin und zeigen ihm, was ein freier Mann werth sei!

Was mich betrifft, so ziehe ich meine Straße dahin, durch „Barackia", jenen Wohlgerüchen entgegen, die sich vom südlichen Ende des Feldes mit jedem Fächeln des Windes erheben. Süße Düfte, getragen vom Zephyr! Doch wenn man schon unter Palmen nicht ungestraft wandeln soll, wie kann man das von dem Berieselungsacker der berliner Gesellschaft „Utilitas" verlangen? Vielleicht ist es ein Trost, an die goldene Inschrift zu denken, mit welcher einst Scribe sein Landhaus geschmückt: „Vous qui passez, merci! Je vous le dois peut-être!" . . .

Dieses jedoch ist die letzte Prüfung. Dort ist wieder feste Chaussee — und dort die Hasenheide! Da klingt das Becken und die Pauke — da rasselt das Glücksrad und

der Würfelbecher — da winken die Freuden des Tanzes und des Seidels — da schäumen die Becher, da schwellen die Herzen vor Lust und Erwartung — da wird gezecht und gejubelt — Blauer Montag in der Hasenheide!

An den Wochentagen ist die Hasenheide ein stiller Platz, eigentlich ein recht melancholischer Platz mit seinem Sande und seinen Kiefern und seinen großen, öden Gärten. Aber am Sonntag! Aber am Montag! Tausendunddrei! Sind die Menschen nicht zu beneiden, die einen Blauen Montag haben? Wir haben keinen Sonntag und keinen Wochentag, für uns ist alles grau. Für sie jedoch hat die Welt noch ein Aussehen und die Zeit noch eine Farbe.

Gleich beim Eintritt in die Hasenheide von dieser Seite begrüßt uns der „Spreewald" — eine Gartenwirthschaft wie die andern, wie wir noch zwanzig, noch dreißig sehen werden. Diese Leute wissen doch, wofür sie sich abmühen. Wenn die sauere Woche herum ist, so gehen sie Sonntags nach der Hasenheide, und wenn der Sonntag vorbei, dann kommt der Blaue Montag. „Blau, blau, blau ist alle mein Vergnügen; blau, blau, blau ist alle meine Lust." Das heißt doch noch ein Leben! „Jeden Montag findet Kinderfest statt." Und da tummeln sie sich herum und schreien und thun sich was zugute, daß einem dabei das Herz im Leibe lacht. Daneben: „Familien Können Kaffe kochen." Das Bret war nämlich zu schmal, um das Zeitwort so groß auszuschreiben, wie der Schildermaler es begonnen. Man muß sich zu helfen wissen, und mit der Orthographie wird es so genau nicht genommen in der Hasenheide. Das Schild kehrt nun in allen möglichen Variationen wieder, aber das Wort „Kaffe" bleibt immer dasselbe. Wahrscheinlich auch der edle Trank,

der aus ungeheuer weiten, dickbauchigen Kannen in kolossale Tassen geschenkt wird. Mit „Kaffe" fängt jedes richtige berliner Vergnügen an, aber es bleibt nicht dabei. Mir erzählte eine Schöne, deren Bekanntschaft ich in der Hasenheide gemacht, daß sie an solchen Tagen sieben bis acht Tassen „Kaffe" zu trinken pflege, d. h. ein Quantum, welches, nach Litern gemessen, allein einen Eimer Wasser geben würde. Freilich ist außer diesem Wasser nicht viel mehr in dem „Kaffe". Doch sie sind glücklich dabei, und es schmeckt ihnen. Und die langen Strümpfe, die sie dabei stricken! Allerdings nur die ältern und gesetztern Besucherinnen der Hasenheide; die jüngern promeniren Arm in Arm durch den Garten oder besteigen die Höhe des angrenzenden Kieferngehölzes, um von dort des erhabenen Schauspiels zu genießen, wie Rixdorf in der Abendsonne liegt.

Dieses Kieferngehölz ist in der Woche Turnplatz für die berliner Schuljugend und Schießplatz für die Soldaten und wird demnächst auch ein Denkmal haben, das des guten Vaters Jahn, der nach echter deutscher Sitte kein Schermesser an seinen Haaren litt und seinen Hemdkragen „frisch, fromm, fröhlich, frei" über dem Rocke trug. Am Blauen Montag aber schwärmen andere Geister durch den Kiefernwald, und manches kleine Abenteuer — natürlich in allen Ehren — wird dort abgespielt.

Diesem Wäldchen zunächst liegt die „Bergbrauerei", die heute eine ganz besondere Anziehungskraft ausübt; denn ein „Brillant-Prachtfeuerwerk" soll hier abgebrannt werden, „arrangirt vom königlichen geprüften Kunst- und Lustfeuerwerker Herrn Soundso". Zu Fuß und zu Wagen kommen die Schaulustigen heran, zahlen ihren Obolus und treten ein. „Dieses Feuerwerk ist zusammengesetzt aus

den brillantesten Fronten in schönster Brillantfeuer- und Farbenpracht und umfäßt (!) überhaupt" (dieses „über-haupt" ist himmlisch!) „alle nur erdenklichen Körper, welche sich die Phantasie vorzustellen vermag" u. s. w. Wer könnte da widerstehen? Treten wir ein, „bevölkern wir den Salon", wie der schwedische Baron im „Pariser Leben" sagt. Wir erhalten ein Menu der Vergnügungen, die uns erwarten; darunter steht: „Das Besteigen der Tische und Stühle ist nicht gestattet." Es ist doch gut, wenn man unter gebildeten Leuten gleich weiß, woran man ist, was man thun darf und was nicht. Wir werden also die Tische und die Stühle nicht besteigen und uns nur fein bescheidentlich darauf setzen, d. h. auf den Stuhl. Der Garten ist weit und geräumig, und im Hintergrunde dampft der Schornstein (auf Actien), dem wir das gute Bier zu danken haben. Inzwischen braust das Orchester mit „Hurrah, Germania!" los, während aus einem Seitengebäude zu meiner Linken ein liebliches Saitenspiel, begleitet von einer Querpfeife, erschallt. Ich folge den holden, schmeichelnden Klängen und finde einen großen Saal, in welchem mittels eines hölzernen Gitters ein kleiner Saal abgetheilt ist. In diesem kleinen Saale führt die lustige Jugend den Reigen — ein paar Soldaten und ein paar fidele Schneidergesellen schwingen sich mit ein paar handfesten, mehr als rosig erglühenden Jungfräulein im Kreise herum, „pro Tanz ein Silbergroschen", wie die Notiz am Eingange vermeldet. Das Vergnügen ist billig, aber groß, sehr groß. Wer spielt uns zum Tanze auf?

Während hier oben im Saale alles Lust und Liebe ist, wird unten „forsch" gearbeitet. Da ist Nr. 1 die „Kaffeeküche" und Nr. 2 die „Speiseküche". Der Speisezettel hängt in Form jener Tafel, wie wir sie vom Opernhause

her kennen, an der Thür. „Erster Rang" — „Parket" — „Beefsteak" — „Schweinebraten" — ein großes Blanquo; was dort: „ausverkauft", heißt hier: „is nich mehr." Indessen geht es hier mit den Speisen doch etwas glimpflicher zu als im Opernhause mit den Plätzen, oder es ist mehr Vorrath da. Genug, wer essen will, findet noch mehr, als er braucht, auf der hölzernen Speisekarte, „Fricassée vom Huhn" inbegriffen, dieses Lieblingsgericht des Berliners, der sich amusiren will.

Es beginnt zu dämmern; um die Baumkronen des nahen Wäldchens und den hohen Schornstein schimmert die Glorie des Abends, und der Rauch der Bergbrauerei zieht wie eine Wolke hinüber zu dem Rauche der Unionsbrauerei. Denn wir sind hier im Lande der Phäaken, „es dreht immer am Herd sich der Spieß". Zögern wir daher nicht länger; wir haben noch nicht den zehnten Theil von dem gesehen, was wir sehen müssen. Erst jetzt betreten wir die wirkliche Hasenheide. Rechts liegt der Wald mit seinem Turnplatze, seinem Vater Jahn und seinen Mysterien, in der Mitte die Chaussee und rechts die Kastanienallee mit ihren „Localen", eins neben dem andern — Brauereien, Salons, Tanzkränzchen, Kaffeegärten, Restaurationen, Destillationen — „wer kennt die Völker, zählt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen". Und das ist alles gefüllt mit Schmausenden und Tanzenden, da schmettert überall Musik — da fahren kreischende Jungfrauen durch die Luft in Schaukeln, welche der Arm der Liebe kräftig emporschleudert, und unter den Bäumen wandeln sinnige Paare mit Kornblumen in den Händen, die sie draußen im Kornfelde selber gepflückt. Und nun entzündet sich langsam ein Lämpchen nach dem andern und zeigt uns alle Herrlichkeiten der Schaubuden in einem

neuen Glanze — gläserne Waaren und Spielsachen, Porzellanfiguren und Blumenvasen — „Lotterie! Wer mit drei Würfeln über zwölf Augen wirft, hat gewonnen und kann von den aufgestellten Gegenständen wählen, was er will!“ Hier eine ganze Breterwand voll herrlicher Porträts, majestätische Köchinnen in goldenen Rahmen, schmachtende Barbiergehülfen mit einer Rose im Knopfloche. — „Amerikanische Metall-Schnellphotographien, à Stück fünf Silbergroschen, gleich nach der Aufnahme mitzunehmen.“ Daneben im allzu bescheidenen Dämmerlicht eine Butike mit der Aufschrift: „Cigarren Lager Eig'ner Fabrik.“ Die Aufrichtigkeit dieses Geständnisses ist fast noch rührender als die Orthographie. Ruhig steht der Meister hinter seinem Tische, und mit einer gewissen Würde fertigt er seine Kunden ab, das Stück zu vier Pfennigen. Das edle Kraut bedarf keiner Reclame, es duftet sein Lob „Eig'ner Fabrik“. Und an die Verkaufs- und Tanz- und Bierlocale schließen sich weiter unten die Treibhäuser und Blumenbeete der Kunstgärtner, die hier fern von Berlin noch ein stilles Eckchen gefunden haben, das nicht als Bauplatz begehrt wird. Da sind schöne Rosengärten, und nebenan ist Kreutzberg's Menagerie, wo der große Löwenkampf stattfindet und Nero, der weiße Elefant, gezeigt wird. Zwischen den Rosen und den Löwen aber ist ein Zelt mit folgendem Aushängeschilde: „Hier ist zu sehen der berühmte Inselaner Bambo Hunger Ille.“ Ich hätte ihn ums Leben gern gesehen; aber der „berühmte Inselaner“ hatte Feierabend gemacht, er war vielleicht schon zu Bette gegangen. Die Bude war zu.

Während hier unter den Kastanien sich die feine Welt der Hasenheide bewegt, geht es gegenüber am Waldrande sehr viel ungenirter her. Da stehen die Wurstkessel, die

Gurkenfässer, die kleinen Handwagen mit „Schrippen". Auch der „Gilka" fehlt nicht, der echte berliner Schnaps, noch eine gewisse Herzlichkeit unter denen, die ihn trinken, als ob sie gute Kameraden wären und alle zu derselben Familie gehörten. Eine merkwürdige Gesellschaft mit leinenen Hosen und bedrohlichen Gesichtern, aber höchst jovial und zu allerlei kleinen Scherzen aufgelegt. Stühle gibt es hier nicht; der eine liegt im Graben, der andere sitzt auf einem gefällten Baumstamme, und zwischen allen herrscht das trauliche „Du". Käufer und Verkäufer bilden hier ein einziges großes Publikum. Man kann sich keine größere Gemüthlichkeit denken, man fühlt sich ordentlich angeheimelt. „Noch ein Paar warme, Herr Nachbar?" ruft mir ein Mann zu, der das „Paar warme", natürlich Würste, hoch aus seinem Kessel emporhebt. Bevor ich ihm aber noch antworten konnte, ward seine und meine und aller andern Aufmerksamkeit durch einen gewaltigen Lärm abgelenkt. Rasch ließ er die „Paar warme" wieder ins Wasser zurückplumpen und folgte der Menge, die nach einem andern Theile des Wäldchens drängte. Zwei Burschen waren wie die Wilden übereinander hergestürzt und prügelten sich, daß der Staub ellenhoch aufwirbelte. „Was gibt es denn?" erkundigte ich mich bei einer alten, gemüthlichen Schrippenhändlerin, die ihren Stand in der Nähe hatte. „Da erkennen sich ein paar Brüder", sagte sie mit freundlichem Lächeln. Die Menge, welche dieser „Erkennungsscene" beiwohnte, hatte inzwischen einen Ring geschlossen, innerhalb dessen die „Brüder" sich weidlich bearbeiteten, bis der eine von ihnen den andern unterkriegte, nicht im figürlichen Sinne, sondern wörtlich, und die Nacht, die inzwischen gekommen war, ihn mit ihrem mitleidigsten Schleier bedeckte. Zum Glück für ihn stieg zu gleicher

Zeit aus der Bergbrauerei die erste Rakete in das abendliche Dunkel, und sein Verfolger und die Schrippenhändlerin und der Wurstkesselmann und alles, was sich hier unter den Kiefern und dort unter den Kastanien bewegt hatte, eilte zu dem neuen glänzenden Schauspiele des „Brillant-Prachtfeuerwerks" und überließ ihn seinem Schicksal.

Mein Blauer Montag war zu Ende, wiewol ich glaube, daß er für die Habitués der Hasenheide nun erst recht anfing. Immer weiter und weiter hinter mir erklang das Knattern und Schießen und Jubeln und Jauchzen; aus ziehendem Gewölk trat der Mond hervor und goß sein Licht über diese „liebe und treue" Residenzstadt Berlin, deren Häusermeer mich alsbald wieder einschloß. Denn auch in Berlin scheint der Mond alle drei oder vier Wochen einmal; aber man muß Blauen Montag gemacht haben, wenn man ihn sehen will.

3. Spaziergang nach Tempelhof.

Die Sommerfreuden Berlins sind unerschöpflich, woraus aber der geneigte Leser nicht folgern möge, daß es auch meine Schilderungen derselben werden sollen. Nur noch für dies eine mal bitte ich um seine Aufmerksamkeit; denn mir liegt daran, ihm zu zeigen, daß nicht alle unsere ländlichen Vergnügungen mit einem Faustkampfe enden wie in der Hasenheide, und nicht alle unsere Sommergäste in Baracken wohnen wie auf dem Kottbuser Felde, welches übrigens, seitdem ich es zuletzt besucht, unter die Controle von 10 Schutzleuten gestellt worden ist. Auch diese Colonisten sollen es erfahren, daß man wol außerhalb der Stadt, aber nicht außerhalb des Gesetzes leben kann in diesem

civilisirten Zeitalter, welches der freien Entwickelung des Individuums so wenig günstig ist. Arme Leute!*)

Wenden wir uns dem Theile unserer Mitbürger zu, welche ihre guten Wohnungen in der Stadt haben, aber wenn der Sommer kommt, das Bedürfniß fühlen, aufs Land zu ziehen. Es ist der wohlhabende Mittelstand, der kleine Beamte, der reich gewordene Handwerker; der Mann von diesem Schlage würde sich ungern aus der Nähe Berlins entfernen, selbst wenn er es könnte. Die Sonntagsausflüge mit Kremser und Fahnen sind nicht für ihn; aber ebenso wenig strebt er weiter, als der heimatliche Sand und die heimatliche Kiefer reicht. Und die gütige Natur hat dafür gesorgt, daß von beiden genug vorhanden ist. Kein Kranz blühender Anpflanzungen schlingt sich um diese Stadt, welche flach im schattenlosen Flachlande liegt; man muß weit durch die Sonne wandern, ehe man auf der einen oder der andern Seite den Wald und das Wasser, ein Kornfeld und ein Dorf erreicht. Aber der Berliner, an harte Arbeit gewöhnt, ist geduldig und bescheiden. In den Vorstädten, z. B. der Rosenthaler, sieht man große

*) Ich bedauere zu sagen, daß die luftigen Sommerresidenzen nicht einmal den Herbst überlebt haben, trotzdem ihre Bewohner nur der Gewalt gewichen und mit ihren Petitionen zuletzt sogar bis an den Kaiser gegangen sind. „Am 6. October 1872, früh gegen 6 Uhr, wurden auf Befehl der vierten Polizeihauptmannschaft die letzten Baracken auf der Schlächterwiese abgerissen. Es waren nur noch zwei bewohnte und fünf unbewohnte Baracken behufs Abbruchs der Feuerwehr übergeben worden. Alle übrigen ehemaligen Bewohner der Schlächterwiese hatten sich eine Wohnung zu verschaffen gewußt. Um 8 Uhr früh war nichts mehr von der ehemaligen Barackenstadt zu sehen." („Vossische Zeitung.")

Gärten, an deren Lattenzaun Zettel heraushängen mit der Inschrift: „Hier werden Lauben vermiethet"; und selbst damit ist der Berliner zufrieden. Er schwelgt im Besitz seiner Laube, verfehlt nie, den langen Schlafrock anzuziehen, wenn er sie des Nachmittags und Abends besucht, und erfreut sich an dem Anblicke seiner Damen, deren weiße Kleider durch das spärliche Grün schimmern.

Der eigentliche Sommersitz der Berliner aber sind die Dörfer, welche man zu Fuß in einer Stunde, mit dem Omnibus in einer halben erreichen kann. Hier entfaltet sich während der heißesten Monate des Jahres ein höchst eigenthümliches Leben. Der Berliner ist, wie jeder Großstädter, ein enthusiastischer Bewunderer der Natur, um so enthusiastischer, weil hier so gar wenig zu bewundern ist. Aber er ist dankbar für jede Gabe dieser harten Mutter, für jedes Blättchen und jedes Blümchen, das sie ihm spendet, und er liebt sie sehr. Es hat etwas Rührendes, diesen Zug des berliner Gemüths zu beobachten, diese Anhänglichkeit an die scheinbar unfruchtbare Sandscholle, aber auch etwas Imposantes. Die gegenwärtige Größe Berlins, der Mark Brandenburg und des preußischen Staates wird zum Theil dadurch erklärt. Eins folgte aus dem andern, aber der Keimpunkt war doch die zähe Kraft und das Festhalten.

Die meisten der Dörfer liegen innerhalb des Ringes, welchen die neue Gürtelbahn um Berlin bald geschlossen haben wird; einige, wie Schöneberg, sind bereits von der steinernen Umarmung Berlins ergriffen worden, andere werden es in nicht zu ferner Zeit sein. Auch die berliner Idylle muß ihr Testament machen in diesen Tagen der Bauspeculation, welcher nichts heilig ist, nicht einmal die harmlosen Sommerwohnungen. Grund genug für uns, sie

aufzusuchen, solange sie ihr beschauliches Dasein noch fristen und bevor ihre friedlichen Insassen weiter hinausgedrängt sein werden nach Orten mit einer „Zukunft", aber ohne Tradition. Das Leben modernisirt sich an allen Ecken und Enden; aber uns werden diese Heidestrecken, diese Getreidefelder fehlen, wenn sie sich in Baugrund, in Straßen und Miethspaläste verwandelt haben. Auch auf das altehrwürdige Tempelhof schauen die Gebäude vom Tempelhofer Berge schon bedrohlich herab — denke man sich übrigens dieses „Herabschauen" nicht von stolzer Höhe, der Tempelhofer Berg ist ein höchst bescheidener Berg. Er ist kein Rigi, dafür aber desto besseres Terrain für neue Häuser. Und die werden denn auch tüchtig daselbst gebaut.

Die Thätigkeit auf diesem Gebiete hat etwas geradezu Erstaunliches. Ueberall in und um Berlin wird gebaut, aber nirgends so rasch und so viel als in der Gegend vor dem Potsdamer und dem Halleschen Thore. Hier ist innerhalb der letzten sieben oder acht Jahre eine ganz neue Stadt entstanden mit breiten Straßen, hohen Häusern und 50—60000 Einwohnern, und in nicht halb so langer Zeit wird sie sich auf das Doppelte vermehrt haben. Vor mir liegt der Bebauungsplan von Berlin. Aus dem Innern des Thiergartens wird eine neue prachtvolle Straße über den ehemaligen Hofjäger, vor wenigen Jahren noch das letzte Haus Berlins, nach dem Zoologischen Garten und in den Park Birkwäldchen geführt, welcher sich auch bereits in Straßenlinien getheilt hat. Hier hat man Grün und Wasser, obwol das letztere erst einer Reinigungscur unterworfen werden muß, ehe Menschen daran denken können, an seinen Ufern zu athmen. Einstweilen wird gebaut und zwar nach den besten architektonischen Entwürfen. Sogar die Miethshäuser in der Landgrafenstraße sind von einer

wahren, in Berlin bei solchen Bauten unbekannten Mannichfaltigkeit und Schönheit der Façaden, verbunden mit einem großen Comfort der innern Räume. Die meisten Gebäude jedoch, die hier entweder schon stehen oder noch errichtet werden, sind Luxusbauten, nicht zum Vermiethen, sondern zum Alleinwohnen für reiche Leute, Villen oder villenartige Stadthäuser. Zwischen dem Zoologischen und dem Botanischen Garten liegt ein ganzer Complex solcher Villen beieinander, früher nach seinem ersten Besitzer, einem Gärtner, der hier Spargel zog, Kilgan genannt. Seitdem hat der Häuserbau den Spargelbau verdrängt, Kilgan ist unter die Millionäre gegangen, und die Straßen der kleinen, zierlichen Villenstadt heißen Buchen-, Ulmen- und Ahornstraße, wahrscheinlich nach den Buchen, Ulmen und Ahorns, die hier nicht stehen. Von hier aus ist ein ganzes Netzwerk neuer Straßen in Angriff genommen worden, welches diesen Theil der Potsdamer Vorstadt über das Feld hin mit der Vorstadt vor dem Halleschen Thore, der Belle-Alliance-Straße und dem Kreuzberge verbinden wird, diesem letzten Außenposten vor Berlin, der bald genug in Berlin liegen wird.

In frühern Bauperioden war man in Berlin sehr unproductiv in Bezug auf die Benennung neuer Straßen. Zwar hatte man hier nicht 80 Königsstraßen wie in London; aber die Pionnier- und Grenadier- und Artilleriestraße waren nicht viel besser. Jetzt ist man etwas glücklicher in dieser Beziehung; man erinnert sich, daß die Straßen einer solchen Stadt wie Berlin gleichsam die steinernen Blätter einer nationalen Chronik sein sollen, aus denen das heranwachsende Geschlecht vaterländische Geschichte lernt. Man hat einen guten Anfang mit den Bismarck- und Roon- und Moltkestraßen gemacht; die Namen

all der Männer und Tage, welche für Preußens jüngste Vergangenheit entscheidend waren, finden sich schon an Brücken, Plätzen und Straßen verzeichnet; die Namen derjenigen, welche sich um das künstlerische Emporblühen Berlins in hervorragender Weise Verdienste erworben: Cornelius, Rauch, Drake, Stüler, Hitzig, sind in den neuen Thiergartenstraßen verewigt, und nun wendet sich mit Recht die Aufmerksamkeit den Helden und Gedenktagen der Befreiungskriege zu, damit auch ihrer im lebendigen Verkehre immerdar gedacht werde. Das ganze weite Straßengebiet vom Lützowufer bis hinauf zu dem Nationaldenkmal des Kreuzberges wird in diesem Sinne ein heldenhaftes Gepräge tragen; überall werden wir hier unter großen Erinnerungen wandern. An die Bismarckstraße von Charlottenburg schließt sich die Hardenbergstraße, welche die Verbindung mit Berlin herstellt — leider war die Steinstraße schon vergeben, hier hätte sie besser gepaßt. Die Yorkstraße mündet in den Wartenburgplatz, die Bülowstraße in den Dennewitzplatz, und die Dennewitzstraße schneidet die Großgörschenstraße. Vom Wahlstadtplatze strahlen nach oben der Blücherplatz und die Blücherstraße, nach unten die Kulm- und die Katzbachstraße aus. Mit der letztern parallel laufen die Möckern- und Großbeerenstraße, und jenseit der Belle-Alliance-Straße finden wir die Nostitz- und die Gneisenaustraße.

In der Mehrzahl dieser Straßen sind noch keine Häuser, und da, wo Häuser sind, fehlt das Pflaster. Unter der brennenden Juli-Nachmittagssonne waten wir durch den fußhohen Sand, um irgendwo in der Nähe der Breterverschläge festern Boden zu gewinnen. Denn an Schatten ist gar nicht zu denken. Es ist Sonntag und der Weg hier ziemlich still. Der Berliner weidet sich lieber an sei-

ner gegenwärtigen als an seiner zukünftigen Größe; er liebt den Schatten und huldigt — wenigstens an solchen Tagen — seiner „kühlen Blonden", was ich ihm auch gar nicht verdenken kann.

Vor mir in der Sonne liegt der Kreuzberg, die nächste Station meiner heutigen Wallfahrt. Es ist eigentlich kein Berg, nicht einmal ein Hügel, sondern nur ein großer Sandhaufen, welchen man sich als Pendant zu dem Tintenfasse des „großen Nikolas" denken könnte. Man sieht die weißen Körner in der Sonne des Nachmittags, welche schräg darüber steht, ordentlich blitzen. Jede Brise des Windes führt Wolken von Flugsand empor, und ganze Schichten der weißen, steil abfallenden Wand sind fortwährend in Bewegung. Kleine schwarze Figuren tummeln sich am Rande des weißen Abhanges — jetzt stürzen einige derselben hinunter — ein großes Geschrei erfüllt die Lüfte — doch nicht des Schreckens, sondern der Freude. Denn es ist ein beliebtes Sonntagsvergnügen der Kinder, den ganzen Kreuzberg von oben nach unten hinabzurutschen, was ihnen auch keine besondere Schwierigkeit verursacht, obwol der Spaß mehr auf ihrer als auf seiten ihrer Aeltern sein mag, welche die Hosen bezahlen müssen.

Wenn man dem Kreuzberge von dieser Richtung her naht, so hat man seine liebe Noth, um hinaufzukommen. Die Kinder, welche hinunterrutschen, haben sich jedenfalls das bessere Theil erwählt. Hier, rings in den sandigen Vertiefungen, durch welche man klettern muß, lagern müde, staubbedeckte Wanderer, welche sich an den Klängen der Musik aus benachbarten Gärten ergötzen. Uebrigens ist unser Sand nicht nur weich, sondern, wenn man sich tief genug hineinsetzt, auch recht angenehm kühl, sodaß ich die hier ruhenden Paare wohl begreife. Langsam indessen

windet sich mein Weg über ihren Häuptern dahin, wobei ich es mit dem besten Willen nicht verhindern kann, daß sich zuweilen eine Lavine stürzenden Sandes über ihnen ausschüttet. Allein es genirt sie nicht, und ich bin endlich am Ziele. Der Grund ist hier etwas solider, und ein spärlicher Graswuchs bedeckt ihn. Die Mitte des Plateau, von welchem man die ganze weite Ebene um Berlin überblickt, wird durch das Nationaldenkmal zur Erinnerung an die Befreiungskriege gekrönt. Von Schinkel entworfen, steht es hier oben seit 1821, nachdem der Grundstein drei Jahre zuvor in Gegenwart der Herrscher von Preußen und Rußland gelegt worden war: ein Monument von gothischer Form aus Gußeisen, in seiner Spitze das Eiserne Kreuz tragend, die Nischen mit Figuren geschmückt — in seiner edeln Einfachheit und in dieser Höhe, die man unter dem Eindrucke des Flachlandes erstiegen, von einer besondern Wirkung. Indem ich mich ihm nahe, schimmert mir das Wort „Paris" in goldenen Lettern entgegen, und ich erblicke den Genius des Vaterlandes, der in der Linken die Fahnenstange mit dem Kranze und dem Kreuze trägt und in der Rechten eine Nachbildung der Siegesgöttin, welche der übermüthige Franzmann im Jahre 1806 von dem Brandenburger Thore herabnehmen und als Trophäe nach Paris schleppen ließ, von wo die Väter und Großväter der Helden von 1870—71 sie 1814 wieder zurückbrachten. Unter den Namen der 12 Hauptschlachten der Jahre 1813, 1814 und 1815 steht in den Nischen jedesmal eine Idealfigur, welche gleichsam den Geist derselben verkörpert und daher die Porträtähnlichkeit ihrer siegreichen Führer zeigt — einer von ihnen, York von Wartenburg, trug einen welken Kranz, mit welchem viel-

leicht die zitternde Hand eines Invaliden das Andenken seines alten Generals hat ehren wollen.

Der Ausblick auf Berlin hat nichts Imposantes; eintönig liegt es unter der Nachmittagssonne, welche hier ein Dach blitzen läßt und dort eine Kirchthurmspitze beleuchtet. Ein Totalbild ist von hier aus nicht zu gewinnen. Man hat das Gefühl: dort, zu meinen Füßen, liegt eine große Stadt; allein man sieht sie nicht, und was man davon sieht, macht nicht den Eindruck einer großen Stadt. Man unterscheidet nur Einzelheiten, erhält aber keinen Begriff von dem Umfange des Ganzen. Nur die vordersten Häuser- und Straßenreihen stehen da, klar und scharf in ihren Umrissen, mit ihren mannichfaltigen Farben von Gelb und Grün und Roth, als ob sie aus einem Baukasten da hingestellt wären und nach Belieben wieder eingepackt werden könnten. Hinter ihnen senkt der Himmel, bläulichgrau von Staub und Dunst, sich nieder, während zur Linken über den Dörfern Schöneberg und Steglitz die schwachen Höhenzüge des Grunewaldes dämmern. Wendet man sich dagegen um, nach Osten und Süden, so blickt man in das, was man für Berlin eine Laubfülle nennen kann: die bewachsenen Abhänge des Kreuzberges, an welche der Tempelhofer Berg sich lehnt — alles im Verhältniß gesprochen. Dort unter den Bäumen ist gut sein — da gibt es Musik und tausend geputzte Menschen, da ragt ein Schornstein, der auch am Sonntag nicht feiert, da ist die große Brauerei Tivoli, und in der Abendsonne flimmert es uns von dem Hauptportal entgegen:

Genießt im edeln Gerstensaft
Des Weines Geist, des Brotes Kraft!

Aus den baumumrauschten Schluchten erheben sich kleine

reizende Bauten: eine neue Villenstadt, Wilhelmshöhe, ist hier im Entstehen, und gegen das Grün und den Schatten und die zierlichen Häuser läßt sich auch nichts sagen, nicht einmal gegen das gute Bier, das man in der Nachbarschaft haben kann. Aber gegen die Leute, die es trinken, und die Droschken, die sie herauf- und hinunterbringen, und den Lärm und den Staub, der hinter ihnen her wirbelt! Und das ist nur die Scylla; gegenüber aber liegt die Charybdis in Gestalt der Bockbrauerei, woselbst es namentlich zur Zeit des Frühlings-Aequinoctiums sehr stürmisch hergeht. Ich fürchte, daß die künftigen Bewohner von Wilhelmshöhe in jenen Nächten, wenn das Märzenbier zuerst ausgeschenkt wird, wenig Ruhe finden und vielleicht mit Uhland ausrufen werden: „Schaurig-süßes Gefühl! Lieblicher Frühling, du nahst!"

Heute ist es hier still, und es wird noch stiller jetzt, wo ich die Chaussee betrete, die nach Tempelhof führt. Kaum ein Wägelchen und nur dann und wann ein Omnibus. Unter den hohen, alten Bäumen, welche die staubige Straße nicht beschatten — Gott weiß es, aber es ist so! —, zwischen Heidestrecken zu beiden Seiten schreite ich sinnend dahin. Zuweilen kühlt mich ein Athemzug des Windes, der aus unsern Bergregionen weht; es ist ein kleiner Temperaturwechsel, eine leichte Luftveränderung, welche wir dankbar empfinden. Vor mir liegt der Plan ausgebreitet, auf welchem die großen Frühjahrsübungen unserer Truppen stattfinden; Tag für Tag, in der Frühe des Morgens, sahen wir sie da hinausziehen mit klingendem Spiele, Fußvolk und Reiter, die meisten mit der Kriegsdenkmünze, viele mit dem Eisernen Kreuz, und die Kanonen rollten hinterdrein, die bei Weißenburg und Wörth, vor Metz und vor Paris gebrüllt. Links dunkelt der Wald

der Hasenheide, rechts ist Kornacker, und an der Grenze des Blickes zieht über Brücken und Dämme die neue Verbindungsbahn ihre Linie. Dicht dahinter beginnen die kleinen Häuser von Tempelhof, altmodische Häuser zum größten Theil, noch aus der Zeit, wo man in Berlin gemüthlich war und nicht wußte, welche Schätze von Gold in seinem Sande ruhten. Wenn man in Tempelhof ist, glaubt man in der Vergangenheit zu sein. Alles ist noch, wie es vor zeiten war. Die Rosen blühen am Stocke, die kleinen, misgestalteten Gipsfiguren stehen im Garten, unter der Veranda sitzt eine ehrwürdige Matrone mit dem Strickstrumpfe, während ihr Gemahl nach den Topfgewächsen sieht. Diese vordern Häuser sind eigene Häuser, sie bilden das Aristokratenviertel von Tempelhof. Damen im Promenadenanzuge gehen vorüber — denn hier in Tempelhof wird Toilette gemacht wie in irgendeinem Bade. Diese Dame, die mit dem Strohhute in ihren Händen spielt, könnte sich in Ems und Wiesbaden sehen lassen, wie sie ist; freilich nicht, wie sie fünf Minuten später sein wird, wenn die ersten Staubwolken sich über ihr entladen.

Etwas ungenirter, etwas ländlicher ist es in der großen Lindenallee, dem Mittelpunkte des tempelhofer Sommerlebens. Hier ist die Idylle vollständig; Schmidt von Werneuchen, der Sänger des Sandes und der Mark, hätte sie sich nicht anders vorstellen können. Hier wohnen die wackern Berliner zur Miethe; durch die Hinterthür haben sie den Blick auf die stattlichen Düngerhaufen, und durch die Fenster weht der gesunde Geruch des Kuhstalles. Ah, welche Labung für den Berliner, der den Miasmen des Thiergartens entronnen ist! Sie sind denn auch sehr glücklich in dieser guten Luft und dieser ländlichen Umgebung. Einige sitzen vor der Thür und spielen Whist; andere ha=

ben sich ihr Tischlein im Gärtchen gedeckt und essen Abendbrot; noch andere lehnen in großen Wackelstühlen und lesen die „Vossische Zeitung“. Wie schuldlos sind doch die Freuden der Natur! Am Ausgange der Allee bilden junge Damen in Weiß und junge Herren in eleganten Sommerröcken einen Kreis und spielen mit Stock und mit Reifen, während am entgegengesetzten Ende die muntern Klänge einer Drehorgel erschallen und zum Rasseln der Pauke das Carrousel sich dreht. Dazwischen „können Familien Kaffe kochen“ (immer mit Einem „e“), große Restaurants sind da und kleine, man ißt, man trinkt, man singt sogar — Equipagen kommen und entfernen sich — alles hat einen gesetzten, bürgerlichen Charakter und ist stark mit Staub und Lindenduft vermischt.

Die Sonne neigt sich ihrem Untergange zu, die Spitzen der Aehren im Kornfelde glänzen. Hinter uns gehen zwei Damen und ein Herr, die sich gegenseitig von den Vorzügen einer Sommerwohnung in Tempelhof unterhalten. „Jott!“ ruft die eine von den Damen in Ekstase — „diese himmlischen Sparjelbeete! Diese Flaumen und diese Kirschen!“ — „Und dieses jemüthliche Leben!“ fügt die andere bestätigend hinzu, während der Herr ausrechnet, was ein Grundstück in Tempelhof werth sein wird, „wenn et hier och erst losjeht“.

Der Weg, der vorhin so still war, hat sich nun mit Heimkehrenden belebt — aber von der „jemüthlichen“ Sorte, wie die Frau vorhin gesagt. Eine große Schafheerde zieht vorüber — den Staub kann man sich denken. Aber die Sonne scheint hinein und vergoldet ihn, und die friedlichen Thiere lassen sich auf dem Exercirplatze der berliner Garnison nieder. Liebliche Zukunftsgebilde steigen vor mir auf — gleicht dieser Tempelhofer Berg, der noch

die Radspuren der Kanonen zeigt, in diesem Augenblick nicht dem heiligen Berge, wo das Lamm mit dem Löwen spielt? Von der andern Seite naht eine Knabenschar — eine Schule, geführt von ihrem Lehrer. Ueber der kleinen wandernden Truppe wiegt in der Abendluft sich eine weiße Fahne, von welcher, wie sie sich hebt und senkt, weithin die Worte leuchten: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ Mit ihren frischen, reinen Knabenstimmen singen sie ein schönes, wehmüthiges Volkslied mit der immer wiederkehrenden Schlußzeile: „Lieb Heimatland, ade!“ Wie die Weise so dahinklingt und vor mir der Kreuzberg im Abendroth liegt, ergreift auch mich eine Abschiedsempfindung, sanft wie dieser Sommerabend, und fast unbewußt stimme ich in den Refrain, als sie ihn zum letzten mal wiederholen: „Lieb Heimatland, ade!“

So scheiden wir von „Berlin im Sommer“ und wollen wünschen — uns und unsern Freunden —, daß wir es im Winter zusammen fröhlich wiedersehen!

II.

Ferienreisen.

Ein Frühlingstag in Ilmenau.

(1869.)

Als ich zum ersten mal in Ilmenau war, da hatte nur der Kalender Frühling; sonst war es noch trüb und kalt. Draußen im Lande mochte die Thalsohle grünen, der Saatstreifen sich färben, der Apfelbaum sogar Sprossen ansetzen; hier in Ilmenau war noch rechter Winter. Das macht freilich, daß Ilmenau so weit im Thüringerwalde liegt und seinen höchsten Spitzen so nahe; es ist immer in dieser Beziehung um ein paar Wochen hinter der übrigen Welt zurück. Der Frühling kommt hierher später, und der Sommer bleibt nicht so lange. Auch sammelt die Nähe des Waldes mehr Feuchtigkeit. Oft regnet es hier, wenn nicht zwei Stunden davon die Sonne scheint. Zwischen Arnstadt und Ilmenau, bei einem Dorfe, Martinrode genannt, ist die Wetterscheide; man kommt da zuweilen mit zwei Schritten aus einer Regenlandschaft in eine Sonnenscheinlandschaft oder umgekehrt, je nachdem man von Ilmenau nach Arnstadt oder von Arnstadt nach Ilmenau reist.

Dazumal, wiewol Ostern schon vorüber, war noch Winter in Ilmenau. Ueber dem dunkeln Forst waren die Bergkuppen noch weiß, und Fuhrleute, welche vom Gebirge herunterkamen, sagten, daß dort oben bei Suhl und Schleusingen der Schnee knietief liege. In dem Kachelofen des

Gasthofs Zum Löwen in Ilmenau brannte daher ein gutes Feuer, und es war uns allen, die wir in dem gemüthlichen Gastzimmer beisammensaßen, äußerst behaglich. In seinem lederbezogenen Lehnstuhle am Fenster saß der Herr Posthalter Klett, aus einer halblangen Pfeife mit Meerschaumkopf rauchend. Ein biederer Alter von kräftiger Gesundheit und einfachem, vertraulichem Wesen, ein Wirth aus der guten Schule, wie man sie nur noch in diesen halb außer der Welt gelegenen Plätzen findet. Er hatte Goethe gekannt und mehr als einmal in diesem seinem Löwen beherbergt, dem trefflichen alten Hause, von welchem uns der Dichter selbst in seinem „Hermann und Dorothea" ein Andenken bewahrt haben soll. „Ich bin genöthigt", schreibt Goethe, der eben die ersten Gesänge von „Hermann und Dorothea" vollendet, an Schiller (29. October 1796), „auf einige Tage nach Ilmenau zu gehen. Ein schönes Glück wär's, wenn mir in Ilmenau noch ein Stück des epischen Gedichts gelänge; die große Einsamkeit scheint etwas zu versprechen." Worauf Schiller unter dem 31. erwidert: „Ich begrüße Sie in Ihrem einsamen Thale und wünsche, daß Ihnen die holdeste der Musen da begegnen möge. Wenigstens können Sie da das Städtchen Ihres Hermann finden, und einen Apotheker oder ein grünes Haus mit Stuccaturarbeit gibt es da wol auch." Ja, wenn man unter dem Zauber dieser Erinnerungen jetzt Ilmenau betrachtet, so findet man vielleicht noch den Thorweg, unter welchem „das trauliche Paar" gesessen, und die steinerne Bank, wo „sein gewöhnlicher Sitz war", und „die wohlgezimmerte Scheune und den Brunnen und die Apotheke und den Hügel und Garten gegenüber, der weit bis an die Mauern des Städtchens reicht", und die Laube, „mit Geißblatt bedeckt" — und wer weiß, ob nicht auch

der Birnbaum zu finden wäre, der große, „der auf dem Hügel stand, die Grenze der Felder“. Freilich, die Trauben, „Gutedel und Muskateller“, sind nur im Gedicht und nicht in Ilmenau. Denn, um die Wahrheit zu sagen, es kommen nicht einmal Erbsen und Bohnen gut fort in dem rauhen Klima und harten Boden, geschweige denn Trauben. Doch der Wein liegt dort im Keller, und es lebt sich vorzüglich im Löwen von Ilmenau. Der Wirth, wenn er von Goethe sprach, behandelte ihn immer noch mit einer gewissen Reverenz, wie er ihm bei dessen Lebzeiten aufgewartet haben mag, nannte ihn den alten Herrn, ja wol auch die Excellenz. Ich kann sagen, daß mir das Bild des großen Dichters niemals leibhaftiger entgegengetreten ist als an jenem Abend, an jenem Tische, wo er selbst des öftern gesessen, und im Gespräch mit jenem Wirthe, der ihn so gut gekannt und bis in sein letztes Lebensjahr gesehen.

Als die letzte Post hereingekommen war — denn es gibt noch keine Eisenbahn in Ilmenau —, entfernte sich „der gute Vater“. Wie mich dieses Kleinleben anheimelte! — Die Postkutsche hatte das Ziegelroth aus der Thurn und Taxis'schen Zeit, und die Postillone bliesen die alten Weisen wie damals, wo in Frankfurt auf der Zeil noch das Oberpostamt und zu Berlin in der Leipziger Straße noch nicht der Reichstag war. Mein Gott, wie das alles gewechselt und gewandelt, und welch absonderliche Gedanken einem kommen in solch einem alten Wirthshause!

Zur Nacht wollte man mich in ein großes und schönes Zimmer führen, welches die Nummer „1“ hatte, mithin wol das beste im Hause war. Als wir über den Gang geschritten und vor der Thür standen, bemerkte ich beim

Scheine des Lichtes ein weißes Porzellanschild darüber, auf welchem mit Goldbuchstaben geschrieben war: „Goethe-Zimmer." Ich erinnerte mich aus den Büchern, die ich gelesen, daß dieses wol das Zimmer sein würde, in welchem Goethe seinen letzten Geburtstag gefeiert, ein paar Tage vor- und ein paar Tage nachher hier verweilend in der waldigen Einsamkeit von Ilmenau. Die Thür ward geöffnet, und das Licht kämpfte mit dem Schatten in der Dunkelheit des großen und öden Zimmers. Mich überkam ein Frösteln. Wenn ich romantisch sein wollte, so hätte ich es leicht zu sagen, daß ich einen Schauer empfunden, hier allein zu übernachten, in dem Zimmer, an der Stelle, vielleicht sogar auf demselben Lager, wo der große Mann, allein zurückgeblieben von einem ganzen Zeitalter, das Fest seines Lebens noch einmal gefeiert ohne die Genossen von ehedem — des nicht mehr fernen Augenblicks gewärtig, wo auch er rufen werde: „Mehr Licht!" . . .

Doch ich will gestehen, daß das Zimmer mir sehr kalt erschien in jener Winternacht und daß die großen Fenster mir Angst machten. Ich begnügte mich daher mit einem andern Kämmerlein, das weniger berühmt, aber gegen den Ostwind besser geschützt lag, und hatte hier eine gute Nacht und darauf einen guten Morgen, als die Frühsonne den Fichtenhang mir gegenüber färbte.

Dies sind meine winterlichen Erinnerungen von Ilmenau.

Das Jahr darauf, in den letzten Tagen des April, sah ich es wieder.

Nun war es Frühling, auch in Ilmenau. Die Sonne war warm, der Himmel war blau. Die Fichtenwaldung schimmerte von dem sanften Lichte, die Wiesen ringsum waren grün, und die kleinen Teiche darin spiegelten den

goldenen Glanz der Luft. Die Bienen begannen den Honig einzusammeln, und die Vögel, welche den Geruch und das Dunkel des Nadelholzes lieben, sangen laut und überall.

Heute war ich auch nicht mehr allein, sondern meinen ganzen kleinen Haushalt hatte ich in einem Wagen von Arnstadt mit herübergebracht. Gibt es einen schönern Ort — ich will nicht sagen, in der Welt, aber in Thüringen —, um den Frühling zu feiern? Die Sommergäste, welche dieses Thal und diese Höhen in der vorgerückten Jahreszeit durchschwärmen, waren noch fern. Der Marktplatz lag sonnig und still, die Linden hatten kaum das erste Laub. Alle Wege gehörten noch uns allein; kaum daß wir sie auf der Landstraße mit einem Frachtwagen theilten, der bergauf fuhr, oder im Walde mit einem Häuflein Kinder, welche Holz suchten.

Nun war auch gegen das Goethe-Zimmer nichts mehr einzuwenden. „Der treffliche Hauswirth" hatte für eine schmackhafte Collation gesorgt, und wenn ich in diesem Zimmer zur Winterszeit nicht übernachten gewollt, so sah ich nunmehr, daß es sich im Frühling mit offenen Fenstern, durch welche die Sonne hereinströmte, gar wohl darin frühstücken lasse.

Hier also hat der große Dichter verweilt, um fern von der Welt und auf der Höhe seines Lebens einen Augenblick rückwärts schauend stillzustehen. Funfzig oder sechzig Jahre lang hat er diesen anmuthigen Erdenfleck im Gebirge gekannt, oft besucht und liebgewonnen. In früher Jugend hat er mit den Freunden der Jugend hier geschwärmt und geschwelgt und gezecht und jubilirt — wie man es eben macht in den Jahren der reichsten, frischesten Lebenslust. In jenen Forsten hat er mit Karl August

gejagt, an jenen Bergeshängen am lodernden Feuer in der Sommernacht mit den fröhlichen Jagdgefährten gelagert. Auch verkleidet haben sie sich und mit den Bauermädels schön gethan. Wer wird es der Jugend verargen, wenn sie das Leben liebt und den Frühling genießt? Aber die Blüten währen nicht ewig. Sie schimmern und duften eine Weile; dann fallen sie ab, damit die Früchte reifen können. Das ist es, was uns zuweilen entmuthigt: daß es so rasch, so rasch damit geht, daß das Leben so kurz ist. Wenn man es aufhalten könnte! Doch die Stunden, die Tage, die Jahre rauschen dahin; und in dieser unaufhaltsamen Flucht kann der Mensch sich nur behaupten, indem er sich ruhig und mit Würde seiner Bestimmung fügt.

Früh schon hat Goethe dieses große Wort der Entsagung begriffen, welches das Leben uns lehrt, je weiter wir darin kommen, je höher wir darin steigen; und er ruft es dem jugendlichen Fürsten zu, der nach einem fröhlichen Tage hier am Rande des Waldes schlummert, während er, der Dichter, wie sein Schutzgeist an seinem Lager wacht:

Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

Es war im September von 1783, wo Goethe hier in Ilmenau mit seinem fürstlichen Freunde und andern guten Gesellen eine Reihe köstlicher Tage verlebte — Tage, mit denen einige seiner schönsten Erinnerungen sich verbanden und in welchen eins seiner unsterblichen Lieder entstand. Der gute Fürst war todt, und auch die Freunde waren alle längst gegangen, als er 48 Jahre später, im August

1831, noch einmal nach Ilmenau kam, um still hier in den Wäldern und einsam die alten Pfade zu wandeln, die theuern Plätze zu besuchen und derer zu gedenken, von denen er als letzter noch zurückgeblieben. Da war es, wo er allein mit einem Diener in dieses Haus Zum Löwen einkehrte und in diesem Zimmer wohnte, welches jetzt ein neuer Frühlingssonnenschein für uns mit Licht und Wärme gefüllt.

Wohl mag sich hier vieles verändert haben in der langen Zeit, die wiederum vergangen ist seitdem. Tapeten von freundlichem Blau bekleiden die Wände. Bequeme Möbel zieren das freundlich helle Gemach. Es sieht alles frisch und einladend darin aus, und nicht weit von dem mit schneeweißem, selbstgemachtem Linnen bedeckten Bett steht ein Glasschrank, der manch einen Schatz der einheimischen Industrie birgt, treffliche Proben der Porzellanmanufactur, welche hier im großen Maßstabe betrieben wird, Erze des benachbarten Bergwerks und Eisenhammers. Allein, ob alles dies erst von gestern sein mag, es klingt doch immer etwas durch, was an die Vergangenheit erinnert:

Ich sehe hier, wie man nach langer Reise
Im Vaterland sich wiederkennt.
Ein ruhig Volk in stillem Fleiße
Benutzet, was Natur an Gaben ihm gegönnt.
Der Faden eilet von dem Rocken
Des Webers raschem Stuhle zu;
Und Seil und Kübel wird in längerer Ruh'
Nicht am verbrochenen Schachte stocken;
Es wird der Trug entdeckt, die Ordnung kehrt zurück,
Es folgt Gedeihn und festes ird'sches Glück.

Es ist genugsam bekannt, wie lebhaft Goethe sich mit diesem „Winkel" des weimarischen Landes beschäftigt und

namentlich um die Hebung des Bergbaues sich bemüht hat. Man weiß hier noch davon zu sagen, und auch von dem „Truge", welcher der vortheilhaften Ausbeutung der Gruben im Wege gestanden, ward mir manches erzählt. Allein ein richtiges Urtheil würde mir darüber doch keineswegs zustehen; und ich kann nur so viel aus eigener Wahrnehmung berichten, daß die Gruben, die zu Goethe's Zeit befahren wurden, lange verschüttet sind und daß man neuerdings, als man auf Silber baute, nicht glücklicher war. Ein hoher Thurm, den man zu diesem Zweck errichtet, steht noch da weithin sichtbar, sowie vor den Trinkhallen ein hohes schwarzes Gebirge von ausgebrannten Schlacken aus der alten Zeit liegt. Sägemühlen und Porzellanfabriken arbeiten jetzt da, wo damals die Schächte sich öffneten, und außer den Kohlengruben sind nur noch die Schmelzhütten für Eisen und Stahl in Betrieb, unter ihnen der Löfflershammer, in welchem, wie man sagt, Schiller seine Studien zu dem „Gang nach dem Eisenhammer" gemacht hat. Zwei Jahre später, auf einer Wanderung durch das neugewonnene Reichsland Elsaß, wies man mir bei Zabern, von Hochbarr herab, einen Eisenhammer, denjenigen, welcher der wirkliche Schauplatz von Schiller's Ballade gewesen sei. Beide Localtraditionen, die von Ilmenau und die von Zabern, scheinen nicht genau zu sein, wenn man sie an der Hand des Goethe-Schiller-Briefwechsels und sonstiger Urkunden prüft; denn in dem Briefe vom 6. October 1797, den Schiller an Goethe nach der Schweiz richtet, sagt jener ausdrücklich: „Vielleicht führt Ihre Reise Sie auch an einem Eisenhammer vorbei, und Sie können mir sagen, ob ich dieses kleinere Phänomen richtig dargestellt habe." Aber dennoch, welch ein merkwürdiges Band knüpfte sich zwischen diesen voneinander so weit entfernten Orten,

und wie viel unsagbare Empfindungen erfüllten meine Brust am sonnigen Herbstmorgen des Jahres 1871, als ich, unter einem feinen blauen Duft am Waldrande den Eisenhammer von Reinhardsmünster erblickend, an jenen Frühlingstag von 1869 und den Löfflershammer von Ilmenau zurückdachte!

Während wir uns zu einem kurzen Ausfluge nach diesen classischen Stätten rüsteten, weihte der Aufenthalt im Goethe-Zimmer uns gleichsam in die Stimmung ein, in der wir alles zu betrachten hätten. Hier sahen die Büsten der beiden Dichter auf uns hernieder, die sich im Leben so nahe gestanden und im Tode nicht zu trennen sind. Am untern Rande von Goethe's Büste war der Tag noch vermerkt, welcher für dieses Zimmer so denkwürdig sein sollte: „28. August 1831." — Goethe's letzter Geburtstag! Die Bilder von Karl August, den guten Herzoginnen Amalie und Luise fehlten nicht; ihnen reihten sich diejenigen des folgenden und des heutigen Herrscherpaares nebst den jüngern Kindern dieses Fürstengeschlechts an, welches zwar nur über ein kleines Land mit mäßiger Bevölkerung gesetzt ist, aber dennoch für das große Vaterland und das ganze deutsche Volk Unvergeßliches gethan hat, indem es zuerst seinem Reformator und dann seinen Dichtern eine Heimat bot. Hat nicht auch in pietätvollem Festhalten an dieser Vergangenheit Sachsen-Weimars jetzt regierender Großherzog, der edle Karl Alexander, die Wartburg, dieses echte Wahrzeichen deutschen Glaubens und Gesanges, wiederherstellen lassen in der alten Herrlichkeit; und hat er nicht neuerdings gesagt, als man um die Erlaubniß nachsuchte, Fabriken anzulegen in Weimar, daß es dafür der Orte genug in der Welt gebe, daß er aber diese Stätte deutscher Kunst rein erhalten wolle von dem Rauch und dem

Lärm der Industrie? O! 's ist ein Juwel im Kranze deutscher Länder, dieses wäldergrüne Thüringen mit seinen Thälern und Höhen, seinen schmucken Dörfern und trauten Städten, seinem biedern Volke und seinen guten Fürsten; und wir empfanden, indem wir unsere Wanderung bergan begannen, daß es schön ist, eine Landschaft im Sonnenscheine zu sehen, daß sie aber unserm Herzen noch theuerer wird, wenn das Licht solcher Erinnerungen sie beleuchtet.

Langsam, sobald wir Ilmenau verlassen hatten, hob sich der Pfad, und eine Weile, bevor wir ihn selber erreichten, stand der Wald in seiner ganzen Ausdehnung vor uns. Auf dem Dunkel seines Holzes, welches die alten Nadeln noch nicht abgestoßen hatte, ruhte weithin ein Glanz, den kein Wölkchen unterbrach; in seiner Eintönigkeit war etwas Feierliches, etwas unbeweglich Erhabenes, wie für das Auge, so auch aus dieser Entfernung für das Ohr. Still sogar schien die Luft darüber zu stehen, während hinter uns das Thal in Sonne schwamm und ein sanfter Wind mit den Blüten spielte. Wie es nun einsam und einsamer um uns ward und die ersten mächtigen Stämme heller beleuchtet aus der Masse des Waldes hervortraten, umwehte wie ein melodischer Hauch uns die Strophe, mit welcher einst Goethe vielleicht an dieser Stelle froh und sinnend halt gemacht:

Anmuthig Thal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste;
Entfaltet mir die schwerbehangenen Aeste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein;
Erquickt von euren Höhen, am Tag der Lieb' und Lust,
Mit frischer Luft und Balsam meine Brust.

Sobald wir die Schwelle des Waldes überschritten hatten, welche gleich hinter einer Wiese durch starke Baum-

wurzeln im Erdreiche angedeutet wird, belebte sich, was lange so regungslos vor uns gestanden, sowol zu unsern Häuptern als zu unsern Füßen und ringsumher. Die weite, für den Blick unermeßliche Fichtenwaldung webte nun um uns ihr eigenthümliches Leben. Vor uns stiegen in immer neuen Perspectiven die schlanken, lichtbesprengten Stämme, den Säulen eines Domes vergleichbar. Hoch darüber rauschten und wehten die Kronen, und war der Wind noch so leise, es rollte doch murmelnd aus allen Fernen, jetzt dahinsterbend und jetzt wieder anschwellend wie das Rollen des Meeres, das auch in seiner Ruhe noch bewegt ist. Dazu stürzten, vom jüngsten Regen geschwellt, die Bäche, welche den Fluß im Thale speisen, hernieder, zuweilen quer über unsern Weg. Der Specht hämmerte, der Kukuk rief. Der Waldboden war hier und da mit Windbrüchen bedeckt, über die man klettern mußte, sonst gelb und weich von den Nadeln voriger Jahre. Die vom letzten schienen noch zu halten; doch sah man darunter schon die „Vorschläge", diese feinen lichtgrünen Spitzen, welche den ganzen Wald mit ihrem süßen Arom durchdrangen. Die Verheerungen, welche der Sturm des Winters angerichtet, konnte man erst weiter oben wahrnehmen. Da waren gewaltige Tannen und riesige Fichten umgerissen worden, nicht abgebrochen, sondern mit allen Wurzeln tief aus der Erde herausgezerrt, sodaß alles, was etwa Widerstand geleistet, umhergestreut lag; haushohe Klumpen des Moorbodens, mit Moos überwachsen und in ihrem armsdicken Faserwerk große Steinklötze festhaltend wie in schwarzen Krallen. An einer Stelle, die dem rasenden Wetter besonders ausgesetzt gewesen, erschien alles wie aufgewühlt und mit Baumtrümmern bedeckt; man schauderte, wenn man aus den Wirkungen, die hier noch zu

sehen waren, sich in den Aufruhr der Natur versetzte, welcher mit einem Ruck Tannen aus dem Boden hob, an welchen Menschen tagelang hätten arbeiten müssen, oder über den Wurzeln abbrach, wie man ein dürres Reis zerbricht.

Man muß die Leute im Walde wie an der See davon erzählen hören, wie furchtbar das entfesselte Element ist. Wir kennen den Wald und die See und die ganze Natur überhaupt nur halb. Wir besuchen sie gern im Sonnenschein und fliehen, wenn eine Regenwolke sich sammelt. Wir lieben es, das empörte Meer vom gesicherten Brustwalle aus zu betrachten, und ahnen nicht einmal, was in diesem Nebel vorgeht, der nach einer Reihe guter Tage die Waldregion unserm Blicke verhüllt. Vom Walde und vom Meere sprechen können nur die, welche beides auch in der schlimmen Zeit nicht verlassen dürfen. Uns zeigt die Natur nur ihr Sonntagsgesicht; in ihre Schrecken hat sie uns nicht eingeweiht. Wir sind die Gäste, denen sie schmeichelt. Ihre wilden Leidenschaften deckt sie für uns mit einem mitleidigen Lächeln. Der Mann, der mit ihr um das Dasein zu ringen hat, fürchtet sie, indem er ihr trotzt. Wir, die wir ihr unsere Feiertage danken, lieben und besingen sie. Der Mann, der sie kennt, ist stumm. Nur die gemachten, nicht die wirklichen Bauern reden viel. Der Wald- und Seestrandbewohner ist ein schweigsamer Mensch. Frisia non cantat.

Wohl uns, die wir auf andern Gebieten mit der Natur zu kämpfen haben, indem wir das Siegel ihres Schweigens über die wichtigsten Fragen des Daseins zu brechen suchen — wohl uns, daß uns zum Troste diese Täuschung ihres sonnigen Scheins erhalten blieb! Daß unsere Stirn, müde vom Denken, diese wundersam heilkräftige Luft umströmt! Daß unsere Brust, bedrückt vom Zweifel und wund

von Gram, in dieser reinen Atmosphäre sich baden darf! Denn über aller Arbeit des Geistes und der Hände hat doch auch die Poesie ihr Recht.

Hierher nun, nach diesen Höhen, die wir jetzt erreicht, hat Goethe sich oft gewandt, um Herz an Herzen mit der unberührten Waldnatur auszuruhen und aus ihrem Pulsschlage neues Leben einzusaugen:

Wie kehrt' ich oft mit wechselndem Geschicke,
Erhabner Berg! an deinen Fuß zurücke;
O laß mich heut an deinen sanften Höhen
Ein jugendlich, ein neues Eden sehen!
Ich hab' es wol auch mit um euch verdient:
Ich sorge still, indeß ihr ruhig grünt.

Man nennt diesen höchsten Punkt des Gebirges bei Ilmenau den Kickelhahn. Ich finde den Namen nicht sehr poetisch, allein das thut nichts zur Sache. Der Name war da vor dem Poeten, und dieser kam, um ihn unvergeßlich zu machen.

Es steht hier zuerst ein Wirthshaus, der Kleine Gabelbach genannt. Ein Forstaufseher wohnt darin mit seiner biedern, trefflichen und selbst in ihren vorgerückten Jahren noch munter beweglichen und hübschen Frau. Dieses Forst- und Wirthshaus steht unter hohen Tannen und grüßt den Wanderer statt eines Schildes mit folgendem Distichon:

Freudig trete hier ein und froh entferne dich wieder!
Ziehst du als Wand'rer vorbei, segne die Pfade dir Gott!

Eine Fülle von Erinnerungen, wehmüthige noch mehr als freundliche, erwecken diese beiden Verse, deren Original in lateinischer Sprache und aus einem entfernten Jahrhundert den Eingang desjenigen der drei Schlösser von Dornburg schmückt, welches Goethe so lieb war:

12*

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus! 1608.

Oft und gern in frühern, frohern Jahren hatte er hier oben in der weit ausgedehnten Hochebene, die schroff in das Saalthal abfällt, sich aufgehalten, wenn er die Einsamkeit und die Stille suchte; noch wird in jenem Schlößchen die Stube gezeigt, in welcher er an seiner „Iphigenia" gedichtet und einige seiner schönen Lieder geschrieben — und hierher noch einmal, zum letzten mal kam er am späten Abend seines Lebens, als Karl August geschieden im Sommer 1828, „um sich nach dem Tode seines Fürsten von der Oede eines so großen Verlustes in freier Natur zu erholen". Da sah er jene Verse wieder — „ich fand sie als Ueberschrift der Hauptpforte des dornburger neuacquirirten Schlößchens, wo mir durch höchste Nachsicht in den traurigsten Tagen eine Zuflucht zu finden vergönnt worden" —, und er übersetzte sie und stellte sie als Motto dem an Beulwitz gerichteten, aber für die großherzogliche Familie bestimmten Briefe voran, in welchem er sein ganzes Herz öffnete. Wohl hat es etwas Tieferschütterndes, ihn sich dort oben zu denken, der allein noch übriggeblieben von all den alten Genossen seines Lebens; doch auch etwas unbeschreiblich Weiches und Rührendes liegt in dem Tone seiner Stimme, wenn er sagt (in dem angeführten Briefe, der sich unter den „Biographischen Einzelheiten" findet): „Bei meiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung rief ein solcher Anblick die Erinnerung in mir hervor, gerade ein so einladend segnendes Motto sei durch eine Reihe von mehr als 50 Jahren der Wahlspruch meines verewigten Herrn gewesen, welcher, auf ein groß bedeutendes Dasein gegründet, nach seiner erhabenen Sinnesart jederzeit mehr für die Kommenden, Scheidenden und Vorüber-

wandelnden besorgt war als für sich selbst, der wie der Anordner jener Inschrift weniger seiner Wohnung, seines Daches gedachte als derjenigen, welche da zu herbergen, mit Gunst zu verabschieden oder vorbeigehend zu begrüßen wären. Hier schien es also, daß ich abermals bei ihm einkehre als dem wohlwollenden Eigenthümer dieses uralten Hauses, als dem Nachfolger und Repräsentanten aller vorigen gastfreien und also auch selbst behaglichen Besitzer." — Der Gedanke, den der Spruch eingegeben, „wie Vorfahr und Nachfolger, einen edeln Besitz gemeinschaftlich festhaltend, pflegend und genießend . . . eine für alle Zeiten ruhige Folge bestätigten Daseins einleiten und sichern", erweitert sich nun, indem der Blick über die blühenden Gelände abwärts streift, zu dem Troste: „Die vernünftige Welt sei von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Thun entschieden angewiesen", und empfängt seine Bestätigung aus der Hand derer, mit denen er sich im Geiste hier unterhält.

„Ein so geregeltes, sinniges Regiment waltet von Fürsten zu Fürsten. Feststehend sind die Einrichtungen, zeitgemäß die Verbesserungen. So war es vor, so wird es nach uns sein, damit das hohe Wort eines Weisen erfüllt werde, welcher sagt: «Die vernünftige Welt ist als ein großes unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Nothwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt.»" So klingt auch hier in einer wohlthuenden Weise der herbe Schmerz aus, und wir sehen Goethe auf der sonnigen Höhe seiner Weltanschauung, die stärker ist als der Tod. Ein Band unauflöslichen Zusammenhanges verbindet das Nächste mit dem Fernsten, die Welt der Erscheinung mit der Geisterwelt, deren Echo auch uns erreicht, in deren Ringe auch

wir stehen, hier oben, an einer von den Stätten Goethe's, die man so sinnig und bedeutsam mit jenem dornburger Spruche geziert hat.

Die Sonne schien auf das hübsche Häuschen und die hohen Tannen und den kleinen Gartenfleck davor, und wonnige Wärme voll Wohlgeruchs aus den Wäldern war um uns, als wir den Weg fortsetzten nach dem Großen Gabelbach. Dies ist ein herzogliches Haus, höchst einfach, man kann es daher mit dem besten Willen kein Schloß nennen; aber es liegt so herrlich, daß, hier zu wohnen, selbst für den Vornehmsten und Höchsten nicht unwürdig sein mag. Es ist mit Holz bekleidet und mit Schiefer gedeckt, und seine Räume, soviel man davon im Vorübergehen durch die Fenster erkennt, sind von der äußersten Bescheidenheit. Allein hier hat vor zwei Jahren die Großherzogin Sophie von Weimar mit ihren zwei Töchtern, den Prinzessinnen Marie und Elisabeth, den Sommer verlebt, die Sorgen der großen Welt gegen den Frieden dieser kleinen, und den Etikettenzwang des Hofs gegen den ungezwungenen Verkehr mit den schlichten Bewohnern der Walddörfer vertauschend. Ein köstlicher Rundblick auf die Wipfel des Forstes, auf die Thäler dahinter und die weiten Gebirgszüge, aus denen Schneekopf und Inselsberg hervorragen, bietet sich von hier. Es ist, von allen Menschensitzen weit entfernt, eine Stätte der tiefsten Einsamkeit, und der Geist Karl August's und Goethe's umschwebte hier die hohe Frau.

Denn dies vor allen war Goethe's Lieblingsaufenthalt.

Nicht zweihundert Schritte weit vom Großen Gabelbach ist eine aus Bretern gezimmerte Hütte, die jetzt von dem umgebenden Tannenwuchse fast ganz zugedeckt erscheint. Die Fenster fehlen oder sind lückenhaft; die Thür steht weit

offen dem Regen sowol und dem Winde als dem Sonnenscheine, der sich nur spärlich durch die dichten, dunkeln Zweige stiehlt. Der untere Raum stellt sich als ein fünfeckiges Gemach dar mit Holzgebälk, halbvermoderten Schränken in der Wand und den Spuren eines Kamins. Ein Treppchen führt hinauf in das obere Gemach, welches etwas freier liegt und auf dessen Boden der Sonnenschein spielte, da wir es betraten. Einsam, tief einsam ist es hier oben, und nur das Rauschen und Brausen in den Wipfeln war vernehmbar, herannahend und wieder fortziehend wie aus weiten und fernen Ewigkeiten.

Dies ist das Goethe-Häuschen. Hier, in dieser dürftigen, weltentlegenen Breterhütte, hat er im September 1783 mehrere Tage und Nächte einsam zugebracht — er, damals schon der Busenfreund eines Fürsten und der Bewunderte seines Volkes. Es ist uns nicht gegeben, in die Geheimnisse jener Tage zu dringen. Allein sie müssen Tage des höchsten Glücks für ihn gewesen sein, jener „Wonne der Wehmuth", wo die Seele des Menschen sich Eins fühlt mit der Seele, die die Natur durchströmt und für welche daher der Gedanke an eine Zurückkehr zu ihr, ein Aufgehen in ihr nicht mehr furchtbar erscheint, sondern als ein milder Segen. Am Abend oder in der Nacht eines dieser Tage war es, wo er an die Breterbekleidung dieser Hütte neben dem Fenster die Zeilen schrieb, welche die deutsche Dichtung seitdem als einen ihrer köstlichsten Schätze bewahrt. Sie sollen in ihrer ursprünglichen Fassung also gelautet haben:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wäldern
Hörest du

Keinen Laut!
Die Vögelein schlafen im Walde;
Warte nur! balde, balde
Schläfst auch du!

Jahre kamen und gingen. Karl August, der später Geborene, war todt. Alle hatte Goethe überlebt, mit denen er einst in diesen Wäldern geweilt. Da kam er selber noch einmal an seinem letzten Geburtstage und sieben Monate vor seinem Tode im August 1831 nach Ilmenau, bestieg den Kickelhahn, besuchte den Gabelbach und diese Hütte. Männer, die jetzt noch leben, so auch der Forstaufseher von Gabelbach, damals noch Jünglinge, waren in seiner Begleitung. Als er die Hütte aufmerksam betrachtet, oben und unten in ihr gewesen, ging er zuletzt zu der Stelle, wo dicht am Fenster seine Verse standen. Indem er sie las, füllten sich die Augen mit Thränen, und halblaut, wie träumend, sprach er dann die letzten Zeilen: „Warte nur! Balde ruhest du auch!"

Der deutsche Müller und der deutsche Schulze hat es sich natürlich nicht versagen können, seinen hochverehrten Namen mit Bleistift oder Messer überall in die Wände dieses kleinen Sanctuariums zu graben. Dagegen wäre auch wol nichts einzuwenden gewesen, schon deswegen nicht, weil er es sich doch schwerlich hätte verbieten lassen. Allein nicht einmal dieses Gedicht Goethe's zu verschonen, das grenzt an Barbarei. Doch noch mehr. Im Jahre 1854 ließ die nun verewigte Großherzogin Maria Pawlowna, dieselbe, welche den schönen Aussichtsthurm bei dem Großen Gabelbach erbaut hat, auch dieses kleine Gedicht in einen goldenen Rahmen fassen und mit Glas zudecken. Da nun der deutsche Jüngling, „dem der Muth in der Brust seine Spannkraft übt", sich an dem Gedichte selber nicht

mehr versündigen konnte, so ließ er seinen Verewigungstrieb an dem Rahmen aus, in welchen er sich an zahllosen Stellen eingekritzelt und eingeschnitten hat.

Als Goethe zum letzten mal hier oben war, hat er das Lied in der Gestalt, in welcher es uns in seinen Gedichten erhalten ist, „renovirt", d. h. mit Bleifeder theils überzogen, theils verbessert. Ich habe nun gefunden, daß dieser jedenfalls authentische Text', wie er dort an der Breterwand erhalten ist, in einem Worte wenigstens („die Vögel" statt „die Vögelein") von dem gemeiniglich recipirten abweicht. Es wäre wol der Mühe werth, hier mit diplomatischer Treue copiren zu können, auch in Bezug auf die beiden Daten. Allein gerade durch das zweite und wichtigste hat sich ein unsterbliches „W" eingehauen — ich kann nicht anders sagen, denn die betreffende Ziffer ist dadurch vollständig gespalten. Soweit ich nun unterscheiden konnte, lautet der Text in seiner jetzigen Fassung wörtlich genau folgendermaßen:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch!
Die Vögel schweigen im Walde;
Warte nur, balde
Ruhest du auch!

den 7. Sept. 1783. Nachtlied.
Renov. den 27. August 1831.

Allein auch das ist jetzt nicht mehr. Was ich noch im Frühling 1869 gesehen und beschrieben, wird jetzt niemand mehr sehen und beschreiben. Es war im August 1870, mitten im Kriege, als eine kurze Notiz, fast verloren zwi-

schen all den glorreichen Schlacht- und Siegeskunden, durch die Zeitungen ging: „Weimar, 13. August. Eine frevelhafte Hand hat den Thüringerwald einer seiner schönen Lage wie seiner literarisch-historischen Erinnerungen wegen berühmten Localität beraubt. In der Nacht vom 11. zum 12. August ist infolge von Brandstiftung das Goethe-Haus auf dem Kickelhahn bei Ilmenau vernichtet worden."

Brandstiftung — und mitten im Kriege! Während dort auf den Höhen vor Metz deutscher Heldenmuth sich zum furchtbaren Ringen um des Vaterlandes Macht und Herrlichkeit rüstete, ging hier im Walde fast unbemerkt ein Stück seiner Vergangenheit unter, für deren beschaulichen Geist eine Breterhütte mit einem Verse Goethe's ein kleines Heiligthum gewesen.

Wanderungen im Lande der Welfen.

(1871.)

I.

Nicht als ob ich hier Wunden aufreißen wollte, die kaum verharscht sind. Man kann ein sehr aufrichtiger Freund der neuen Ordnung der Dinge sein, ja mitgewirkt haben an seinem bescheidenen Theile zur Herbeiführung derselben, ohne dem Unglück die Sympathie zu versagen, die es an sich verdient und noch mehr verdienen würde, wenn man es, wo nicht mit einer geduldigen Ergebung in das Unabänderliche, so doch mit einer stolzen Resignation ertragen sähe. Doch das liegt von meinem Thema weit ab. Mit Gedanken, sehr verschieden von diesen, bin ich nach Hannover gekommen. Noch wehten die Fahnen hier und da, welche den Kronprinzen des Deutschen Reiches bei seinem Einzuge begrüßt; noch waren die Kränze von Eichenlaub zu sehen, welche das Contingent der Provinz Hannover bei seiner siegreichen Heimkehr vom Heldenzuge gegen die Franzosen in der alten Hauptstadt empfangen hatten. Meine Betrachtungen aber wendeten sich nicht der Gegenwart zu, sondern längstvergangenen Dingen und entfernten Jahrhunderten. Unter dem dämmerhaften Lichte

derselben bin ich diesmal durch die Stadt und das Land der Welfen gewandert.

Jahrelang, jahrelang bin ich nicht nach der Stadt gekommen, in welcher ich meine Jugend verlebt habe. Als ich sie verließ, da war Hannover der Sitz einer opulenten und nicht unpopulären Hofhaltung. Der reiche und prunkliebende Adel des Landes residirte hier, die Diplomatie war vollzählig vertreten, und in einem Eckhause der Luisenstraße, in welchem sich jetzt eine Weinschenke befindet, wohnte der preußische Gesandte. Das Theater stand auf einer hohen Stufe der Vollendung; es waren die Sommertage der Seebach, der Bärndorff, und Niemann's Stern war im Aufgehen. Auch Wachtel gehörte der Oper an. Die Musik florirte, Joachim war in Hannover, und Marschner lebte noch. Ich erinnere mich Hannovers als einer im Zunehmen und Wachsen begriffenen Stadt seit etwa 25 Jahren, fast noch aus meiner Kinderzeit. Quartiere, die damals zu den vornehmsten gehörten, sind heute von Handwerkern und Arbeitern bevölkert. Die Häuser der Grafen und Barone haben sich in Werkstätten und Wagenremisen verwandelt. Hotels, die damals von Gästen, galonirten Bedienten und Equipagen schwärmten, sind verödet oder haben ihre Bestimmung gewechselt. Dafür ist ein ganz neuer Stadttheil erstanden, dessen durchaus prächtige und umfangreiche, zum größten Theil auch architektonisch bedeutende Bauten da stehen, wo ehemals Wiesen und Bäume waren, und dessen äußerste Villen bis in einen Wald, die Eilenriede, vorgeschoben sind, welcher auf Stundenweite die Stadt mit Schatten und Grün umgibt. Hannover ist, wie es jetzt dasteht, eine wirklich reizende Stadt mit breiten Straßen, mit guter Luft, mit vielen Alleen und zahlreichen Spaziergängen. Seine Gebäude haben

einen Charakter, der neue Theil schließt sich stilvoll dem ältern an. Möglich, daß dem fremden Beobachter die Vorliebe für die Gothik ein wenig übertrieben erscheinen mag, wenn vor seinem Blicke hier ein Bau auftaucht mit einem Thurme, den er für eine Kirche, dort einer „mit hohen Mauern und Zinnen", den er für eine Burg halten könnte, wiewol der erstere nur ein Bierhaus und der andere irgendeine Rentierswohnung ist. Indessen fehlt es nicht an gothischen Neubauten, die nach den edelsten Mustern aufgeführt sind, noch an Nachbildungen der Renaissance, an denen das Auge sich wahrhaft erfreuen kann; und demjenigen, der die alten Straßen der Welfenstadt mit Verständniß und Aufmerksamkeit durchwandert, wird vor allem die Continuität der Stimmung wohlthun, wenn er die neuen betritt. Und in wie wenigen neuen Städten ist von Stimmung überhaupt die Rede! Hier verbindet ein künstlerischer Zug die beiden ganz verschiedenen Theile, die so weit auseinanderliegenden Jahrhunderte. Das Haus, in welchem Leibniz gestorben ist und Iffland geboren wurde, mit seinen Steinfiguren und Giebeln und ihm gegenüber das Haus mit den feinen Säulchen, das einst der Römische Kaiser war, das Rathhaus mit seiner wundervollen Backsteinfaçade, die mittelalterlichen Perspectiven der Knochenhauer-, Markt- und Schmiedestraße — sie schwebten der Phantasie der Künstler vor, als sie es unternahmen, die Stadt um mehr als die Hälfte zu vergrößern. Diese Transformation Hannovers in einem topographischen und künstlerischen Sinne ist, wie gesagt, das Werk von mehr als einem Vierteljahrhundert. Sie begann unter Ernst August, ward mächtig gefördert unter Georg V. und dauert noch fort. Als ich in Hannover vor 25 Jahren den Telemach und den Cornelius Nepos las, da zählte die Stadt

25000 Einwohner; 15 Jahre später hatte sich diese Ziffer schon mehr als verdoppelt, 1861 war sie bis auf 71170 gestiegen. Der Census von 1867 ergab 87014 Seelen, und der im December dieses Jahres bevorstehende wird zeigen, daß die 100000 nicht mehr fern sind. Die Keime dieses rapiden Wachsthums liegen weit vor der preußischen Zeit; allein niemand leugnet, daß die Annexion und im Bunde mit ihr die Freizügigkeit dasselbe in zuvor unbekannten Progressionen gesteigert haben, wie denn auch die Entwickelung, namentlich nach der industriellen Seite hin, nicht verkennbar ist. Wie sich im Osten nach dem Walde zu das Terrain mit den saubersten Häuserreihen und Gärtchen bedeckt, so wächst gen Westen ins freie Feld hinaus Schornstein nach Schornstein empor; eine ganze Region von Fabriken mit einer Vorstadt von Arbeiterwohnungen ist dort entstanden, und wo ich als Kind durch stille Dorfstraßen an Gräben und Hecken botanisiren ging, da saust jetzt die Maschine, steigt Qualm aus himmelhohen Schloten, führen die alten Wege durch Kohlenstaub und Schlacken. So fand ich Hannover nach 25 Jahren wieder. Der Glanz eines königlichen Hofhalts war von ihm gewichen, und die Kunstinstitute waren demgemäß von ihrer frühern Höhe herabgestiegen; das Bedauern der einen, die Anhänglichkeit der andern machte sich noch bei manchen Anlässen bemerklich, und ein schlechtes Zeichen für die Hannoveraner würde es sein, wenn dem nicht so wäre. Denn auf lächerliche Weise demonstriren ist ein Ding und natürliche Empfindungen nicht verleugnen ein anderes. Mein Eindruck war, daß die Mehrzahl der Hannoveraner sich zwischen den beiden Extremen, von denen eins unklug, das andere charakterlos wäre, höchst taktvoll und würdig benimmt; mit einem gesunden Gefühle für die Realität des

Geschehenen erkennen sie, daß die Rückkehr der alten Zustände weder möglich noch auch wünschenswerth sei, und als gute Patrioten haben sie längst erkannt, daß deutsch sein noch mehr ist als hannoverisch sein. Was an Opfern von ihnen verlangt wurde, das haben sie, wenn auch vielleicht nur wenige leichten Herzens, gebracht; und sie dürfen daher mit fester Zuversicht auf den Ersatz rechnen, welchen die Einheit und Freiheit und Größe des Vaterlandes jeder einzelnen Stadt, ja jedem einzelnen seiner Bürger verheißt. Ein Zustand der Beruhigung fängt an sich aller Gemüther zu bemächtigen; die letzten Ereignisse haben gezeigt, daß die Sicherheit des Individuums auf der Sicherheit des Ganzen beruhe, und daß es außer dem nationalen keinen andern Boden wahrhaften Gedeihens gibt.

Meine Wanderungen indessen führten mich immer wieder in die alten Straßen und zu den alten Plätzen; mitten im Wogen und Werden des Neuen belebten sich vor mir, indem ich einsam dahinschritt unter dem Schatten der alten Häuser oder der alten Bäume, längstvergangene, räthselhafte, geheimnißvolle Geschichten, die mich schon früheroft zu verschiedenen Zeiten beschäftigt hatten. Abermals ging ich durch das Herrenhäuser Thor, dessen vergoldete Spitzen mir schon in meiner Jugend so gar besondere Dinge zu erzählen wußten; durch die Lindenallee, deren Dunkel und Einsamkeit und Kühle seitdem noch zugenommen; in diese herrschaftlichen Gärten von Herrenhausen, in denen Georg I., König von England und Kurfürst von Hannover, „seine so vielen vergnügten und ruhigen Stunden" verlebte und sich tausendmal wohler fühlte als in Kensingtongardens und Saint-James' Park und Hamptoncourt und allen andern Schlössern und Gärten Englands, und wohin er sich, so oft es ihm nur möglich, begab in Be-

gleitung seiner beiden Maitressen Melusina von Schulenburg, genannt „die Kletterstange", und Sophie von Kielmannsegge, genannt „der Elefant", von denen er im ersten Jahre seiner gnädigen Regierung die eine zur Herzogin von Münster in der irischen und zur Herzogin von Kendall in der englischen Peerage, die andere zur Gräfin von Darlington gemacht hatte. Vieles, vieles hat sich verändert im Laufe der Jahre, ist gebaut worden, wieder verfallen und hat Neuem Platz gemacht. Dort im Georgenpark steht das zierliche Schlößchen, in welchem der Kaiser von Deutschland, als er noch Prinz von Preußen und zu Besuch bei seinem Oheim Ernst August von Hannover war, oft gewohnt hat. Gegenüber, eine Ruine, bevor es vollendet, steht das Welfenschloß auf der Stelle, wo noch vor wenig Jahren das alte Lustschlößchen Monbrillant auf einem Hügel lag, unter Georg I. einer Gräfin Platen gehörig und bis in die funfziger Jahre von Georg V. als Sommerresidenz benutzt. Mächtig, kolossal, aber unheimlich ragt hier jetzt der halbfertige Bau des zu Anfang der sechziger Jahre begonnenen Welfenschlosses aus den Bäumen empor. Ueber seine Mauern und kostbaren Quadersteine zieht sich schon jener grünliche, feuchte Schein verfallender Gebäude, die Gitter fangen an zu rosten, die hohen Fenster sind nothdürftig mit Bretern verschlagen; während des Krieges war hier ein Lazareth, gegenüber in den einst königlichen Marställen stehen die Pferde der preußischen Ulanen, und ringsum grünt und rauscht und duftet einer jener alten Parks mit weiten Wiesen und einsamen Teichen und träumerischen Baumgruppen. Wie vor einem verwunschenen Schlosse steht man vor diesem zerbröckelnden Welfenbau, der noch nicht zehn Jahre zählt. Aber unverändert in ihrer ganzen Frische, mit ihren Blumenbeeten

und regelmäßig geschnittenen Heckenwänden, wie sie aus den Händen Le Nôtre's, des Schöpfers von Versailles, hervorgegangen mit ihrem Schlosse und Treibhäusern und Terrassen, prangen noch die Gärten von Herrenhausen. Noch springen alle Wochen zweimal die Fontainen ungefähr ebenso, wie Georg I. sie anlegte. Noch stehen unversehrt die Sandsteingötter, die Pans und die Faune, die seinen „old ugly trulls", seinen alten häßlichen Trullen, gelächelt haben mögen, wie der englische Volkswitz die neucreirten Favoritpeeressen nannte. Noch steht das kleine Heckentheater, auf welchem an warmen Sommerabenden vor Sr. Majestät gespielt ward; die Bühne sowol als die Coulissen und Ankleidezimmer aus grünen Baumwänden sind noch deutlich zu erkennen; unten im Halbkreise schließt sich der Zuschauerraum an, und die Bänke stehen noch da, auf denen der Hof und die erlauchten Gäste gesessen. Darüber rauschen die alten Bäume, und durch die Lichtungen schimmern die noch wohlerhaltenen Statuetten von Georg I., seinem Vater Ernst August, erstem Kurfürsten von Hannover, seiner Mutter Sophie, der Stuarts-Enkelin, durch welche die Krone von England an das Haus Hannover kam, und seines Großvaters Herzogs Georg, des eigentlichen Begründers und Stammvaters dieses hannoverisch-britischen Welfengeschlechts. Aber mit all dieser Herrlichkeit vergangener Tage in Herrenhausen verwebt sich ein Schatten, der gleich einer Wolke am hellen Mittag über die Sonne zieht; aus dem Säuseln und Flüstern dieser Hagebuchenhecken klingt ein Name wie ein fernes trauriges Echo, und mit den Erinnerungen an fröhliche Feste und Schauspiele verknüpft sich ein Andenken von weniger festlichem Klange: der Schatten, der Name und das Andenken einer schönen und unglücklichen Frau, gegen die mehr

gesündigt worden ist, als sie gesündigt hat, Sophie Dorotheens, der Herzogin von Ahlden.

Sophie Dorothea, geboren 1666 zu Celle, war die einzige Tochter des Herzogs Georg Wilhelm zu Celle und dessen Gemahlin Eleonore d'Olbreuse, welche aus einer vornehmen französischen Hugenottenfamilie stammte. Der Vater war nach den Mittheilungen der Zeitgenossen ein strenger, aber rechtschaffener Mann, die Mutter eine feine, hochgebildete Dame, von deren Geschmack noch heute der von ihr angelegte sogenannte „französische Garten" in Celle Zeugniß gibt. Im Jahre 1682 ward die sechzehnjährige Prinzessin mit ihrem sechs Jahre ältern Vetter, dem damaligen Kurprinzen, nachmaligen Kurfürsten von Hannover und König von England, Georg I., vermählt. Es war eine Verbindung, der durchaus politische Motive zu Grunde lagen; Sophie Dorothea war die Erbtochter des Herzogs von Celle, welche dereinst ihrem Gemahl das Herzogthum und eine Armee von 10000 Mann zuzubringen hatte und in der That auch zugebracht hat. So weit ging alles gut; die Kurprinzessin gebar ihrem Gemahl 1683 einen Prinzen und 1687 eine Prinzessin, und wiewol zwischen den beiden Gatten keine besondere Harmonie bestand, so scheinen sie doch, einige häusliche Scenen von allerdings bedenklicher Natur abgerechnet, bis zu einer gewissen Zeit leidlich nebeneinander hingelebt zu haben. Denn wie die Welt nun einmal beschaffen ist, scheint die Liebe weder bei einem hohen Adel noch verehrungswürdigen Publikum die nothwendige Voraussetzung der Ehe zu sein, sondern bei beiden immer das Postulat des Philosophen gegolten zu haben: „man solle sich nicht heirathen, weil man sich geliebt, sondern sich lieben, weil man sich geheirathet habe." Das scheint nun freilich, wenn man ihre

beiden Charaktere betrachtet, zwischen Georg und Sophie Dorothea unmöglich gewesen zu sein; er war ein Mann von nicht unredlicher Gesinnung, aber unwissend, kleinlich, pedantisch und höchst beschränkt in seinen Ansichten, „ein Mann ohne Herz und Gefühl", wie Schlosser ihn charakterisirt. „Sein Gesichtskreis ging nicht über sein kleines Kurfürstenthum hinaus", sagte später Lord Chesterfield von ihm, „England war zu groß für ihn". Sophie Dorothea dagegen war von einer feurigen Natur, das Blut ihrer Mutter war in ihr. Ihre natürlichen Anlagen waren in einer sorgfältigen Erziehung ausgebildet worden; sie besaß einen edeln Sinn und ein zart empfindendes Herz. Außerdem war sie schön — „und das war ihr Verderben". Ihre Porträts sind jetzt ziemlich selten und dem Publikum schwer zugänglich. Doch ist es mir gelungen, zweier derselben ansichtig zu werden und von einem sogar durch befreundete Hand eine vortreffliche Copie in Farben zu erhalten, welche mit dem lieblichen Oval ihres Gesichts, dem Grübchen im Kinn und den großen blauen Augen schwermüthig auf mich herabsieht, indem ich diese Zeilen schreibe. Das Original befand sich bis zur preußischen Occupation im celler Schlosse; doch hat König Georg es als sein Privateigenthum reclamirt, und es befindet sich jetzt mit vielen andern Kunstgegenständen und Werthsachen, wenn ich nicht irre, zu Herrenhausen in einem Schuppen, der für das Publikum verschlossen ist. Das zweite Bild ist in der Sammlung des Welfenmuseums, welches, gegenwärtig gleichfalls in Herrenhausen und mit Einlaßkarten versehenen Besuchern geöffnet, neben manchem minder Sehenswürdigen doch auch viel Interessantes umschließt. Das Bild im Welfenmuseum stellt Sophie Dorothea bereits in reiferm Alter dar; dasjenige, von welchem ich eine Copie besitze,

muß aus der besten Zeit ihrer Jugend und Schönheit stammen. Auf beiden Bildern trägt sie einen Blumenkranz in dem üppigen Haar und auf dem meinigen auch einen Blumenstrauß in den Händen, und ich höre, daß dies eine Eigenthümlichkeit von ihr war; sie ließ sich niemals, selbst später im Gefängnisse nicht, ohne Rosen und Nelken und Narcissen malen. Sie liebte die Blumen so sehr, sie, die verurtheilt war (verurtheilt ohne Richter), hinter Kerkermauern zu verblühen.

In der Galerie von Herrenhausen, nicht weit von dem Porträt der Prinzessin, befindet sich das des Mannes, welcher, wenn er nicht die Schuld ihres Unglücks trägt, doch die Veranlassung desselben gewesen ist und mit seinem Leben dafür gezahlt hat: des Grafen Philipp Königsmark, hochberühmt in den Memoiren seiner Zeit und vielfach bis auf unsere Tage von den Romanciers behandelt. Dachte doch sogar kein Geringerer als Schiller daran, ihn zum Helden eines Trauerspiels zu machen! Und wohl hätte er sich dazu geschickt; vielleicht wäre es dem großen Dichter, der in der Seele zu lesen verstand, gelungen, was die nachfolgenden nur sehr langsam und sehr unvollkommen vollbringen können: diese beiden unglücklichen Freunde, ja selbst Liebende, wenn man will, Sophie Dorothea und Philipp Königsmark, von der gemeinen Schuld zu reinigen, mit welcher eine gemeine Welt sie nur zu schadenfroh belastet. Ich will nicht sagen, um in der Redeweise des genannten großen Dichters zu bleiben, daß es sich hier um „Strahlendes" gehandelt, welches geschwärzt, oder um „Erhabenes", welches in den Staub gezogen worden. Allein das Schicksal Sophie Dorotheens und Königsmark's ist, man nehme es wie man wolle, des Mitleids werth und darf wol auch auf eine spätere Gerechtigkeit hoffen.

Es würde die Grenzen eines einzelnen Kapitels, wie ich es zu geben beabsichtige, weit überschreiten, wenn ich eine Revision der Acten hier auch nur berühren wollte. Doch so viel zu erklären halte ich mich dem Leser und vielleicht mehr noch dem Gegenstande gegenüber für verpflichtet, daß ich von der Unschuld Sophie Dorotheens fest überzeugt bin, gestützt sowol auf den ganzen innern Verlauf ihrer Geschichte, nenne man es ihres Verhältnisses zu Königsmark, als auch auf Documente, die sich, bisher unbekannt, in meinem Besitze befinden. Diese Schriftstücke bestehen aus einer Sammlung von Memorials und Memoranden in Sophie Dorotheens eigener Handschrift, ferner einer Reihe von Briefen, welche sie bis in ihre letzten Lebensjahre mit den osnabrückischen Grafen von Bar, Vater und Sohn, den officiell bestellten Generalverwaltern ihres Vermögens, gewechselt hat, und endlich mehrern Verfügungen und Instructionen, die in ihrer Angelegenheit erlassen worden; sie sind mir aus dem Archiv der Familie von Bar zu Barenau im Osnabrückischen abschriftlich mitgetheilt worden durch Vermittelung einer Freundin, die jener Familie nahe steht. Lange war es mein Wunsch, diese Papiere mit den nothwendigen Commentaren herauszugeben; und meine Hoffnung, sie vervollständigen zu können durch ein zweites Manuscript, welches — gegenwärtig im Besitze einer deutschen Fürstin — von einer englischen Prinzessin, Tochter Georg's III., verfaßt oder richtiger zusammengestellt worden ist und welches eine Reihe anderweitiger unveröffentlichter Briefe und authentischer Nachrichten über das Leben ihrer unglückseligen Aeltermutter umfaßt. Aber jeder Tag hat sein Geschäft, und diese Arbeit ist, obwol sie meinem eigenen Herzen und — ich weiß — auch einem größern Leserkreise besondere Freude gemacht haben würde, noch im-

mer nicht gethan. Vielleicht in einer spätern Zeit wird es mir noch einmal gestattet sein. Aber ich möchte den seit 200 Jahren verunglimpften Namen jener Unglücklichen, ungehört Verdammten nicht gänzlich, soweit es an mir liegt, auf dieses „vielleicht" gestellt sehen; ich möchte in irgendeiner Form ein Zeugniß für sie ablegen. Denn mir ist, nachdem ich sie in ihrer Unschuld und Hülflosigkeit kennen gelernt, als ob sie ein Recht habe, von mir zu fordern, daß ich dem „**Audiatur et altera pars**" noch aus ihrem Grabe heraus eine Stimme verschaffe; und da ich im Augenblick meine Pflicht nur halb erfüllen kann, so habe ich, indem ich mich über diese der Oeffentlichkeit noch nicht angehörigen Dinge verbreitete, doch wenigstens andeuten wollen, daß meine Ansicht ein durchaus positives Fundament hat, und werde mich im weitern hauptsächlich, mit nur gelegentlicher Anführung von (handschriftlichen) Briefstellen, darauf beschränken, die innere Wahrheit zu plaidiren, die für mich noch über der äußern steht und die jedem zugänglich ist, welcher die Sache vorurtheilsfrei prüft.

Sophie Dorothea ward von ihrem Manne nicht geliebt; ja, sie ist von demselben niemals verstanden, niemals gewürdigt worden. Sie theilte das Schicksal so vieler anderer bedeutender Frauen, die verurtheilt sind, neben und mit unbedeutenden Männern zu leben. Sie fühlte sich einsam. Das Gefühl dieser Einsamkeit wuchs mit den Jahren, als aus dem halben Kinde, welches sie bei ihrer Vermählung gewesen, die reichbegabte Frau sich entwickelte mit all den für sie leider unaussprechbaren Bedürfnissen des Herzens und des Geistes. In dieser trüben Zeit kam der Mann ihres Verhängnisses, der Graf Philipp Königsmark, an den kurhannoverischen Hof. Auf der Agathen-

burg bei Stade, nicht sehr weit von Celle, geboren, ein gern gesehener und häufiger Gast am Hofe des Herzogs Georg, ein Spielkamerad und Jugendfreund der um vier Jahre jüngern Sophie Dorothea, war Graf Philipp, nachdem er eine Zeit lang in der Welt umhergeabenteuert, im Jahre 1685 nach Hannover gekommen und dort als Oberst eines Dragonerregiments in die Dienste des alten Kurfürsten getreten. Man glaubt, daß die beiden Personen des nun beginnenden Trauerspiels in ihren frühern Jugendjahren und ihrer Heimat wärmere als freundschaftliche Gefühle füreinander gehegt, daß die Mutter der Prinzessin einer Verbindung nicht abgeneigt gewesen und daß Sophie Dorothea nur unter den heftigsten Kämpfen dazu habe vermocht werden können, ihre Hand dem Kurprinzen von Hannover zu geben. Nichts natürlicher, als daß das Wiedererscheinen des ehedem geliebten Jugendfreundes das Herz der Einsamen bewegen mußte. Wir dürfen annehmen, daß es ihr Bedürfniß war, sich gegen ihn auszusprechen, daß sie ihm ihr Vertrauen schenkte; doch nichts berechtigt uns zu weiter gehenden Annahmen, wiewol sie dem Argwohne und der Verleumdung nahe genug gelegen haben mögen. Denn wenn Sophie Dorothea eine der schönsten Frauen ihrer Zeit war, so galt Königsmark als der vollendetste Cavalier, den man sehen konnte. Wir wollen uns nicht zum Anwalt seiner Tugend machen, denn er hat in seinem kurzen Leben nur zu viele Beweise des Gegentheils gegeben; indessen das Schlimmste, was man ihm vorwerfen konnte, entsprang aus Leichtsinn und Unbesonnenheit. Seiner Jugendfreundin gegenüber hat er sich nicht das mindeste zu Schulden kommen lassen, nicht einmal durch Indiscretion, was bei einem Charakter wie der seinige so nahe gelegen hätte, gegen sie gefehlt; son-

dern er ist in einem gewissen Sinne ritterlich für sie gestorben, und sein letztes Wort war ein Zeugniß für ihre Unschuld. Unumstößlich fest steht, daß er das Opfer einer Frau geworden, die ihn haßte, weil er sich nicht dazu verstehen konnte, sie zu lieben, und die nun gegen ihn auftrat ungefähr wie die Frau Potiphar's gegen den biblischen Joseph, nachdem er in ihren Händen seinen Mantel zurückgelassen. Diese Frau war die Gräfin Platen, „die böse Platen" genannt, Maitresse des Kurfürsten Ernst August und Mutter der Kielmannsegge, welche die Maitresse Georg's war. Soweit menschlicher Verstand einen Einblick in Dinge hat, welche der undurchdringliche Schleier der Nacht bedeckt, hat die Gräfin Platen aus Rache für verschmähte Liebe den Grafen Philipp Königsmark ermorden lassen und zwar im alten Schlosse von Hannover und im Einverständnisse mit dem alten Kurfürsten Ernst August. Um dessen Connivenz zu erlangen, mußte der Schein eines ehebrecherischen Verhältnisses zwischen der Kurprinzessin und dem Grafen hergestellt und, um den Mord (denn das wäre es doch unter allen Umständen gewesen) zu rechtfertigen, später aufrecht erhalten werden. Das eine Opfer dieser abscheulichen Cabale bedingte das zweite. Der Kurprinz war auf einem Besuche am berliner Hofe abwesend. Es war der 1. Juli 1694. Am Abend dieses Tages ging der Graf Königsmark zum letzten mal in das Schloß zu Hannover. Er kam niemals wieder heraus, er war verschwunden, und bis auf den heutigen Tag weiß man nicht, wo er geblieben. Aber Nachforschungen und Aussagen der Kurprinzessin und ihrer Hofdame, des Fräuleins von Knesebeck, haben ergeben, daß er in dem Rittersaale des alten Schlosses in Gegenwart der Gräfin Platen von vier vermummten Trabanten des Kurfürsten ermordet worden ist.

Ueber den Verbleib seiner Leiche gibt es nur Vermuthungen; aber man zeigt noch heute die Stelle, wo man sie an der Außenseite des Schlosses durch eine Kloake in den dort vorüberfließenden Arm der Leine geworfen. Dort mag sie längst verwest gewesen sein, als man ernstlich anfing, sich um sein Schicksal zu bekümmern. Indessen machte die Begebenheit den allergrößten Skandal an allen Höfen der Christenheit; allein die einzige Folge desselben war nicht etwa eine Untersuchung, sondern die Scheidung der Kurprinzessin von ihrem Gemahl und ihre Verbannung in das öde, mitten in der Lüneburger Heide gelegene Schloß Ahlden. Damit beruhigte man sich, und damit verschwindet Sophie Dorothea als Kurprinzessin, um, während ihr Mann König von England, ihr Sohn Prinz von Wales und ihre Tochter Königin von Preußen wird, als „Herzogin von Ahlden" noch 32 Jahre lang das unglücklichste, traurigste Leben zu führen, welches eine Frau jemals geführt.

II.

Das Schloß Ahlden war damals, bei Lebzeiten des Herzogs Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg-Celle, noch in celleschem Besitze, und er, der eigene Vater, war es, der unter dem 19. Juli 1694 dem künftigen Kerkermeister seiner Tochter die Dienstinstruction ausfertigte, welche sich abschriftlich bei den mir übergebenen Papieren aus dem von Bar'schen Familienarchiv befindet. Wolle man den Herzog nicht zu hart beurtheilen! Daß gerade er, der hochdenkende Mann, der sein einziges Kind über alles geliebt hatte, den Haftbefehl ertheilen mußte, mag vielleicht der grausamste Zug in dieser ganzen Tragödie sein; doch zeigt er auch, mit welch infernalischer Klugheit man von

der andern Seite zu Werke gegangen. Dieser Haftbefehl von der Hand des Vaters war das moralische Todesurtheil der Tochter, und man hatte sich nicht verrechnet, indem man sich an diejenige seiner Eigenschaften wendete, welche ihn bis zur Verleugnung aller andern beherrschte, nämlich seine unerbittliche Strenge in allem, was Ehrensache hieß. Einst hatte er zu seinem Enkel, dem nachmaligen Georg II. von England, gesagt: „So sehr ich dich liebe, würde ich dir doch eine Kugel durch den Kopf schießen, wenn ich dich einer niedrigen Handlung schuldig fände." Nun sollte er gleich dem Vater der Virginia der eigenen Tochter den Dolch in die Brust stoßen! Welch ein Familiendrama wäre so reich an erschütternden Momenten als dieses! . . .

Aus der an den Schloßhauptmann, einen Herrn de la Fortière, ertheilten und französisch abgefaßten Instruction ersehen wir, daß der „Herzogin", wie sie von nun an officiell hieß, jeder briefliche Verkehr untersagt, daß ihr kein Schreiben, außer auf ausdrückliche Ordre, übergeben werden durfte, und daß ihren Domestiken bei Todesstrafe verboten war, Briefe von ihr oder für sie zur Beförderung anzunehmen. Der Herr de la Fortière hatte das Recht, bei dem geringsten Verdachte Visitationen anzuordnen. Außer den zum Schlosse gehörigen Personen durfte niemand ohne besondern Befehl dasselbe betreten. Keiner von ihren Bedienten und Kammerfrauen durfte mit irgendeinem Fremden anders als in Gegenwart des Schloßhauptmanns oder eines von ihm Beauftragten sprechen. Sobald ein Fremder in dem an das Schloß anstoßenden Burgflecken Ahlden angekommen war, mußte Meldung davon gemacht werden, und niemand aus der Bedienung der Herzogin durfte dasselbe verlassen ohne des Schloßhauptmanns Erlaubniß. „Meine Tochter", so heißt es weiter, „wird das

Schloß nur verlassen, um, wenn sie will, im Garten zu promeniren zwischen den beiden Gräben und zwar in Gegenwart des Herrn de la Fortière. Wenn meine Tochter außerhalb ihres Zimmers, im Saale, speisen will, so kann ihr das erlaubt werden, und alsdann werden die hierfür angestellten Leute sowie die Kammerdiener aufwarten; aber er, der Herr de la Fortière, wird dabei stets gegenwärtig sein, und nachdem die Tafel aufgehoben, wird man mit Ausnahme der Gesellschaftsdame, der Kammerfrauen und Kammerdiener jedermann von der Person und den Gemächern meiner Tochter entfernen. Der Herr de la Fortière kann unter Vorzeigung meiner in Bezug hierauf gegebenen Ordre den Offizier der Garde requiriren, damit dieser ihm, wenn es nöthig sein sollte, mit bewaffneter Hand zur Ausführung meiner Befehle behülflich sei."

Das waren die unverdienten und mehr noch die unwürdigen Ketten, unter welchen der hochfliegende, feurige Geist dieser Frau 32 Jahre lang schmachten, aber nicht erlahmen sollte. Sie blieb schön und innerlich frisch bis an ihr Ende; das Gefühl der Unschuld hob, das Unglück läuterte sie. Nichts rührender als diese vor mir liegenden Briefe, welche von Dankbarkeit für diejenigen überfließen, welche ihr Gutes gethan, von Verzeihung für diejenigen, welche sie bis in diesen untersten Abgrund des Elends gestoßen. Stolz unter dem Drucke des Unverschuldeten, richtet ihre Seele sich empor. „Es gibt keinen andern Ruhm außer demjenigen, welchen man sich selber verdankt!" ruft sie kaum drei Monate vor ihrem Tode aus (Brief vom 3. August 1726). In den spätern Jahren wurden die trostlosen Beschränkungen etwas gelockert, unter denen sie anfangs seufzte; sie durfte z. B. auf die Heide hinausfahren — die Lüneburger Heide —, in deren „moorigen

Einöden" das Schloß von Ahlden liegt, und Bauersleute, noch zu Beginn unsers Jahrhunderts, erinnerten sich ihrer, wie sie dahinfuhr im Abendsonnenscheine, als „einer schönen Dame mit langem, dunkelm Haar und dem Schimmer von Diamanten darin — manchmal die Zügel selber führend, aber allezeit von einem Trupp Reiter mit gezogenen Schwertern umgeben" (Carlyle, „Geschichte Friedrich's des Großen"). So strict wurde sie trotz der angedeuteten Erleichterungen bewacht, daß sie nach einer den von Bar'schen Papieren beigegebenen Mittheilung sieben Jahre vor ihrem Ende bei Gelegenheit einer in Ahlden ausgebrochenen Feuersbrunst sich nicht ins Freie retten durfte, sondern mit ihrem Schmuckkasten unter dem Arme in Todesangst auf einem Corridor hin- und herschritt, bis man des Feuers Herr geworden und das Schloß gerettet war. Im Jahre 1705 starb ihr Vater, den sie seit der Katastrophe nicht mehr gesehen, und das Herzogthum Celle, gleichsam der Preis, für den sie verkauft worden, fiel an Hannover. Im Jahre 1706 vermählte sich ihre Tochter, die gleich ihr Sophie Dorothea hieß, mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, ward 1712 Mutter des Sohnes, der nachmals Friedrich der Große genannt werden sollte, und 1713 Königin von Preußen. Im Jahre 1714 ward ihr einstiger Gemahl Georg I. König von England und ihr Sohn, seit 1705 mit der Prinzessin Karoline von Ansbach verheirathet und auch schon Vater von fünf Kindern, Prinz von Wales. Sie erlebte, sie überlebte dieses alles; aber ihre Kinder wiederzusehen, war ihr nicht vergönnt. Nur die Bilder derselben hatte man ihr gelassen! Zuweilen drohte es ihr doch das Herz zu brechen. „Au nom de Dieu, tirez-moi d'où je suis!" ruft sie einmal in einem ihrer an den Grafen von Bar gerichteten

Briefe aus. Aber dann fand sie sich immer wieder, indem sie sich an dem Gefühle ihrer Würde emporrichtete. Mit Verachtung wies sie die Möglichkeit zurück, jemals das annehmen zu können, was sie spöttisch „Amnistie générale“ nannte. Sie sagte sich, daß man nur wegen eines Verbrechens amnestirt werden könne, und eines solchen wußte sie sich nicht schuldig. Sie wollte lieber auf die Freiheit verzichten, als sie unter einer Bedingung erlangen, welche ein wenn auch nur stillschweigendes Bekenntniß enthalten haben würde. Verzeihung zu gewähren, war Sophie Dorothea bereit; sie anzunehmen, lehnte sie mit Entrüstung ab. — Man sagt, daß gegen sein und ihr Lebensende König Georg I. ihr vollständige Restitution angeboten und daß sie darauf geantwortet: „das sei unmöglich; denn entweder sei das, wessen man sie beschuldigt, wahr, und dann sei sie seiner, oder es sei unwahr, und dann sei er ihrer nicht werth“. Nicht einmal die Aussicht auf einen Thron und eine Krone konnte diesen starken Geist bewegen, über die Linie hinauszutreten, die sie sich gezogen. „Ich danke Gott von ganzer Seele“, schreibt sie (Brief vom 13. Juli 1725), „daß er mir ein Herz gegeben, auf welches alle Kronen des Weltalls nicht fähig sind den kleinsten Eindruck zu machen oder mich auch nur mit einer Spur von Versuchung zu berühren oder mich auch nur zu der geringsten Unwürdigkeit hinzureißen.“ Mir scheint diese Stelle zu bestätigen, was bisjetzt nur Vermuthung war: daß Georg I., in seinen letzten Lebensjahren von Gewissensbissen ergriffen, ihr Aussichten eröffnete, welche sie jedoch ebenso bestimmt als unwillig ablehnte. Dagegen pflegte sie, wie Lord Stanhope in seiner „Geschichte von England“ erzählt, jede Woche das heilige Abendmahl zu nehmen, und niemals verfehlte sie bei dieser

Gelegenheit, die feierliche Versicherung ihrer Unschuld zu wiederholen. Ihre Tochter, die Königin von Preußen, welche „unter siebenfachem Geheimnisse einen Faden brieflichen Verkehrs und pietätvoller kindlicher Handreichung" mit ihr unterhielt (Carlyle), ließ noch zwei Jahre vor dem Tode der Herzogin, 1724, einen Befreiungsversuch unternehmen, der aber scheiterte; und ihr Sohn, nachmals Georg II. von England, that, nachdem er einen romantischen Ritt durch den Allerfluß gemacht hatte, um sie zu sehen, aber schon unter dem Schlosse von dem damaligen Commandanten desselben, einem Baron Bülow, abgehalten wurde, dasselbe zu betreten, den Schwur: daß er, im Fall sie seine Thronbesteigung erlebe, ihr die Freiheit wiedergeben und sie als Königin-Witwe anerkennen werde. Doch war es vom Schicksal anders beschlossen; sie sollte sterben, wie sie gelebt, als Herzogin von Ahlden, und nur der Tod sollte ihr Befreier sein: „ausgebrannt, stürzt sie zu Asche und langer Ruhe zusammen und beschließt so ihre namenlose dreißigjährige Tragödie" (Carlyle). Sie starb am 13. November 1726, und kaum sieben Monate später, am 9. Juni 1727, folgte ihr Georg I. Er befand sich auf einer Reise nach Hannover, die er in Begleitung der Herzogin von Kendall am 3. Juni von London angetreten hatte, und war am Morgen des 9., anscheinend in vollkommener Gesundheit, in der Nähe von Osnabrück angekommen. Plötzlich ward er in seiner Kutsche von einem Schlaganfalle getroffen, seine Hände wurden kalt, seine Augen gläsern und seine Zunge hing zum Munde heraus. Seine Begleitung wollte, daß man in einem kleinen Orte, den man eben erreicht hatte, bleibe; doch der König gewann noch einmal die Sprache wieder. „Osnabrück! Osnabrück!" rief er. Das waren seine letzten Worte. Als man

Osnabrück erreicht hatte, war er eine Leiche. Welch eine Moral! Die rechtmäßige Gemahlin zu lebenslänglicher Verbannung verdammt wegen eines Verdachts der Untreue, und er, Georg I., noch sterbend von einer jener Damen begleitet, welche, wie Schlosser ironisch sagt, „die Ehre hatten, die Stelle der Prinzessin von Celle zu vertreten"!...

Ein schauerliches Gerücht war damals in Deutschland verbreitet, dem zufolge der Tod der unglückseligen Herzogin von Ahlden den ihres frühern Gemahls beschleunigt habe, der sich, wenn auch von der Mitschuld an der Ermordung Königsmark's, doch von der an dem Schicksale Sophie Dorotheens nicht frei fühlen konnte. Man sagt — so erzählt Lord Stanhope den Vorfall —, daß sie in ihrer letzten Krankheit einem treuen Diener einen Brief an ihren Gemahl gegeben und ihm das Versprechen abgenommen habe, denselben dem Könige eigenhändig zu überliefern. Der Brief enthielt eine feierliche Versicherung ihrer Unschuld, einen Vorwurf für seine Grausamkeit und eine Citation oder Vorladung, innerhalb eines Jahres und eines Tages vor dem göttlichen Richterstuhle zu erscheinen und sich dort wegen der langen und vielen Ungerechtigkeiten zu verantworten, welche sie von ihm erduldet habe. Da der Ueberbringer dieses Briefes sich fürchtete, mit demselben nach England zu gehen, habe er die Reise des Königs abgewartet und ihn diesem in seine Kutsche gegeben, als er nicht weit von Osnabrück die holländische Grenze überschritten. Georg I. öffnete das Schreiben sogleich und ward, wie hinzugefügt wird, von dem unerwarteten Inhalt und der schrecklichen Citation so ergriffen, daß er alsbald in jene Zuckungen verfiel, an denen er starb.

Sophie Dorothea, deren Tod in der amtlichen Londoner Zeitung als der der „Kurfürstin-Witwe" von Hanno-

ver angezeigt worden war, ward in der Gruft ihrer Väter in der Stadtkirche zu Celle beigesetzt. Dort in dem unterirdischen Gewölbe folgte 49 Jahre später eine andere ebenso schwer und ebenso ungerecht beschuldigte Prinzessin aus dem Welfenhause, die junge, die beklagenswerthe Königin Karoline Mathilde von Dänemark, welche mit den Worten: „Ich erkläre nun, daß ich frei von der Schuld, der man mich angeklagt, und daß ich meinem Gemahl niemals untreu gewesen bin", gestorben ist, ihrer Gefährtin in der ewigen Ruhe. Wenn man die schwarzen Särge dieser beiden Dulderinnen aus dem Hause Hannover so nebeneinander sieht in der Krypta, wer möchte da mit Schauder im Herzen sich nicht fragen: Wo, wo ist die himmlische Gerechtigkeit? Aber nicht an uns ist es, der scheinbar oft zögernden auf ihren geheimnißvollen Wegen nachzugehen, nicht an uns, die menschlichen Begriffe von Grund und Folge in die ewigen Rathschläge hineinzudeuten. Wir alle haben es gehört, jenes furchtbare „exoriare aliquis", welches über Deutschland hingebraust, und haben es gesehen, wie an weniger als Einem Tage die Paläste von Hannover verödet sind. . . .

Das Schloß, in welchem sich die Katastrophe des Jahres 1694 zugetragen, steht heute nicht mehr. Im Jahre 1640 vom Herzoge Georg, dem Vater des ersten Kurfürsten, erbaut, brannte es zum Theil im Jahre 1741 ab und ward seit dem Jahre 1817 vollständig umgebaut; allein dieses neue Schloß bedeckt vollkommen die Stelle des alten, welches nur nach und nach sank, indem der Neubau vorschritt. Ich selber erinnere mich noch aus meiner Kindheit, wie daran gearbeitet und allerlei Neues hinzugefügt wurde. Damals stand das alte Theater noch, welches ehedem, wie heute die Schloßkapelle mit der Fürsten-

gruft, einen integrirenden Bestandtheil des Schlosses gebildet und zu welchem man durch eine Reihe langer und finsterer Corridore ging; neben demselben standen einige sehr alte Häuser, von welchen eins, das älteste und schönste, „das Haus der Väter" genannt, später in einer andern Gegend der Stadt wieder errichtet worden ist, nachdem es auf seinem ursprünglichen Platze, den es mehr als 200 Jahre mit Ehren behauptet, niedergerissen werden mußte. Ich kenne dieses alte Haus besser als irgendein anderes in Hannover; denn in einem seiner Giebelzimmer, durch dessen schmale Fenster verwitterte Steinfiguren hereinschauten, habe ich lange gewohnt. Das alte Schauspielhaus und alle diese bejahrten Häuser in seiner Nachbarschaft fielen; doch das „Residenzschloß" ist immer noch nicht vollendet und wird es nun wol auch niemals werden. Ein freier Platz, der sich inzwischen mit Rasen und Gebüsch bedeckt hat, öffnet sich jetzt hier, und über demselben erblickt man das unfertige Mauerwerk des Schlosses, dem noch ein ganzer Flügel zu fehlen scheint. Es hat übrigens prachtvoller und weiter Säle genug, deren außerordentlich schöne Plafonds und Parquets schon vor zwanzig und mehr Jahren die Bewunderung des Knaben erregten. Zwei Dinge waren mir aus jener Zeit in treuem Andenken geblieben: die Filzschuhe, in denen man über diese spiegelglatten Fußböden mehr schlürfen als gehen mußte, und dann die Silberkammer, deren Reichthum weltbekannt war. Als ich nun jetzt nach so langer Zwischenzeit wiederkam, da waren die Filzschuhe noch da; jedoch die Schätze der Silberkammer waren verschwunden. Die Krone Preußen, welche das Schloß in Besitz genommen, hat für angemessene Neumöblirung der herrlichen Räume gesorgt, da nach dem Weggange Georg's V. nur die lee-

ren Wände zurückblieben, welche indessen auch schon zeitgemäß umgestaltet worden, indem z. B. im Rittersaale an die Stelle der Herzoge, Kurfürsten und Könige von Hannover die der Mark Brandenburg und von Preußen getreten sind; der eine Flügel war für die Wohnung des Oberpräsidenten Grafen Stolberg bestimmt, das Corps de logis für die zeitweilige Residenz des Prinzen Albrecht Sohn.

Zur hannoverischen Zeit ist dieses Schloß, obwol es das „Residenzschloß" hieß, doch niemals bewohnt worden. Man gab Festlichkeiten darin, Bälle, Staatsdiners u. s. w.; Gäste von Distinction logirten darin, aber im eigentlichen Gebrauche war es nicht. König Georg wohnte in einem Schlosse am Friedrichswall, welches gegenwärtig als Rathhaus der Stadt Hannover benutzt wird. Sein Vater, Ernst August, bewohnte das sogenannte „Palais" an der Leinstraße dem Residenzschlosse gegenüber. In demselben Palais hatte bis 1837 der Herzog von Cambridge als Vicekönig von Hannover und vor ihm Herzog Karl II. von Mecklenburg-Strelitz als Gouverneur residirt, und hier wurden dem letztern in den Jahren 1776 und 1778 die beiden Prinzessinnen geboren, welche Goethe bei der Belagerung von Mainz im Mai 1793 sah und von denen er sagte, daß man sie in diesem Kriegsgetümmel für himmlische Erscheinungen halten konnte, „deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird". Die ältere „der beiden jungen Damen", Luise, ward nachmals Preußens Königin und Mutter Kaiser Wilhelm's; die jüngere, Friederike, ward, nachdem ihre beiden ersten Gatten, Prinz Friedrich Ludwig Karl von Preußen und Prinz Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels, gestorben, in dritter Ehe die Gemahlin Ernst August's und die Mutter Georg's V., und

sie starb in demselben Palais zu Hannover, in welchem sie geboren worden. Jetzt sind seine Fenster verhangen, und es steht leer gleich so manchem andern Schlosse in Hannover.

Das Schloß von Celle theilt das gleiche Schicksal. Auf mäßigem Hügel und von alten Bäumen umrauscht, liegt es über der kleinen, freundlichen Stadt, die man von Hannover aus mit der Eisenbahn in wenig mehr als einer Stunde erreicht. Es war ein lieblicher Juninachmittag, und die Sonne beleuchtete mit einem sanften und gleichmäßigen Lichte das ansehnliche Gebäude, seine Thürme und Erker, den Wall, die Linden, den Rasen und das Wasser im Graben. In den reinlichen und geräumigen Höfen herrschte vollkommene Stille, nur die Hühner gingen da spazieren; man empfing fast den Eindruck ländlich-froher Abgeschiedenheit an diesem Aufenthalte zuerst eines prunkenden Hoflebens und dann der tiefen Trauer. Die Frau des Castellans, eine freundliche und sympathische Dame, die mit ebenso viel Kenntniß als Theilnahme von den alten Geschichten sprach, die sich unter diesem Dache zugetragen, führte uns über die Treppen von weißem Stein und durch die schweigsamen Corridore, die jeden unserer Schritte widerhallten. Nicht anders erzählte sie von Sophie Dorothea und Karoline Mathilde als von Personen, die sie selbst etwa noch als Kind gekannt. So vererben sich die Traditionen der Begebenheiten an den Orten, wo sie sich zugetragen haben, lebendig fort und stehen uns fast körperlich gegenüber, sobald wir ihren Schauplatz betreten. Mehr noch als das Colorit geben uns solche Besuche jene feinen kleinen Züge der Wirklichkeit, welche sich in keinem Geschichtsbuche finden und dennoch so viel beitragen können, dem Bilde, welches wir

uns von der Vergangenheit machen, Wahrheit und unserm Urtheile Milde zu verleihen. Die Frau des Castellans führte uns in das Zimmer, in welchem Sophie Dorothea geboren worden; es ist jetzt leer wie fast das ganze Schloß; aber bis vor kurzem stand in diesem Zimmer das Bett, in welchem Karoline Mathilde gestorben. Ist es nicht wunderbar, wenn man darüber nachdenkt, wie sich an diesem Punkte das Leben der beiden Schicksalsverwandten berührte? Hier wohnte Karoline Mathilde in ihren beiden letzten Jahren; hier war sie eine Gefangene wie funfzig Jahre vor ihr ihre Urgroßmutter in Ahlden. Hier hing auch, solange das Schloß noch hannoverisch war, ihr Bild; ich erhielt später aus der Hand einer liebenswürdigen jungen Cellenserin eine Photographie desselben, welche den Kopf der schönen Dulderin Karoline Mathilde von einem langen weißen Schleier verhüllt zeigt. Das Gesicht ist edel und ruhig, die Stirn hoch und rein, eine lange braune Locke fällt hinter dem Ohre auf den halbentblößten Busen hernieder, und nur um den Mund zuckt es halb wie Schmerz und halb wie Verachtung. Dicht an das Schlafgemach stößt das Wohnzimmer, und die Frau des Castellans zeigte uns in demselben die Fensternische, in welcher Karoline Mathilde gern gesessen. Man hat von hier einen freundlichen Blick auf den Hügel unten, auf das Grün und das Wasser und auf die rothen Dächer der Stadt, die, als wir hier standen, von der Abendsonne beschienen wurden. Königsmark und Struensee — diese beiden Namen mögen in dieser Fensterecke oft durch die Gedanken der jungen königlichen Gefangenen gegangen sein. Und doch war, alles in allem betrachtet, die Herzogin von Ahlden die Glücklichere, denn kühn und ritterlich war der Mann für sie gestorben, den sie ihres Ver-

trauens gewürdigt; aber Struensee's gemeine, der Furcht zugängliche Seele hat das seiner schönen Herrin verrathen und, um sich zu retten, sie einer Schuld angeklagt, die niemals bestanden. Aus ihrer Wohnung im Schlosse zu Celle führte damals wie noch heute eine Treppe hinab zu der Kapelle, welche unter Georg V. im altchristlichen Stil restaurirt worden und in der That sehr sehenswerth ist. Diese Kapelle hat Karoline Mathilde täglich besucht, und unsere Führerin zeigte uns den vergitterten und mit Fenstern geschlossenen Stuhl, in welchem sie gebetet. Ich vermuthe, daß keiner von den zahlreichen Biographen dieser Königin jemals den Ort ihrer letzten Gefangenschaft (vorher war sie schon in Kronenborg bei Helsingör eingekerkert) besucht habe; denn sonst könnte ihm eine Inschrift nicht entgangen sein, welche sie mit einem Diamant in eine von den Fensterscheiben eingegraben gleich jener andern im Schlosse von Frederiksborg, welche der Brand von 1859 zerstört. Dort, in Dänemark, in den ersten Tagen der ihr noch bevorstehenden Prüfung hatte sie geschrieben: „Oh, keep me innocent, make others great" (O, bewahre mich unschuldig, mach' andere groß); hier in dem runden Glasscheibchen der Kapelle, mit einem Sprunge mitten durch, las ich folgende Worte in den altmodischen Charakteren des vorigen Jahrhunderts: „Die Gottesfurcht ist zu allen Dingen nutz und hat die Verheißung dieses und jenes Lebens." Ich glaube, daß dies die einzige noch übriggebliebene Spur von der Existenz Karoline Mathildens sei, hier in Celle und überhaupt in der Welt. Beim Heraustreten aus der Kapelle auf den Hof zeigte uns die Frau Castellanin im gegenüberliegenden Flügel des Schlosses das kleine Theater, in welchem während der Zeit, wo Dänemarks Königin, die Schwester Georg's III., hier ge-

fangen saß, zu ihrer Unterhaltung die Schröder'sche Truppe und in derselben Charlotte Ackermann gespielt hatte. Doch bedurfte Karoline Mathilde der Unterhaltung nicht lange mehr, ihr gebrochenes Leben erreichte das 24. Jahr nicht.

Früher als die Herzogin von Ahlden, ja noch bei ihren Lebzeiten fand die schwergeprüfte Gefangene von Celle wenn nicht volle Gerechtigkeit, so doch Trost in dem lebhaften Mitgefühle der ganzen gebildeten Welt. Die Cellenser blieben mit ihren guten und ehrenwerthen Gefühlen nicht dahinter zurück; sie bewiesen ihr, solange sie traurig, aber menschenfreundlich unter ihnen weilte, Achtung und Liebe und errichteten ihr, als sie gestorben war, ein Denkmal. Dieses Denkmal steht in dem Park, welchen Eleonore d'Olbreuse, die Mutter Sophie Dorotheens, angelegt und welcher noch heute „der französische Garten" heißt, obwol er sich inzwischen in einem andern Geschmacke derart verändert, daß man ihn den „englischen" nennen könnte. Das Monument ist von der lüneburgischen Ritterschaft gesetzt und von Professor Oeser in jenem allegorischen Stil des vorigen Jahrhunderts verfertigt, den man ohne Erklärung schwer versteht. Soviel mir mit Unterstützung eines cellenser Buchhändlers (dem ich hiermit für dieselbe meinen Dank abstatten möchte) deutlich geworden, läßt sich auf dem von Baumdunkel umgebenen, von Blumen umdufteten Altar die Wahrheit, auf einer Wolke ruhend, zu dem Basrelief der Königin herab. Die Liebe der trauernden Provinz, durch das Wappenschild der Landschaft kenntlich, tritt in Gestalt einer Mutter mit ihren Kindern zu der Urne. Sie trägt einen Säugling im Arme und beut in bescheidener Entfernung dem Bilde der Königin einen Kuß; ein heranwachsendes Kind steht da-

neben und streut aus seinem Gewande der Asche der Fürstin Rosen.

Darüber liest man die Worte:

Karoline Mathilde, Königin von Dänemark und Norwegen.
Geboren am 22. Juli 1751, gestorben am 10. Mai 1775.

Blätter aus dem Elsaß.

(1871.)

1. Straßburg ein Jahr nach der Capitulation.

Es ist ein Jahr vergangen seit jenem Tage, wo ich auf einem Bauerwagen von Wendenheim her mich den Wällen Straßburgs näherte. Mühsam und traurig war der Weg; die helle Sonne schien auf rauchende Trümmer, auf Ruinen, die den Einsturz drohten, auf abgehärmte, bleiche Gesichter. Wir fuhren durch Straßen, in denen kaum Ein Haus unbeschädigt geblieben, und kamen durch andere, die gänzlich in einen Aschenhaufen verwandelt worden. Ueberall waren die Dächer zerschossen, die Stockwerke durchschlagen; vor den Eingängen zu den Kellern lagen die Düngerhaufen, die Hausthüren waren mit Dielen geblendet und die Fenster mit Strohsäcken oder Matratzen verstopft. In einer unregelmäßigen Linie hingen an den Hausfronten, hier ganz hoch, dort ganz niedrig, die Laternen, welche während der Nacht der unglückseligen Stadt, ihren Bränden und namenlosen Prüfungen geleuchtet. Ein Verwesungsgeruch wehte dem Eintretenden aus diesen Straßen entgegen, ein dumpfer Schrecken bemächtigte sich seiner, wenn er die Zerstörungen ringsumher sah; ein ungeheueres Bangen ergriff ihn, wenn er bedachte, was hier

bis vor wenigen Stunden seine Mitmenschen Unsägliches gelitten. Der Gasthof, in dem wir damals einkehrten, war halb zertrümmert; eine Granate von mehr als 100 Pfund Gewicht war durch das Dach gefahren und hatte durch alle Stockwerke bis in das Erdgeschoß gewaltige Löcher gerissen, die kostbaren Möbel, die vergoldeten Spiegel, die Trumeaux, die Geschirre, Porzellan und Glas zersplitternd und die Treppen, die Corridore, die Fußböden mit Scherben und Fetzen und Mauerschutt bedeckend. Eine zweite Bombe hatte die Vorderwand eingeschlagen, und so saß man in diesem Hotel eigentlich im Freien und legte, wenn man schlafen wollte, sein Haupt buchstäblich auf Asche.

Viel hat sich seitdem geändert und verbessert. Die Sonne dieses Herbstes, die noch einmal freundlich und mild aus dem stürmischen Aequinoctialgewölk herausgetreten ist, leuchtet wieder auf ein neugeregeltes Leben herab, und der blaue Himmel umspannt manch ehrwürdiges und manch ein malerisches Bild in dieser alten, dieser „wunderschönen" Stadt. Straßburg kehrt allmählich zu sich selbst zurück, und wir, die wir ihm so wehe gethan, verfolgen, mit angehaltenem Athem fast wie bei einem Kranken, jedes Symptom der Erleichterung, der Annäherung, und uns wird wohl dabei. Neues Leben blüht aus den Ruinen. Wir sehen die Schutthaufen rings um uns verschwinden; überall wird aufgeräumt, wird gehämmert, geklopft, gebaut. Manch ein schönes und stattliches Haus steht wieder fertig da; Gerüste sind um andere gezimmert, die noch im Bau begriffen. Die Cafés am Broglieplatze sind längst wieder geöffnet. Die Tassen klappern, die Gäste rufen, und die Garçons in ihren langen weißen Schürzen antworten, als ob nichts geschehen und diese luf-

tigen Pavillons aus Glas und Eisen noch vor 12 Monaten nicht eine traurige, rauchgeschwärzte Brandstätte gewesen wären. Das Hôtel-de-Ville hat seine Löcher und Lücken wieder ausgebessert, die Präfectur wird gebaut. Da, wo vor einem Jahre das arme alte Frauchen in der Steingasse ihr Haus suchte und der preußische Landwehrmann, der dort auf Wache stand, mit Thränen im Auge und mit einer Handbewegung nach dem rauchenden Trümmerfelde ihr sagte: „Ja, Mütterken, Wohnungen sind hier nich mehr" — da ist jetzt Hammer und Kelle unausgesetzt thätig, die Omnibusse nach Schiltigheim und Bischheim rollen vorbei, die Marktwagen kommen, die Bauern sitzen in provisorisch errichteten Holzbaracken, bis ihre altgewohnten Stammkneipen, die dahinter errichtet werden, fertig geworden — und so, wie es in dieser arg heimgesuchten Vorstadt ist, so ist es in der Kronenburger, in der des Weißen Thurmes und überall. Alles trägt einen frischern, hoffnungsvollern Anblick; man sieht, daß das Werk fortschreitet.

Allein wir wollen uns darum keiner Täuschung hingeben. Wenn alle Häuser und Paläste, die wir niedergeschossen, zertrümmert und verbrannt haben, längst wieder aufgerichtet sein werden, schöner, herrlicher als zuvor, so wird das Gefühl der Abneigung, der Demüthigung, der Erniedrigung noch fortdauern, welches die Herzen unserer elsässischen Brüder von den unsern trennt. Von Haß zu sprechen, wäre zu viel; aber ein dumpfer Druck lastet auf den Gemüthern, ohne Hoffnung sieht das gegenwärtig lebende Geschlecht der Zukunft entgegen, und unwillig folgt es den Nothwendigkeiten des Augenblickes. Von einer vollständigen Aussöhnung kann meines Erachtens die Rede nicht sein; die Zeit wird viel thun, um die Gegensätze zu

mildern, allein erst unsere Kinder werden den Segen des Geschehenen vollauf begreifen und sich seiner ungetrübt erfreuen können. Für jetzt noch steht zwischen uns die Bitterkeit, die den Besiegten im Angesichte seines Siegers bedrückt. Erniedrigt kommen sich die Straßburger vor. Seit 200 Jahren unaufhörlich hat man ihnen gesagt, daß die französische die „große" Nation sei; wir dürfen ihnen keinen Vorwurf daraus machen, daß sie es geglaubt, denn wir selber trugen das meiste dazu bei, diesen Glauben zu verbreiten. Wir dürfen ihnen nicht zürnen, wir am allerwenigsten, daß sie stolz darauf waren, zu Frankreich zu gehören; denn wir haben sie in der Stunde der Noth verlassen. Armes Straßburg! Armes Elsaß! Welches ungerechte Verhängniß ersah dich, gerade dich, du herrliches Land, du schöne Stadt, zu diesem doppelt gehäuften Maße des Elends und der Marter? Was hast du gesündigt, was war dein Verbrechen, um solches leiden zu müssen? Vor 200 Jahren mit Gewalt, mit List, blutenden Herzens von Deutschland losgerissen zu werden, damit wir dich nach 200 Jahren mit Feuer und Schwert wiedergewinnen könnten, ein Schlachtfeld voller Leichen und eine Brandstatt voller Ruinen! Wenn hier von einer Schuld die Rede sein kann, so ist der Anfang derselben unser. Wir haben das Elsaß, wir haben Straßburg im Stiche gelassen, als es um Hülfe schrie. Wir haben viel gut, viel vergessen zu machen; mit den Entschädigungsgeldern, und wären sie noch so reichlich gemessen, wird es nicht gethan sein. Wir haben mehr aufzurichten als nur ihre Häuser; auch an ihren Herzen haben wir uns versündigt, und das ist schwerer auszugleichen.

Verzweifeln wir darum nicht. Seien wir unermüdlich in unserer Liebe und unserm guten Willen. Es ist wahr,

daß wir uns nichts gefallen lassen dürfen, selbst wenn wir es möchten. Geduldig, aber nicht schwach dürfen wir uns zeigen; denn man würde der Schwäche bedenkliche Motive unterschieben. Verhehlen wir nicht, daß unsere Brüder uns bis zu einem gewissen Grade noch immer als Eindringlinge, ja als Feinde betrachten. Ihr Herz hängt an Frankreich, diesem gedemüthigten und verlorenen Frankreich, und indem sie sein Unglück als einen Theil ihres Unglücks betrachten, ziehen sie es noch immer vor, mit den Trauernden zu trauern, als in den Triumph derjenigen einzustimmen, die eine zweihundertjährige Schmach getilgt, eine zweihundertjährige Schuld gesühnt haben. Unsere Sympathie für die Straßburger wird darum nicht geringer; wir achten vielmehr diesen Zug von Anhänglichkeit und Treue und Stolz im Unglück, der für eine ferne Zukunft auch uns das Beste verheißt. Wie niedrig und gemein müßten die Seelen derer sein, welche, gestern noch aufs innigste durch alle Fäden der materiellen noch mehr als der geistigen Existenz mit den Geschlagenen verbunden, heute mit den Siegern sich an die festlichen Tafeln setzen möchten! Nein, ehren wir ihren Schmerz und ihre Zurückhaltung; haben wir Achtung vor jedem schwarzen Kleide und jedem geschlossenen Hause, dem wir hier begegnen. Es würde schlimmer für Deutschland als für Straßburg sein, wenn es jetzt schon anders wäre, jetzt, nach kaum einem Jahre.

Voll von Schwierigkeiten, reich an Entbehrungen der empfindlichsten Art ist der Posten derjenigen, die das Mutterland als Beamte oder sonstwie als Vertreter seiner Interessen hierher gesendet. Der Soldat in Feindesland ist es nicht anders gewohnt; er erwartet kein gesellschaftlich freundliches Entgegenkommen, und was er bedarf, hat er

gelernt sich zu verschaffen. Aber schon der Schutzmann in seiner Pickelhaube mit dem kaiserlichen „W“ und dem langen, dunkelblauen berliner Rocke ist gewissermaßen zu bedauern. „Wenn ich in Berlin einen Tag frei hatte“, sagte mir einer von ihnen, „so war es ein guter Tag für mich; hier, wenn ich in ein Bierhaus komme, sieht man mich schel an, rückt von allen Seiten zurück und läßt mich allein am Tische sitzen.“ — Wer denkt nicht an Egmont und die spanischen Soldaten in Brüssel? — Und nun gar die Civilbeamten, deren Zahl hier natürlich eine sehr beträchtliche ist! Schon der Deutsche, der hier nur zu Besuch ist, muß auf Schritt und Tritt mit einer Unfreundlichkeit, ja geradezu absichtlichen Unhöflichkeit kämpfen, die dadurch nicht annehmlicher wird, daß er sie sich psychologisch erklären kann. Man bedient ihn, aber mit Unwillen; man gibt ihm in den Läden, was er verlangt, aber man gibt es ihm mit einer Miene, die deutlich sagt, daß man es lieber nicht thäte. Hier sitze ich nun wieder in einem Hotel wie vor einem Jahre; die Wände sind ausgebessert, die Decke hergestellt, Teppiche liegen auf dem Boden, vergoldete Spiegel hängen über der zierlichen Kommode. Keine Spur mehr mahnt an das, was vor einem Jahre gewesen — die Betten sind von einem echtfranzösischen Luxus, die Table-d'hôte ist vorzüglich. Und doch erinnert mich jeder Blick des Hausknechts, des Portiers, der Stubenmädchen und des Wirthes selber daran, daß ich nur geduldet bin. Und wenn das schon dem vorübergehend Anwesenden empfindlich ist, wie viel mehr muß derjenige, den sein Amt hier dauernd fesselt, unter einer solchen Behandlung leiden! Man würde mit den Zähnen knirschen, wenn man sich nicht immer sagte: Wir sind in Straßburg! Wir sind dazu verurtheilt, Geduld zu haben; es ist unsere

Pflicht, unsere heilige Pflicht, durch diese beständige Selbstaufopferung gut zu machen, was unsere Väter am Elsaß und an Straßburg gesündigt haben. Jeder Beamte hier darf sich als ein Missionar des deutschen Volkes, des deutschen Vaterlandes betrachten. Einzeln muß jeder Elsässer durch jeden einzelnen gewonnen werden, es ist ein schwieriges, langsames Werk; aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht alle hiesigen deutschen Beamten ihre Aufgabe würdig begriffen hätten und mit angeborenem Pflichtgefühle zu erfüllen bereit wären. Man muß einen Blick in die neuorganisirte Post thun, um die Präcision und Ordnung dieser ungeheuern Thätigkeit ebenso zu bewundern, als die Langmuth anzuerkennen, mit welcher die Beamten sich der zuweilen allerdings unerträglichen Manier der Straßburger gegenüber benehmen. In höherm Maße gilt dies noch von den Gerichten, welche nach einem unerhörten Justizstillstande von mehr als einem Jahre nunmehr am 1. October die Pflege des Rechtes wieder eröffnet haben. Und was erst werden die Professoren und Lehrer mit dieser unbändigen Schuljugend zu thun bekommen, welche tricolore Schleifen an den Mützen trägt und sich ein Geschäft daraus macht, die Marseillaise zu singen, um ihren Magistern das Leben sauer zu machen! Nur diese schönste deutsche Bürgertugend, das Pflichtgefühl, wird mit solchen Schwierigkeiten fertig werden können und zum Heile des Elsasses die Eroberung und Wiedervereinigung vollenden — in wie langer oder wie kurzer Zeit, das läßt sich nicht vorhersagen.

Aber der leitende Gedanke, der in niemand einen wärmern Vertreter gefunden als in Bismarck selber, wie er uns menschlich angesprochen, noch bevor wir ihn an den hiesigen Verhältnissen prüfen konnten, scheint uns auch po-

litisch der einzig richtige zu sein, nachdem wir in längerm Aufenthalte uns Personen und Dinge näher angesehen. Jener preußische Soldat, welcher während der Belagerung von Straßburg einen französischen Verwundeten bei der Operation halten mußte, hatte unzweifelhaft recht, als er dem Chirurgen antwortete, der ihn ermahnte, den Blessirten nicht fallen zu lassen: „Was ein Preuße einmal in die Hände bekommt, das hält er fest.“ Aber mit dem Festhalten allein ist es doch nicht gethan. Das hat unser großer Reichskanzler wohl eingesehen und trefflich ausgesprochen, indem er, wenn nicht dem Wortlaute, so doch dem Sinne nach die Parole ausgab, daß für das neue Reichsland, und wenn es selbst auf Kosten der alten Stammlande wäre, geschehen müsse, was nur irgend geschehen könne. Nach diesem Grundsatze wird hier verfahren. Der Schadenersatz wird den betroffenen Bürgern dieser Stadt nach einem wahrhaft großartigen Maßstabe gewährt. Noch lagert der Schutt des „neuen Tempels“ auf der Brandstätte, über welcher ein ödes Portal mit der rußgeschwärzten Inschrift „Bibliotheca“ alles bezeichnet, was von der einstigen hochberühmten straßburger Bibliothek übriggeblieben, und schon füllen sich in dem benachbarten kaiserlichen Schlosse die Säle mit den neuen literarischen Schätzen, die aus allen Ländern und allen Städten und aus keiner Stadt reichlicher als aus Wien herbeigeströmt sind. (Eine einzige dortige Verlagsbuchhandlung, die Braumüller'sche, hat 1003 Bände gesendet.) Ganz Deutschland, und wo nur im Auslande ein deutsches Herz schlägt, hilft dieses Straßburg wieder aufbauen, welches wir alle so sehr geliebt, und eins seiner glänzendsten und dauerndsten Denkmale wird die neue deutsche Universität sein. Straßburg wird wieder werden, was es einst so

lange und mit Ehren gewesen: ein Hort und ein Sitz deutscher Bildung, deutscher Wissenschaft. Zahllos für den Augenblick sind die Misvergnügten, zahllos die Auswanderer, die der alten Heimat den Rücken kehren, um das zweifelhafte Geschick Frankreichs zu theilen. Dieser Zustand jedoch kann nicht ewig dauern; die Vernunft, der gesunde Menschenverstand — und der Elsässer hat eine gute Portion davon — wird endlich zu seinem Rechte kommen. Ich hörte dieser Tage zwei Straßburger in französischer Sprache — denn sie lieben es, sich französisch zu unterhalten, „à cause des Prussiens" — über die Schwierigkeiten debattiren, mit welchen die armen Gerichtsschreiber zu kämpfen haben würden, die fortan deutsch schreiben sollten. „Man kann von ihnen nicht verlangen", rief der eine, „daß sie die Sprache des Hofes von Weimar schreiben", worauf der andere versetzte: „Man hat auch früher nicht von ihnen verlangt, daß sie die Sprache der Französischen Akademie schrieben."

Das Geläute der Münsterglocken, welche damals während der Belagerung stumm geworden, dröhnt mit einem tiefen und wunderbaren Erzklange zu mir herüber. Welches deutsche Herz würde bei diesem Klange nicht erbeben! Alles, was schön und heilig und poetisch ist in seiner Erinnerung, ersteht lebendig vor ihm auf, wenn er diese Glocken hört. Und vor dem Hause zu stehen, an welchem jetzt eine Marmortafel verkündet: „Hier wohnte Goethe 1770—1771"; durch die Krämergasse zu gehen, auf diesem Wege, den Deutschlands großer Genius gewandelt, als zuerst der Münster in seiner ganzen überwältigenden Herrlichkeit vor ihm auftauchte — hier an der Ecke das Gebäude zu betrachten, jetzt die Hirschapotheke und nebenan ein Coiffeurladen, damals das Speisehaus, in welchem

Goethe's berühmte Tischgesellschaft sich versammelte — oder dort oben vom Münsterthurme herabzuschauen auf die weiten deutschen Lande, wo Schwarzwald und Vogesen sich wieder geschwisterlich grüßen und mittendurch in prächtiger Breite der Rhein im Abendsonnenglanze zieht — und sich zu sagen: das alles ist deutsch, deutsch, deutsch! welch ein beseligendes Gefühl! welch ein Glück! Und wer von uns hätte geglaubt, es noch einmal zu erleben?

2. Vogesenfahrt.

Das Innere der Vogesen ist von einer wilden Schönheit. Hier sind enge, finstere Schluchten, steile Felsenhäupter, ein Baumwuchs von seltener Pracht, namentlich gewaltige Tannen, die an den Urwald erinnern. Es ist die Heimat der Holzfäller und Flößer, der sogenannten „Schlitteurs", wie einer jener elsässisch-französischen Ausdrücke, die irgendeinem deutschen Worte eine französische Endung anhängen, sie nennt. Diese „Schlitteurs" spielen in den Erckmann-Chatrian'schen Romanen eine große Rolle und werden den Lesern derselben bekannt sein. Hier war aber auch, getreu den Traditionen von 1814, ein Sammelplatz der Franctireurs im letzten Kriege; hier, in den zerrissenen Schluchten bei Daxburg und dem Großen Donon, erneuerten sie das Andenken der Väter, welche von den Bergwänden herab auf die vorbeiziehenden Russen zermalmende Steinblöcke wälzten, und in den Schlupfwinkeln von Schirmeck hielten sie sich während des ganzen vergangenen Winters. Ein nächtliches Scharmützel fand hier statt mit den deutschen Truppen, welche Mühe genug hatten, diese wichtigen Vogesenpässe von ihnen zu säubern, und gezwungen waren, bis in den Sommer hinein einzelne

von den zerstreut liegenden Ortschaften durch Strafcommandos im Zaume zu halten.

Der Charakter der Abhänge jedoch und der Vorberge, welche sich nach dem Elsaß hin abdachen, ist ein viel sanfterer, voll Anmuth im Thale, voll Lieblichkeit auf den bewaldeten Höhen. Man weiß, daß die Vogesen die Grenze sind zwischen dem Elsaß und Lothringen. Alles Land diesseits ist deutsch; jenseits beginnt die Herrschaft des Französischen, nicht unmittelbar, aber fortschreitend in dem Maße, als man sich der neugezogenen Linie nähert, welche das Deutsche Reich von Frankreich trennt. In demselben Maße wachsen auch die Schwierigkeiten, denen die deutsche Verwaltung begegnet. Die Bevölkerungen von Thann und überhaupt im Süden zeigen sich als die aufsässigsten, und sie werden unsern Beamten noch lange zu schaffen machen, wenn diejenigen des nördlichen Elsasses wenigstens die Wohlthaten der deutschen Rechtspflege schon anerkannt haben. Die Vogesen erstrecken sich nördlich bis in die Gegend von Hagenau, wo der herrliche Hagenauer Wald ihren Fuß bedeckt, und gegen Nordwest bilden ihre letzten Ausläufer das Terrain, welches die Belagerungsarmee von Metz innehatte. Dieser ganzen Strecke, soweit ich sie sowol im Süden als im Norden kennen gelernt, sind jene Unterschiede, von denen ich gesprochen, eigenthümlich. An ihren sonnigen Hügeln reift ein herber, aber feuriger Wein; hübsche Städte, freundliche Dörfer lagern im Thale zwischen Wald und Garten; der Acker zeugt von einer großen Fruchtbarkeit, die noch erhöht werden könnte durch eine mehr rationelle Bewirthschaftung. Die gewonnenen Producte dienen je nach ihrer Verschiedenheit in den einzelnen Districten einer großartigen Industrie, deren Thätigkeit der Wanderer überall, sei's in den Fabriken, sei's

in den Steinbrüchen und Sägemühlen, mit Wohlgefallen wahrnehmen wird. Ein Bild rühriger und gesegneten Lebens entfaltet sich ihm, wohin er sich auch wenden mag, und, vereinigt mit dem Reize der Landschaft und einem gewissen romantischen Zauber, der um die zahlreichen Burgen und Ruinen schwebt, bietet diese Vogesentour Eindrücke, wie man sie mannichfaltiger und anregender kaum irgendwo findet. Von den Deutschen bisher so gut wie gar nicht, von den Franzosen auffallend wenig besucht, werden in näherer oder fernerer Zeit die Vogesen ein beliebtes Reiseziel werden; vorläufig aber sind es nur deutsche Beamte, Postmeister, Förster, Polizeicommissare, Richter, die man hier und zuweilen auf sehr einsamen Posten trifft; und bis Bädeker oder Meyer dieses neue Land durchforscht haben werden, muß man sich daher mit vereinzelten Notizen begnügen.

Es war ein goldenes Wetter, das meiner Herbstfahrt leuchtete: die Morgen frisch, die Mittage sonnig warm, die Abende und Nächte von einer außerordentlichen Pracht des gestirnten Himmels. Die Arbeit auf den Feldern war längst gethan; hier und da in den höher gelegenen Gegenden duftete noch das Heu der zweiten Ernte, doch die verspätete Weinlese dieses Jahres hatte noch nirgends begonnen. Die Wälder prangten in den schönen Herbstfarben, diesmal doppelt schön durch das wohlerhaltene Grün des Laubholzes, welches überall durch das Gelb und Roth und Braun kräftig hervorschimmerte.

Der schönste Punkt, den ich auf meiner Wanderung berührt, ist der Ottilienberg. Man erreicht ihn von Straßburg aus in vier bis fünf Stunden, indem man sich zunächst eines Seitenzweigs der nach Mülhausen und Basel führenden Eisenbahn bis an dessen Endpunkt Barr bedient.

Barr ist eins jener malerisch gelegenen Vogesenstädtchen, wie man deren die ganze Kette hinauf so häufig, aber immer mit demselben Vergnügen erblickt. Halb am, halb auf dem Hügel gebaut, von Weingärten umkränzt, von Wald eingerahmt nach der Bergseite, mit einer weiten Aussicht in das Thal, durch dessen Acker- und Wiesenflächen ein kleiner Fluß sich in mannichfachen Windungen zieht: so fesselt Barr den Blick des Beschauers, noch bevor er sich in das Innere der zum Theil engen Straßen begeben, die manch ein mittelalterliches Haus von gothischen Formen bergen, während Landhäuser im modernen Geschmack die gartenreichen Anhöhen zieren. Von hier ab steigt der Weg unaufhörlich, und gleich hinter Barr öffnet sich eine wundervolle Gebirgslandschaft, weit und hoch und herrlich, durchströmt von einem vollern Luftzuge, der den Geruch des Hochwaldes herabträgt, dabei von jener Eigenart des elsässer Landes, die das Sprichwort mit dem Verse charakterisirt: „Drei Schlösser auf jedem Berg, drei Kirchen in jedem Thal, die findet man im Elsaß überall."

In der That erblickt man hier die drei Schloßruinen von Andlau, Landsberg und Speßburg, jede von ihnen auf einem vorspringenden Bergrücken über den Dörfern an ihrem Fuße emporragend und jede der Schauplatz einer frommen oder ritterlichen Sage der Vorzeit. Es war ein Sonntag, und Glockengeläute zog von einem Dorfe zum andern, mischte sich je nach der Richtung des Windes mit dem Rauschen der Bäume, mit dem Plätschern der Gebirgswasser und füllte die weit und breit herrschende Einsamkeit und Stille mit einer lieblichen und feierlichen Melodie. Die Sonne kämpfte an diesem Tage mit dem Nebel, den die großen Wälder entsendeten; bald hatten wir Blicke in das Thal, welche das hervortretende Sonnenlicht

wie in einen goldenen Rahmen faßte, bald zogen feuchte Wolkenmassen darüber hin, senkten sich wie ein weißer Vorhang nieder oder stiegen flatternd zu den Felsen empor. Unermeßliche Tannenwaldung, mit grünem Unterholze vermischt, dehnte sich, je höher wir kamen, zu beiden Seiten; das Farrnkraut wuchs hier zu ungewöhnlicher Größe, und das Gestein schimmerte von der röthlichen Blüte des Korallenmooses. Im Waldschoße traulich gebettet lagen die Vogesendörfer Klingenthal und Ortrott, von Bächen durchrauscht, von Matten umgeben. Jeder Sonnenstrahl ließ in Höhe und Tiefe eine neue Schönheit erkennen, jeder vorüberwallende Nebel vermehrte den Reiz der Einsamkeit und Weltentfremdung; so stiegen wir — ein mir befreundetes junges, liebenswürdiges Ehepaar aus Straßburg und ich — stiegen wir drei Stunden, bis wir den Gipfel des Berges erreicht hatten. Hier steht ein altes Kloster, welches nach der heiligen Ottilie, der Schutzpatronin des Elsasses, genannt ist und im siebenten Jahrhundert von ihr oder doch für sie gegründet worden sein soll. Es ist eine gar erbauliche Sage, die sich an diesen Ort knüpft, und noch immer wie vor alters ist der Ottilienberg und sein Kloster eine der besuchtesten Wallfahrtsstätten im Elsaß. Eine Quelle rieselt hier oben, welche die Kraft besitzen soll, Augenleidenden zu helfen, und schon manch eine mirakulöse Heilung muß ihr Wasser vollzogen haben, denn die Wände der Kapelle, in der die Reste der Heiligen in einem prächtigen Sarge ruhen, sind gänzlich mit Ex-voto-Bildern und Gedichten bedeckt, welche den Dank der Genesenen darbringen. Für mich das bei weitem Interessanteste war, daß alle diese Widmungen und Gedichte durchaus in deutscher Sprache geschrieben waren; ein neues Zeichen, wenn es dessen bedürfte, daß das Volk

der Vogesen deutsch denkt, deutsch fühlt und deutsch betet. Die Sprache, in der es sich mit Gott und seinen Heiligen unterhält, wird wol seine Herzenssprache sein.

Die Regel ihres Ordens scheint den frommen Bewohnerinnen von Sanct-Ottilien die Gastfreundschaft nicht zu verbieten, sondern sie zur Ausübung derselben vielmehr anzuhalten; denn außer einem Wallfahrtsorte, wie gesagt, ist dieser Berg das Ziel zahlreicher Ausflüge, namentlich der Straßburger, und dieses Kloster zugleich eine Wirthschaft und ein Gasthof. Eine Tafel, welche auf der einen Seite in gutem Französisch und auf der andern in etwas weniger gutem Deutsch die Vorschriften für das Verhalten der Fremden gibt, sagt: „Zwei Arten von Besuchern sind hier immer willkommen: die einen, welche ihr religiöses Bedürfniß hierher führt; die andern, welche der guten Luft wegen und zu einer anständigen Erholung heraufkommen. Eine dritte Gattung, welche das Heilige zum Gegenstande ihrer Scherze zu machen liebt, thäte besser, unten zu bleiben." Für die zweite Kategorie der Gäste hat das Kloster eine Reihe sehr hübsch möblirter Zimmer, in denen man zu Pensionspreisen „par jour, par semaine et par mois" sich einmiethen kann, und eine Table-d'hôte, bei welcher die Nonnen in ihrer Ordenstracht serviren. Es gibt dort oben zwar allerlei Schüsseln, von denen man sich in andern weltlicher gesinnten Localen nichts träumen läßt, und Conti, der ein ziemlich oberflächliches und unzuverlässiges Buch über die Vogesen geschrieben zur Zeit, wo sie noch französisch waren, hat diesmal recht, wenn er sagt, daß die Küche von Sanct-Ottilien nicht ganz so gut sei wie die von Brébant oder Philippe in Paris. Indessen ist es doch auch etwas, in einem Kloster zu speisen, in diesem stark gewölbten Refectorium, durch dessen gothi-

sche Fenster der letzte Tagesschein dringt und durch dessen geöffnete Thür jedesmal der Duft des Weihrauchs aus den Kapellen weht. Weit vor dem Blicke ausgebreitet liegt die herrliche Ebene, die man von dieser Felshöhe beherrscht; man sieht den Schwarzwald, man sieht den straßburger Münster, man sieht den Rhein bis fern bei Rastadt glänzen. Man erblickt tief unter sich, vom Walde eingefaßt, die grünen Matten, auf denen Kühe weiden, Bergkuppen, Schlösser, Dörfer ohne Zahl. Und im dämmerigen Klosterhofe rauschen die Linden, und das wunderthätige Brünnlein fließt, und durch die Kreuzgänge des Klosters wandeln die Nonnen in ihren schwarzen Habits und weißen Kopftüchern. Endlich gegen Abend strömte der Regen nieder, der den Tag über gedroht, und uns in dem traulichen Klostersaale ward es gar seltsam zu Muthe, als wir draußen den mächtigen Wald stöhnen und krachen und seufzen hörten unter der niederrauschenden Flut. Die Kerze brannte trübe, das Feuer im Ofen prasselte, und die gute „Frau Mutter" (Aebtissin), eine behäbige Alte, die ab- und zuging, sagte uns, daß sie von hier aus Straßburg habe brennen sehen und daß sie das uns niemals verzeihen werde. Doch schieden wir in leidlicher Freundschaft, und tiefe Dunkelheit und ein unheimliches Brausen war in den weiten Vogesen, als wir Sanct-Ottilien verließen.

Aber zu derselben Zeit auf der andern Seite des Rheins durch das badische Land zog der Deutsche Kaiser zur Heimkehr nach Berlin, und „die Sonne lächelt, wenn Cäsar reist". Etwas von dieser Sonne kam auch mir zugute, als ich mich einige Tage später nach den nördlichen Vogesen wendete; ja, sie blieb mir treu bis an das Ende meiner Fahrt.

Mein nächstes Ziel war Zabern, ein gar freundliches Städtchen mitten in Weinbergen und den reichbewaldeten Vogesenhöhen, die ringsumher aufsteigen. Wie heimelten mich diese Straßen, diese zum Theil höchst interessanten alten Häuser mit ihren Erkern, Giebeln, Säulchen und mannichfachem Schnitzwerk an, als ich am Abend nach meiner Ankunft unter den zahllosen Sternen, die mir zu Häupten im tiefblauen Nachthimmel funkelten, auf- und abschritt. Einigermaßen mag zu diesem Eindrucke der Umstand beigetragen haben, daß in Zabern eine Garnison von Braunschweigern liegt, deren Sprache mir ganz besonders vertraut klingen muß. Hier in den Vogesen hörte ich auf einmal das Plattdeutsch meiner Heimat, aus den Gegenden von Hannover und der Weser; und die braven Bauerjungen in ihren schwarzen Schnurenröcken, die sich bei Metz und an der Loire so tapfer geschlagen, wie gingen sie nun so gelassen durch die Straßen von Zabern mit ihren Pfeifchen und einige sogar schon mit ihren Mädchen! Dieses erste Band eines freundschaftlichen Verkehrs scheint demnach geschlossen; nach den Eroberungen des Krieges die „moralischen" Eroberungen! Wie mir denn in Zabern ein ganz anderes, versöhnlicheres Entgegenkommen der Einwohnerschaft auffiel, wenn ich es mit dem finstern, unwirschen Benehmen verglich, welches ich auf den südlichen Vogesenkämmen beobachten konnte. Die Bevölkerung dieses nördlicher gelegenen Theils vom Elsaß wird mit viel geringern Schwierigkeiten wiederzugewinnen sein als die der mittlern und südlichen Districte; hier ist die Kenntniß der französischen Sprache noch nicht einmal allgemein verbreitet, und einzelne Worte und Ortsnamen haben sich hier viel ursprünglicher bewahrt als selbst bei uns. Das Wort „Saverne" für Zabern scheint aus der

Erinnerung des Volkes, wenn es je darin gelebt, wie ausgelöscht zu sein, und ebenso wenig weiß es etwas von Nancy, es spricht „Nanzig". Man muß es daher wol dem Wirklichen Geheimrath Stieber abbitten, daß man ihn im Verdacht hatte, zu der Zeit, wo er noch (gleich einem andern weiland hohen Beamten des preußischen Staates) Verse machte, das Wort „Nanzig" erfunden zu haben, weil er einen Reim auf „Danzig" gebrauchte. Zu dieser verhältnißmäßig noch weniger fortgeschrittenen Gallisirung kommt, daß das nördliche Elsaß Zeuge war von der größten Schmach und schimpflichsten Erniedrigung der französischen Armee, während der Sieger zu ihm kam als ein Wiederhersteller der aufgelösten Ordnung und der bürgerlichen Sicherheit. Man muß die Leute in Zabern nur sprechen hören von der Panique, welche die fliehenden Scharen vor sich hertrugen, um eine solche Stimmung zu begreifen. Das „Sauve qui peut!" ward auch in die Städte geworfen, und die französischen Soldaten, anstatt ihre Bewohner zu beschützen, rissen sie in ihrer unsinnigen Flucht mit sich fort, hoch hinauf in die Wälder der Vogesen, wo die Geängstigten sich verbargen, während unten Marodeurs und Plünderer über ihr Haus und ihre zurückgelassene Habe herfielen. Am 6. war die Schlacht von Wörth geschlagen worden, am 7. erschienen die ersten Flüchtlinge in Zabern, am 8. ergossen sie sich in Scharen über die Stadt und Umgegend; am Abend dieses Tages kam Mac-Mahon an, um in einem Hause an der Landstraße zu übernachten; am 9. früh zog er weiter, und am 9. nachmittags waren die ersten Preußen da, um Zabern fortan nicht mehr zu verlassen. Wie ein wilder Spuk, der die Haare zu Berge sträubt, war dies alles in unglaublich kurzer Frist an den Augen der Einwohner vor-

übergegangen; aber das Kriegsgewitter brauste weiter und weiter, die Geflüchteten stiegen aus den Wäldern nieder, die Ruhe geordneter Zustände kehrte zurück, und heute sieht Zabern aus wie irgendein anderes deutsches Landstädtchen. Wie überall in Mittel- und Süddeutschland, gehen auch hier die Mädchen mit ihren Krügen und Eimern zu den offenen Brunnen auf dem Markte und an den Straßenecken, und noch lange in die Nacht hinein hörte ich das Rieseln und Rauschen der Wasser — ein Stück Eichendorff'scher Poesie mitten in den Vogesen!

Das Schloß von Zabern, ein stattlicher Renaissancebau, dessen röthliche Quadernfront noch die Worte „Château Impérial de Saverne" in leuchtenden Goldlettern trägt, war eben von seinen bisherigen Inhaberinnen, den Wittwen hoher französischer Offiziere, denen es als Gnadensitz diente, verlassen worden. Nur noch zwei von ihnen wohnten in den hohen und prächtigen, nunmehr aber verödeten Räumen, welche künftig der deutschen Militärverwaltung von Zabern angewiesen sein werden. Ein wohlgepflegter Park mit kostbaren alten Bäumen, schönen Spaziergängen und einer wundervollen Fernsicht auf Wald, Wasser und Wiese schließt sich an die Terrasse des Schlosses. Es ist jetzt einsam in beiden; aber die braunschweigischen Jäger werden über ein kurzes schon wieder Leben hineinbringen.

Sobald man aus der Stadt hinaustritt, erblickt man wieder jene drei Schlösser, welche sich nach dem mitgetheilten Sprichworte im Elsaß überall finden: den burggekrönten Greifenstein rechts, den Geroldseck links, den Hochbarr in der Mitte. Von den dreien ist dieser der merkwürdigste. Gegenwärtig einer Dame, noch dazu einer unvermählten, dem Fräulein Pauline Kolb in Zabern, gehörig, war dieses Schloß einst eine Residenz der Bischöfe von

Straßburg, deren Wappen das Hauptportal noch trägt. Ein höchst anmuthiger und wenig beschwerlicher Weg führt durch sanft ansteigendes Wiesenland zum Walde und zur Burg empor. Ein kleiner Fluß, die Zorn, fließt unter Weiden neben dem Rhein-Marnekanal dahin; man sieht unten Schiffe vorübergleiten und hört zuweilen einen dumpfen Donner durch die Wälder rollen, wenn in den Steinbrüchen Minen gesprengt werden. Hier und dort schimmert aus den Weinbergen ein weißes Landhaus, und unter Bäumen versteckt, in einer grünen, warmen Thalsenkung liegt das „Château" des Herrn Edmond About, der aber wol schwerlich wieder hierher zurückkehren wird. Die Burg auf Hochbarr oder vielmehr die Ruinen, die noch davon übrig, sind das Barockste, was man sich denken kann, mit dem kolossalen Felsen, auf dem sie gegründet, so verwachsen, daß man auf den ersten Blick kaum zu unterscheiden vermöchte, was hier das Werk von Gottes und was das Werk von der Menschen Hand sei. Hoch oben in den Ruinen hängt an dem Felsen, wie der Horst eines Adlers, die Försterwohnung, in der ich gute, wohlgesinnte, in ihrer Einfachheit sehr vernünftige Menschen fand und zum Ueberflusse auch noch einen guten Wein, der nach der Bergwanderung vortrefflich mundete. Die Sonne schien warm, und es war außerordentlich schön und behaglich hier oben, wo man von jeder Mauerbrüstung herab einen entzückenden Blick in die Tiefe hat, in den Schos der Wälder, welche purpurn glühten, auf eine weite Ebene, die vom goldenen Lichte des Mittags überströmt, mit jeder Frucht des Herbstes reich gesegnet und von tausendfältigen Spuren menschlichen Fleißes verschönert war.

Spät am Nachmittag verließ ich Zabern mit der Eisenbahn, die hier auf wahrhaft romantischen Wegen sich durch

die Vogesen arbeitet. Pegasus selber könnte durch Höhen und Tiefen nicht schwindelndere Pfade wandeln als das schnaubende Dampfroß von einem Tunnel in den andern, den Kanal bald über, bald unter sich lassend, in Finsterniß untertauchend, um gleich darauf in dem lieblichsten Waldthale wieder ans Licht zu kommen. Erschöpft von seiner wilden Jagd, hielt der Zug endlich in Lützelburg, und hier stieg ich aus, um jenes Felsplateau zu erklimmen, auf dessen einsamer Höhe die kleine Festung Pfalzburg liegt — Pfalzburg, der Schauplatz von Erckmann-Chatrian's Erzählungen.

3. Eine Nacht in Pfalzburg.

Es war spät am Nachmittag. Nach kurzem Aufenthalte brauste der Zug in der Richtung auf Saarburg weiter, das Echo verlor sich in den Wäldern, die Rauchsäule schwand am blauen Octoberhimmel dahin, und ich war allein in dem einsamen Thale.

Vom schroffen Bergrücken in die ländliche Gasse des Dorfes, welches nach ihm genannt ist, schaute die Ruine des lützelburger Schlosses herein, einst — „lang ist es her" — der Sitz eines angesehenen Grafengeschlechtes und im Jahre 1523 von unserm eigenen braven Franz von Sickingen zerstört. Gegenüber am Walde glänzten die rothen Felsmassen eines jener Steinbrüche, welche das unvergleichlich schöne Material zu den Bauten, zu Kirchen, Palästen und stattlichen Bürgerhäusern in den Städten des Elsasses und Lothringens seit unvordenklicher Zeit geliefert haben und noch lange liefern werden. Nicht weit davon „in einem kühlen Grunde", ganz wie es im Liede heißt, war eine

Mühle, freilich nur eine Sägemühle, welche die mächtigen Stämme, die vom benachbarten Forste gekommen, zerschnitt, während hohe Schichten frischer, weißer Balken und Dielen sie rings umgaben. Dazu murmelte der Bach, und Kühe weideten an seinen Ufern; fleißige Menschen waren in den Feldern und in den Gärten beschäftigt, und die Kinder saßen spielend auf den Schwellen der Dorfhäuser am Wege. Welch ein Idyll! hätte man ausrufen und sich fragen mögen, ob man hier wirklich im Elsaß sei, diesem schwergeprüften, innerlich grollenden Elsaß, dem der Friede, ja die Zufriedenheit selber noch so fern liegt. Aber daran war kein Zweifel; dort war eine rothgestrichene Dorfkneipe, deren Kalkwand mit folgender Inschrift geziert war:

Ici on loge à pied et à cheval.
Hier logirt man zu Fuße —

Den Schluß der Sentenz: „und zu Pferde", der vermuthlich hier ehemals noch gestanden, hatte der Regen abgewaschen und der Wind abgebröckelt, was nicht hinderte, daß ein Frachtkarren, mit zwei jener Rothschimmel bespannt, die dem Lande eigenthümlich, vor der Kneipenthür hielt.

Indessen stand das Fahrzeug, welches mich weiter befördern sollte, ganz ruhig unter der Bahnhofsmauer. Die Pferde hatten den Kopf gesenkt, der Kutscher ging spazieren, und wehmüthig in der Abendsonne vom Wagenrande herunter flimmerte das Wort „Phalsbourg". Eine träumerische Stimmung hatte sich meiner bemächtigt; Gestalten, die ich gekannt, lange bevor ich den Boden dieser ihrer Heimat betreten, tauchten auf. Ich sah sie kommen und war bald ganz von ihnen umringt, der Wirklichkeit entrückt. Auch der Himmel hatte sich allmählich umwölkt, Licht

und Schatten wechselten, ein schweigender Ernst begann sich über dem Thale zu lagern, unterbrochen nur durch die gleichförmige Arbeit der Sägemühle und endlich durch das Geräusch des Zuges, welcher dumpf aus dem Wälderschoße und den Tunnels von der andern Seite, von Frankreich her sich nahte.

Bisher war die Reisegesellschaft, die auf den pfalzburger Wagen reflectirte, sehr klein gewesen; sie bestand aus meiner Wenigkeit und einem Manne, der sich mir alsbald mit großer Offenheit als einen Diener der Gräfin von Saverne erklärte. „Fridolin?" fragte ich. — „Das weniger", war seine Antwort, und er nannte mir irgendeinen andern Namen, ich glaube Müller. Müller und ich nahmen unsere Plätze beim Kutscher; Müller aus angeborener Bescheidenheit, ich aus Neugier, um sowol die nähere Bekanntschaft dieses Dieners als die des Kutschers zu machen, welcher mich bisher mit einer beleidigenden Kälte behandelt hatte. Seine ganze Zärtlichkeit dagegen verschwendete er an die Mantelsäcke mehrerer Herren und Damen, die von der französischen Grenze gekommen waren und ohne weiteres von den Plätzen im Innern des Coupé Besitz ergriffen hatten, gar nicht zu reden von einem jungen französischen Souslieutenant, dessen rothe Hosen, als er einstieg, den ganzen Wagen zu erleuchten schienen. Der arme Mensch war kürzlich aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden und kam jetzt, um seine Familie zu besuchen, welche hier in der Nähe wohnte. Der Kutscher, nachdem er ihm in französischer Sprache die Honneurs gemacht, setzte sich zu seinen Pferden, gab ihnen die Peitsche zusammen mit einem kräftigen deutschen Fluche (denn das Volk und die Pferde verstehen hier nur deutsch), und unter lustigem Schellengeläute ging's vorwärts.

Das Schellengeläute war übrigens das einzige Lustige bei dieser Fahrt. Mein Freund Müller war ein betrübter Mann und seine Gräfin eine kranke Frau, die nur, um einen Arzt zu sprechen, nach Zabern gekommen war. Dennoch war sie die einzige Gräfin von Saverne, die mir auf meinen Wanderungen durch das Elsaß begegnet ist. Denn mit der andern, welche wir von der Schule her kennen, ist es leider nichts. Sie lebt zwar „unsterblich im Gesange", doch die Kritik hat wenig Erbarmen mit ihr gehabt. Man hat mir und wol auch andern Reisenden unter dem Weiler Waltershofen in der Gegend von Zabern das identische Kirchlein gezeigt, in welchem „der fromme Knecht" als Ministrant gedient, während tiefer ins Gebirge hinein, in der Richtung auf Moselbach, der Eisenhammer von Reinhardsmünster pocht, in dessen glühendem Schlunde der böse Mann Robert „besorgt und aufgehoben" ward. Zum Unglück hat niemals ein Graf, geschweige denn eine Gräfin von Saverne auf dem Hochbarr residirt, der vielmehr immer den gottesfürchtigen und weiberhassenden Bischöfen von Straßburg gehört, und was den Eisenhammer betrifft, so ist er eine ganz moderne Fabrikanlage — ob auf Actien, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. August Stoeber in seinem „Elsässischen Sagenbuch" (S. 563) erzählt zwar, daß Schiller in Jena die Legende von einem elsässischen Hammerschmied gehört habe, und dem widerspräche nicht direct, was dieser unter dem 22. September 1797 an Goethe schreibt, der damals auf der Schweizerreise begriffen war: „Der Zufall führte mir noch ein recht artiges Thema zu einer Ballade zu. . . . Sie besteht aus 24 achtzeiligen Strophen und ist überschrieben: «Der Gang nach dem Eisenhammer.»" Doch behaupten andere elsässische Forscher (z. B. Dagobert Fischer, „No-

tice historique sur le château de Haut-Barr", S. 25, 26), daß im „Staube der Archive" keine Spur der Sage zu finden gewesen, wiewol das Elsaß, seitdem Schiller sie mit dem Glanze seiner Poesie bekleidet, stolz auf dieselbe sei. So viel räumt indessen auch Stoeber ein, daß es niemals eine Gräfin von Saverne gegeben, und ich bin mithin vielleicht der einzige Mensch, der sich rühmen kann, den Diener der Gräfin von Saverne — „dies Kind, kein Engel ist so rein" — in der Gestalt meines Reisegefährten Müller leibhaftig gesehen zu haben. Was man auch vom kritischen Standpunkte gegen den Ursprung der Legende sagen mag: gegen den der Cigarren, welche der fromme Knecht rauchte, war kein Zweifel möglich. Dieses Kraut war auf elsässischem Boden gewachsen!

Wenn der Kutscher sich anfänglich etwas einsilbig zeigte, so hatte das seinen guten Grund. Er war bis kurz vor Ausbruch des Kriegs Kanonier in der französischen Armee gewesen und hatte dann die ganze Belagerung von Pfalzburg auf den Wällen mitgemacht. Solche Erinnerungen können keinen Menschen besonders heiter stimmen oder mittheilsam machen. Er zündete sich indessen eine Cigarre an, die derjenigen meines Freundes Müller verwandter sein mochte, als er ahnte, that seine Schuldigkeit, ließ die Pferde laufen, solange es anging, und stieg aus, als der Weg steiler ward. Wir hatten nun das Dorf Lützelburg, den Rhein-Marnekanal, das Thal der Zorn und die Eisenbahn unter uns und kletterten in einer Schlucht empor, die sich romantischer nicht denken läßt. Gewaltige Felsengründe thaten sich zu beiden Seiten auf, und hart an ihrem Rande, unter kahlen, hochaufragenden Steinblöcken wand sich unser Weg dahin. Immer spärlicher ward die Vegetation, die Wälder blieben tief unter uns zurück; nur

hohes Farrnkraut wucherte in den Felsspalten, und auf den Vorsprüngen saß hier und dort ein einsames Haus, von etwas Gebüsch und magerm Gartenfleck umgeben. Kälter wehte der Wind, und der Himmel hatte sich zuletzt gänzlich mit einem grauen Flor umzogen. Mühsam schleppten uns die Gäule den Felsenpaß empor, bis wir bei den sogenannten „Drei Baracken", einem kleinen Dorfe, das halb im, halb schon über dem Hohlwege liegt, die große Chaussee wieder erreichten, die „Route impériale", welche von Straßburg durch Pfalzburg nach Paris führt. Wie manchmal sind auf dieser Straße die kaiserlichen Heere zum Einfalle nach Deutschland marschirt! Ueber diese Straße ging 1814 die erste der beiden furchtbaren Invasionen, welche das stolze Frankreich demüthigten. Die dritte Invasion, die furchtbarste von allen, die des Jahres 1870, bedurfte dieses Weges nicht mehr; denn sie hatte die Eisenbahn, und in hirnloser Flucht hatte Mac-Mahon die Vogesenpässe den deutschen Heeresfluten offen gelassen. Dennoch konnte Pfalzburg nicht umgangen werden und unterlag zuletzt nach einer viermonatlichen Belagerung im December jenes Jahres mehr dem Hunger und dem Elend als den Kugeln. Denn nach dem schrecklichen Bombardement im August zog der größere Theil der Belagerungstruppen ab, und nur ein Rest mit sechs Feldgeschützen blieb zurück.

Alle diese Dinge gingen an mir im Geiste vorüber, als wir bei den „Trois Baraques" die Hochebene gewonnen hatten, auf deren fernem Hintergrunde geradeaus vor uns die Wälle, die Bastionen, die Mauern und die Thürme von Pfalzburg sichtbar wurden. Auf der letzten Erhöhung des wellenförmigen Tafellandes stand es da, scharfgezeichnet gegen den grauen, öden Abendhimmel. Mich fröstelte. Doch die Pferde trabten scharf dahin. Aus der Dämme-

rung hervor traten all jene Dörfer, deren Namen die Geschichte dieses und der vergangenen Kriege so bekannt gemacht hat. Lange bevor man an diesen letzten Krieg gedacht, hatten sie sich meinem Gedächtnisse aus Erckmann-Chatrian's Romanen eingeprägt. Ich war hier auf Schritt und Tritt zu Hause, und das war es zuerst, was mir meines Kutschers Herz gewann.

„Dies also ist Mittelbronn — und dies Lixheim — und dies Quatre-Vents", sagte ich, in die verschiedenen Richtungen deutend.

„Woher wissen Sie das alles so genau?" fragte mein Kutscher, der ci-devant kaiserliche Kanonier.

„Haben Sie niemals von einem Manne Namens Erckmann gehört?" entgegnete ich ihm.

„Freilich", war seine Antwort. „Ein dicker Mann mit einem Kahlkopfe und einer Brille. Oder meinen Sie etwa seinen Bruder, den Kaufmann?"

Ich meinte natürlich den dicken Mann und forschte weiter, ob er jetzt in Pfalzburg sei.

„Ah", sagte er, „das ist Mr. Emile. Ganz recht; er war gleich nach der Belagerung da, blieb den ganzen Winter und ist jetzt wieder von Paris zu Besuch gekommen. Ich habe ihn oft gesehen und kenne ihn recht gut. Ein dicker Mann."

Weiter schien mein Kutscher von seinem berühmten Mitbürger nichts zu wissen. „Haben Sie denn niemals etwas von ihm gelesen?" rief ich fast unwillig. „Er schreibt ja Bücher!"

„So", sagte der Exkanonier, „das mag er wol in Paris thun. In Pfalzburg habe ich nie 'was davon gehört."

Unglaublich! dachte ich bei mir. Dieser Mann macht

Pfalzburg in der ganzen Welt berühmt, und die Pfalzburger wissen nichts von ihm, als daß er eine Glatze hat und eine Brille trägt. Das war indessen auch für mich genug, denn daran erkannte ich ihn.

Jetzt hielten wir vor der Zugbrücke. Der französische Unterlieutenant stieg aus und schlug einen Seitenweg ein, während aus der Festung ein braunschweigischer Oberst mit seiner Dame am Arme herauskam. Denn gleich Zabern ist auch Pfalzburg von einer braunschweigischen Garnison besetzt. Seltsame Betrachtungen hätte man über diesen Wechsel der Dinge anstellen können. Dieser Platz mit dem urdeutschen Namen, der Geburtsort eines französischen Marschalls und eines französischen Dichters, wieder deutsch nach fast zweihundertjähriger Entfremdung! Dort in der Dämmerung verliert sich, beschämt und niedergeschlagen über eine solche Heimkehr zu den Seinen, der französische Offizier, ein letzter Rest der „großen Armee", und hier wandelt ein braunschweigischer Landsmann bei der Festungswache vorbei, die vor ihm das Gewehr präsentirt! . . .

Das Thor, durch welches wir einfuhren, war die Porte de France, dasselbe, durch welches mehr als einmal der Wagen Napoleon's I. gerollt, wenn es einen neuen Raubzug gegen Deutschland galt. Hier waren die Kasematten, wo 1870, wie damals 1814, die Unglücklichen lagen, zu Hunderten zusammengedrängt, Weiber und Kinder und Greise, vom Typhus geschüttelt, von Ungeziefer verzehrt; und dort an der Ecke war das Haus, in welchem der gute Vater Melchior Gulden gewohnt, der Uhrmacher, und Joseph, der Held von Erckmann-Chatrian's „Conscrit" und „Waterloo". Schon schimmerte Licht durch die niedrigen Fenster. Schwarzäugige Kinder vom Stamme Juda spiel-

ten vor den Thüren der halbzertrümmerten Häuser und auf den Ruinen der ganz zerschossenen. War das nicht Onkel Moses, der Held des „Blocus"? Hieß diese kleine Hebräerin im Kinderrocke nicht Sorle oder Zeffen und jener Knabe mit dem krausen Haare nicht Zafel? War dieses Bauermädchen mit der breiten Bandhaube nicht Kathrine von Quatre-Vents und jene Alte nicht Tante Gretel? Ueberall suchte ich meine Lieblingsfiguren aus den Erckmann-Chatrian'schen Romanen, und überall wandelten sie mir entgegen, während wir durch die kleine Straße nach der Place Lobau fuhren. In der Mitte dieses Platzes steht die Bronzestatue des in Pfalzburg geborenen Marschalls Lobau, an den Bäumen ringsumher schauerte das trockene Laub im Abendwinde. Gegenüber lag der zerstörte Stadttheil, der sich nur sehr langsam wieder aus seinen Trümmern erhob.

Für den Reisenden gab es damals in Pfalzburg nur Ein Unterkommen, nämlich in der Stadt Basel. Wie gern wäre ich nach einem von jenen Wirthshäusern gefahren, in welchen es sich die Bonvivants des ersten Kaiserreiches so mächtig wohl sein ließen! Allein sie existirten nur noch in den Romanen. Die Stadt Metz, in welcher zur Zeit des „Conscrit" die heimkehrenden Emigranten zechten, war zu einer Fuhrmannskneipe herabgesunken, und bis vor kurzem selbst die Stadt Basel polizeilich geschlossen gewesen, da in diesem Hause die Schwarzen Pocken grassirt hatten. Man kann sich denken, mit welchem Entzücken ich mich in dem dunkeln, weitläufigen Hause heimisch machte! Doch die Nacht brach herein, es war kalt und auf sechs Stunden in der Runde kein Dach, das mir gastlich gewinkt hätte. So sollte ich denn in meiner eigenen Seele den Schreck und Schauer mitempfinden, der diesen Riesenmetzeleien folgt und

selbst, wenn sie vorüber, lange noch wie ein Gespenst auf den Blut- und Brandstätten hockt.

Pfalzburg ist ein kleines Felsenneft; von dem einen Thore, der Porte de France, bis zum andern, der Porte d'Allemagne, sind nicht fünf Minuten. Wo man auch stehen mag, kann man Anfang und Ende übersehen; überall ragen die Mauern empor, und die Wälle mit ihrem dürftigen Graswuchse schließen den engen Gesichtskreis. Alle Reminiscenzen an die traulichen Familienbilder, welche Erckmann-Chatrian uns malen, reichten nicht hin, um mir den Aufenthalt angenehmer erscheinen zu lassen; ich konnte nur die wenigen deutschen Beamten, die deutschen Offiziere, die paar hundert Soldaten bedauern, welche das Vaterland auf diesen einsamen, traurigen Posten gestellt. Und dieses bängliche Gefühl wurde keineswegs gemildert durch den Anblick der Ruinen, welche fast unberührt umherlagen. Im Verhältnisse muß Pfalzburg noch mehr gelitten haben als Straßburg. Eine ganze Seite der kleinen Stadt war dem Erdboden gleichgemacht worden; besonders stark hatte die Judenstraße gelitten, wiewol die schöne Synagoge mitten in derselben beinahe ganz verschont geblieben; völlig in Trümmer geschossen dagegen war die Kirche, welche die Stürme der Revolution und der ersten Belagerung bestanden. Die Restauration hatte den Giebel mit dem Steinbildnisse der heiligen Jungfrau gekrönt; zerschmettert lag sie jetzt mitten in einem Schutthaufen, und nur ein Bruchstück des Thurmes stand noch aufrecht, an dessen Fronton die folgende stolze, seither übertüncht gewesene Inschrift aus der Zeit der ersten Französischen Revolution wieder zum Vorschein gekommen war: „Le peuple français reconnaît l'Etre suprême et l'immortalité de l'âme.“

Lange war ich unter den Ruinen umhergewandelt, bis es finster geworden, und ich mußte mir zuletzt doch eingestehen, daß dieses Bild seiner zertrümmerten Vaterstadt von nun an und für immer zwischen mir und Erckmann-Chatrian stehen müsse. Früher, vor dem Ausbruche des Krieges, hatten wir uns, wie gute Kameraden, freundliche Briefe geschrieben und auf den Tag persönlicher Bekanntschaft gefreut. Dieser Tag war nun gekommen, aber wer von uns hätte sich denselben so vorgestellt? Erckmann und Chatrian haben beide ihre Heimat verloren, und Erckmann ist im buchstäblichen Sinne des Wortes ein Fremder geworden in seines Vaters Hause. Was Chatrian betrifft, so ist er, wiewol in Soldatenthal, einem Walddorfe drei bis vier Stunden weit von Pfalzburg, geboren, doch von originär französischer Abkunft; seine Familie stammt aus der Auvergne und ist von dort erst nach Elsaß-Lothringen eingewandert. Das Aeußere Chatrian's, Form und Farbe des Gesichts, Haarwuchs, Mienenspiel — alles das kennzeichnet auf dem Bilde schon den Franzosen, den Auvergnaten; Erckmann dagegen ist von einem urdeutschen Typus, ein Alemanne von Kopf bis zu Fuß, freilich zum Franzosen geworden durch seine Bildung. In ihm tritt daher dieses zwiespältige Wesen des modernen Elsässers viel ausgeprägter zum Vorschein und macht ihn für uns zu dem Interessantern von beiden, abgesehen davon, daß er in der literarischen Verbindung, welche den Namen Erckmann-Chatrian weltbekannt gemacht, auch der Bedeutendere ist. Seine Familie gehört zu den alteingesessenen und begüterten von Pfalzburg. Sein Bruder hat das größte Kaufmannsgeschäft in Pfalzburg, und ganz nach alemannischer Art (wie man es z. B. in der Schweiz allgemein antrifft) hat er den Namen seiner Frau mit dem seinigen

verbunden und nennt sich Weisse-Erckmann. Die beiden hübschen Eckhäuser, das Aelternhaus und das des Bruders, stehen einander gerade gegenüber in der Rue des Remparts und Rue de Lobau. Sie sind von den Kriegscalamitäten verschont geblieben; denn ebenso wie beim Bombardement des Jahres 1814 ist nur das Quartier der Porte de France, welches auf der entgegengesetzten Seite liegt, eingeäschert worden. Nun konnte Erckmann noch einmal alles erleben, was er in seinem „Blocus" so treu geschildert; aber der Ausgang war doch ein anderer. Damals war es die Befreiung vom Napoleonischen Joche, diesmal die Lostrennung von Frankreich und die Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reiche. Und nun bricht Erckmann in bittere Klagen aus, nennt uns Deutsche das heimtückischste, das brutalste Volk Europas, beschuldigt uns, die Besiegten ohne Gewissensbisse beraubt und geplündert zu haben, sagt uns nach, daß wir uns wie Freunde bei den benachbarten Völkern eingeschlichen hätten, um sie auszuspioniren und den Abdruck von ihren Schlössern zu nehmen. . . . Doch genug! Ich kannte diese bittern und ungerechten Worte; sie standen in dem neuen Buche von Erckmann-Chatrian, welches ich bei mir hatte. Wohl empfand ich, als ich in der Erinnerung sie gleichsam noch einmal zwischen den Trümmern las, daß diese Zeilen uns für ewig voneinander trennen, daß sie das freundschaftliche Band früherer Tage unwiderruflich zerreißen müßten. Aber dennoch ergriff es mich mit einem tiefen Schmerz und Bedauern, dieses Buch vom „Schulmeister" gerade hier lesen zu müssen, in dem düstern Vorderzimmer der Stadt Basel, mit dem Ausblick auf die zerschossene Kirche, den öden Lobauplatz und das Eckhaus, in welchem Erckmann damals bei seinem Bruder wohnte. Eine Tragik

war in diesem Zusammentreffen, welche mich erschütternder, als ich mit Worten sagen könnte, gleichsam in Einen Moment zusammengepreßt, die ganze Bitterkeit des Krieges noch einmal empfinden ließ. Wie ganz anders einst hatte ich Zeit und Ort und Umstände mir ausgemalt, unter welchen ich diese „Geschichte eines Schulmeisters" zuerst lesen würde!

Ich hatte diese beiden, Erckmann-Chatrian, sehr geliebt und darf wol sagen, daß ich in meiner Eigenschaft als Herausgeber des „Salon" mit zu den ersten gehörte, welche die Namen derselben in Deutschland bekannt gemacht haben.

Was mich, ganz abgesehen von der hohen dichterischen Schönheit ihrer Erzählungen und dem geheimnißvollen Reize der Entstehung derselben: des Doppellebens in ihnen, besonders anzog, war damals zweierlei: der deutsche Geist, die deutsche Seele, das deutsche Gemüth, welches in diesen Schöpfungen so voll von Humor und Phantasie lebte und webte, und ganz in Uebereinstimmung damit eine Art von Auflehnung gegen den übelsten von allen französischen Charakterzügen: die Ruhmsucht, die Prahlhansigkeit, den Chauvinismus. Wie sehr schienen diese beiden Männer, die im Elsaß geboren waren und in Paris für Frankreich schrieben, dazu gemacht, den Frieden zu predigen! Und mit welcher Wärme des Herzens haben sie ihn gepredigt! Wir schätzten sie deswegen vor allen andern französischen Schriftstellern, weil wir uns ihnen verwandt fühlten; ihr einfacher, bescheidener und männlicher Ton, ihre Freiheitsliebe und ihre Sittenreinheit hatten etwas Erfrischendes für uns mitten in diesem literarischen Sumpfe des zweiten Kaiserreiches, und mit einem schmerzlichen Vergnügen lernten wir aus ihren rührenden Geschichten dieses schöne Land zwischen Schwarzwald und Vogesen, diese kernigen, präch-

tigen Menschen kennen, die dasselbe bewohnen. Das Herz klopfte rascher, und manchmal trat uns eine Thräne ins Auge, wenn wir mitten aus der französischen Erzählung heraus die Laute unserer eigenen Muttersprache vernahmen — Brüder! hätten wir rufen mögen; aber der Schmerz, der damals fast 200 Jahre alt war, erstickte das Wort.

Es war im Juni 1870, und ich lebte damals in Pillnitz bei Dresden, als ich von Erckmann-Chatrian aus Paris eine Novelle im französischen Original empfing, welche bestimmt war, zuerst in der deutschen Uebersetzung im „Salon" zu erscheinen. Sie hieß: „Die Papiere der Madame Jeannette", und eine umfangreichere unter dem Titel: „Geschichte eines Schulmeisters", sollte ihr folgen. Der letzte Brief in dieser Angelegenheit erreichte mich Mitte Juni. Vier Wochen später war der Krieg erklärt. Die „Papiere der Madame Jeannette" wurden gedruckt, während die Schlachten von Weißenburg und Wörth geschlagen wurden, und das Heft, welches die Novelle der beiden Elsässer eröffnete, kam heraus, als der größere Theil des Elsasses schon von den deutschen Truppen occupirt worden war — als in Soldatenthal, der Heimat Chatrian's, die deutschen Kanoniere lagen und Pfalzburg, der Geburtsort Erckmann's, von ihnen beschossen wurde. Der Umstand, daß die Herstellung jedes einzelnen Heftes etwa vier Wochen in Anspruch nimmt, machte es unmöglich, die Veröffentlichung jener Novelle zu verhindern, was sonst aus Achtung vor dem Unglück sicher geschehen wäre. Es war eine ganz entsetzliche Ironie, welche damals in dem Erscheinen jener Novelle lag, solch eine, wie sie nur der unergründliche Zusammenhang der Thatsachen selber erzeugen kann. In einer Bemerkung, mit der wir die Novelle einführten, hatten wir die beiden neuen Mitarbeiter zugleich

als solche begrüßt, welche mit uns gemeinsam thätig seien an dem großen Culturwerke der Gegenwart, welches der „Friede der Völker" heißt. Und diese Worte, geschrieben in den ersten Tagen des Juli, starrten uns gedruckt entgegen im August, als die Kanonen donnerten vom Rhein bis weit hinaus über die Mosel! Wenn es einmal, in künftigen Jahren vielleicht, eines handgreiflichen Zeugnisses bedürfte, wie wir mitten in unsern Sommerträumen ohne Ahnung des Kommenden vom Kriege überfallen worden: hier ist es!

Acht Wochen später war das Unrecht zweier Jahrhunderte gesühnt und das Elsaß wieder unser; und nach einem Jahre, als der Kriegslärm vorüber und zögernd die Arbeit des Friedens wieder aufgenommen ward, erschien das Buch, die „Histoire d'un Sous-Maître". Aber ach! — auch sie war nicht ohne bittere Spuren durch den gewaltigen Völkerkampf gegangen; in das harmlose Dorfidyll waren hier und dort die ungerechten Anklagen gegen den Sieger eingeschoben, welche im ersten Augenblick nach der Niederlage im Munde des Besiegten natürlich, wenn nicht verzeihlich sind. Schon damals erhob sich der Unwille der deutschen Presse, die früher so viel und uneigennützig gethan hatte, diese beiden Dichter zu heben; ich aber konnte die Empfindungen von ehedem nicht so rasch aufgeben, ich fuhr fort, sie gegen die immer lauter werdende öffentliche Meinung zu vertheidigen, und es machte mich nicht irre, daß ich selber manchen Rippenstoß dabei erhielt. Versetzt euch in ihre Lage! rief ich. Sie haben ihre Heimat verloren. Gönnt ihnen den Aufschrei des Herzens! Sie fühlen sich als Franzosen. Gut denn — laßt sie ziehen und werft ihnen ihren Zorn und ihren Schmerz nicht vor! — So dachte ich damals, wenig ahnend, daß um dieselbe Zeit

Erckmann dort in dem kleinen Hause saß und emsig Seite nach Seite schrieb, von denen jede Zeile, ja jedes Wort in Gift und Lüge getaucht mich nicht kränken oder beleidigen, sondern nur mit Verachtung und Ekel erfüllen sollte! Ja wohl, ich habe mich geirrt. Aber ich hoffe, daß der deutsche Leser meinen Irrthum edler finden wird als die Enttäuschung, die jener mir bereitet!

Damals indessen, an jenem Abend in Pfalzburg, war das alles noch nicht, und ich hatte in dankbarer Erinnerung an das, was Erckmann mir früher gewesen, den natürlichen Wunsch, ihm hier in seiner Heimat, dem Schauplatze von „Le Conscrit", „Le Blocus" und „L'invasion", zu begegnen. Ich erkundigte mich nun nach Herrn Emil Erckmann und erfuhr, daß er seit der deutschen Besitzergreifung mehrmals schon längere Zeit in Pfalzburg sich aufgehalten und daß er in der That jetzt eben wieder anwesend sei. Er führe hier dem Anscheine nach ein durchaus harmloses Leben, verkehre seiner Gewohnheit nach viel mit den Bauern und unterhalte sich zuweilen mit den deutschen Gensdarmen in dem alemannischen Patois, in welchem sie sich vollkommen gut miteinander verständigten. Früher sei er regelmäßig an jedem Abend in das Café Lobau gekommen — eins von den drei Kaffeehäusern an der Place de Lobau —; seitdem aber dort die braunschweigischen Offiziere ihr Casino hätten, habe er sich von da zurückgezogen und besuche nun das Café Meyer, ein anderes jener drei Kaffeehäuser. Dort sitze er gewöhnlich mit seinem Bruder und einem oder zweien seiner Freunde nach dem Abendessen, und wenn ich dorthin gehen wolle, so könne ich mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, ihn zu treffen. Ich machte mich natürlich alsbald auf den Weg.

Ganz Pfalzburg liegt so dicht beisammen, daß wir nur

wenige Schritte bis zu dem genannten Café zu machen hatten. Es war ein mäßig großer, doch hell erleuchteter und behaglich erwärmter Raum. Es waren nur wenige Gäste darin, als ich eintrat. An einem Tische in der Mitte saßen drei von den braunschweigischen schwarzen Jägern, rauchten den landesüblichen Kneller und spielten Sechsundsechzig. Ich setzte mich an einen längern Tisch am obern Ende des Zimmers; außer mir saß nur noch ein jüngerer Herr mit einer sehr fein geschnittenen Physiognomie daran, das Bierglas vor sich und das kurze Pfeifchen im Munde. Es war einer von Erckmann's Freunden, ein Notar, mit welchem ein Gespräch sich leicht und zwanglos anknüpfte. Nicht lange, so that sich die Thür wieder auf, und zwei dicke Männer erschienen auf der Schwelle derselben. Aha! dachte ich, der dicke Mann! Und da war kein Zweifel möglich — der dicke Mann mit der Glatze, der Brille — das mußte der Erckmann sein, den ich suchte — ein Mann von mittelgroßer Gestalt, hoch in den Vierzigen, aber sehr wohl conservirt. Der andere war sein Bruder, der Kaufmann.

Beide setzten sich an den Tisch, und mein Erckmann, der Schriftsteller, nahm den Stuhl neben mir. Die mit dem Notar begonnene Unterhaltung wurde fortgesetzt, und die beiden Neuhinzugekommenen mischten sich nach vorausgegangener artiger Begrüßung in dieselbe. Man sprach zuerst von dem neuen Strafgesetzbuche des Deutschen Reiches, welches in diesen Tagen in Elsaß-Lothringen eingeführt, und brachte die Rede dann auf die Volksschule und das Gesetz über den Schulzwang, der damals auch eben allgemein angeordnet worden war. Die Unterhaltung ward französisch geführt und zwar ganz einfach aus dem Grunde, weil — wie man mir zuvor gesagt — Erckmann und sein

Freund ein gar zu schlechtes Deutsch sprächen, um es in gebildeter Gesellschaft und bei Gegenständen von einer höhern Natur zu gebrauchen. Dagegen sprach Erckmann ein wundervoll feines Französisch, klar, verständlich, ohne alle Affectation; er sprach ganz so bis auf die kleinsten Wendungen, wie man es gewohnt ist von ihm zu lesen. Aber selbst nach seinem Bilde würde ich mir niemals gedacht haben, daß er in seinem Aeußern einen so durchaus deutschen Eindruck mache. Sein Gesicht hat etwas ungemein Gutmüthiges; aber die hohe Stirn charakterisirt den Denker, das feine Lächeln um den Mund den Beobachter und der lebhafte Glanz seiner Augen trotz der Brille den Dichter. Seine Kleidung hatte nichts von der Sorgfalt des Franzosen. Das Halstuch war nachlässig geschürzt und gebunden; man hätte denken können, einen deutschen Gelehrten vor sich zu haben. Kaum daß er Platz genommen, so lag auch schon das Tabacksbeutelchen vor ihm, die schwarzgerauchte Thonpfeife folgte; das Getränk ließ nicht auf sich warten, und die Gemüthlichkeit war vollständig. Diesen Augenblick benutzte ich, um meinen Nachbar anzureden. Ich sah, wie die Farbe seines Gesichts wechselte, als ich ihn fragte: „ob er Mr. Emile Erckmann sei", und als er bejahte, hinzufügte, daß ich ihn nach dem Porträt erkannt, welches er mir vor zwei Jahren selbst geschickt und welches seitdem unveränderlich an der Wand meines Zimmers zwischen den Bildern von Berthold Auerbach und Thackeray gehangen habe.

Man verlange nicht, daß ich ein Begegnen bis in die Details ausmale, welches für mich so ergreifend und so peinlich war! Unausgesprochen lag wol beiden auf den Lippen das Geständniß, daß wir uns anders begegnet sein würden, wenn es hätte früher geschehen können. Was zwi-

schen jetzt und damals lag, ließen wir unberührt. Es war ein kurzes, aber trauriges Zusammentreffen nach dem Kampfe, fast noch auf dem Kampfplatze selber; und wenn ich bedachte, was dieser ihn gekostet, so ward es mir nicht schwer, meinen Ton sehr, sehr zu dämpfen. Ich machte ihm keine Vorwürfe über jene berüchtigte Stelle in der „**Histoire d'un Sous-Maître**", denn es würde zu nichts geführt haben. Aber ich fühlte, so oft unsere Unterhaltung eine herzlichere Wendung nehmen wollte, daß es sich mir wie ein Druck auf die Brust legte, der mir den Athem fast nahm. Wir sprachen von Berlin und von Paris und nannten die Namen mancher ehedem gemeinsamen Freunde; doch das alles lag wie unter einem Nebel und zog in unbestimmten, kalten Umrissen vorbei. Zuweilen, wenn ich von seinen schönen Erzählungen sprach, und wie sehr es mich immer gerührt, sie zu lesen, ergriff er meine Hand und drückte sie mit Wärme. Dann tauchte der Schatten wieder auf, und die ganze Ewigkeit selber schien zwischen uns zu liegen. Nein! eine Verständigung ist unmöglich; aber die Zukunft wird richten zwischen uns und euch! Eine folgende Generation wird darüber entscheiden, ob wir als Räuber zu euch gekommen, als eine Bande von Wölfen, welcher die Welt einst den Krieg erklären wird. Die Kinder und Enkel werden anders urtheilen, als ihr — von Schmerz und Leidenschaft verirrt — geurtheilt habt; auf ihr Verdict können wir mit Zuversicht und Ruhe warten. Sprechen wir nicht mehr davon. Gehe jeder von uns seinen Weg; möglich, daß unsere Wege uns immer weiter auseinanderführen werden. Aber erwartet nicht, daß wir uns auf eine Polemik einlassen, um die großen Erfolge des gerechtesten aller Kriege zu rechtfertigen; nach solchen Thaten haben Worte für uns keine Bedeutung. Wir stehen

auf festem Boden, „denn unser ist das Reich und wird es bleiben“. . . .

Das etwa war der Gedankengang, der mich vorsichtig jede Wendung des Gesprächs vermeiden ließ, welche weiter hätte führen können, als meine Absicht erlaubte. Wir sprachen dann von seinem Freunde und Mitarbeiter Alexander Chatrian, und Erckmann sagte mir, daß derselbe jetzt gleichfalls in seinem Geburtsorte sei und daß sie sich binnen kurzem in Paris wieder treffen würden. Wie sie in den kleinen Städten und Dörfern, in den Weilern und im Walde, in den Wirthshäusern, Sägemühlen und Steinbrüchen ihrer Heimat die Typen zu ihren Erzählungen finden, so hatten sie hier auch die letzte Feile an ihr neuestes Werk gelegt, welches nachmals unter dem Titel: „Geschichte des Plebiscits, erzählt von einem der 7,500000, welche mit «Ja» gestimmt haben“, erschienen ist.

Nach einstündigem Beisammensein schieden wir voneinander.

Als ich in der Frühe des andern Morgens vor die Porte d'Allemagne hinausging, da stand die Sonne wieder im hellsten Glanze. Sie beleuchtete die weite Hochebene, die vor mir lag, und unter derselben die Vogesen, die uns rings im Kreise wie ein stahlblauer Ring einschlossen. Durch das Thor herein und hinaus zogen die Landleute mit ihren Karren und Pferden; die Gräben, in denen noch vor kurzem die Todten der Belagerung, Christen, Juden und mohammedanische Turcos, nebeneinander bestattet lagen, waren wieder mit Rasenwuchs bedeckt — alles hatte seinen gewohnten Gang. Das älterliche Haus Erckmann's dicht bei den Wällen ward von der freundlichen Morgensonne beschienen, die grünen Jalousien an den Fenstern waren halb herabgelassen und vor der Thür stand ein

Offiziersbursche. Gegenüber in dem Weisse-Erckmann'schen Geschäft waren Ellen und Wagschalen in Bewegung, und in dem großen Ladenfenster war eine Pyramide von Cigarrenkistchen aufgethürmt, deren bunte, weithin leuchtende Etiketten meine Aufmerksamkeit anzogen. Als ich näher trat, erblickte ich auf jeder Kiste das wohlbekannte Bild unsers Königs und ringsumher die Worte: „Kaiser Wilhelm, Schirmherr des Deutschen Reiches."

Da sagte ich mir, indem ich einen letzten Blick auf das Haus Emil Erckmann's warf: „Warum sollten wir dir wegen der Worte in deinem «Sous-Maître» grollen? Redet nicht jede von den Cigarrenkisten im Fenster deines Bruders eine Sprache, die viel mächtiger ist als alle deine Beredsamkeit? Es ist die Sprache der Thatsachen, welcher auch du dich willig oder unwillig am Ende wirst fügen müssen!"

4. Heimkehr aus Elsaß-Lothringen.

Es ist mir viel leichter gewesen, nach Pfalzburg hereinzukommen, als es mir ward, aus Pfalzburg herauszukommen. Ich hatte mir vorgenommen, in Pfalzburg einen Wagen zu miethen, um von dort aus quer durch die Vogesen die große lothringische Ebene zu gewinnen. Denn Postverbindungen nach unserm Begriffe gibt es im neuen Reichslande noch nicht. Wo die Eisenbahn aufhört, da ist man einer Art von Privatgelegenheit verfallen, die nicht mit Unrecht in unserm officiellen Cursbuche sich mit einem Kreuze gezeichnet findet. Auf diesen Linien, namentlich im Gebirge, geht die ganze deutsche Reichspost: Briefe, Päckereien und Werthsendungen, auf dergleichen Omnibussen, deren baufälliger Zustand einen Reisenden schwerlich an-

locken wird. Nachdem ich daher die Annehmlichkeit eines solchen Fuhrwerks einmal kennen gelernt, hätte ich gern auf eine Fortsetzung der Bekanntschaft verzichtet. Allein wenn es in Pfalzburg wirklich solche Dinge wie Miethwagen gibt, so hatten sich die Besitzer derselben alle gegen mich verschworen. Ich ward von Pontius zu Pilatus, aus dem „Schwarzen Räpple" ins „Rothe Oechsle" geschickt; das eine mal fehlte der Wagen, das andere mal fehlten die Pferde, und in einem Hause fehlte sogar der Wirth, den ich erst in ganz Pfalzburg und hernach auf den Wällen suchen mußte. Das Ende war, daß ich den ganzen Vormittag verlor und Gott dankte, als derselbe Rumpelkasten, der mich von Lützelburg heraufgebracht, mich wieder nach Lützelburg hinunterbrachte.

Der Kutscher war übrigens mein Freund von gestern her, und wir waren uns seitdem einigemal in den Straßen von Pfalzburg begegnet. Denn für zwei Menschen, die zugleich in Pfalzburg sind, ist es unmöglich, sich nicht zu begegnen, sobald sie vor die Thür treten. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dieser gute Mann, nur um mir den Spaß zu verderben, hinter meinem Rücken gegen mich agitirte, denn „Lorrain, vilain". Allein das störte keineswegs unsere freundschaftlichen Beziehungen, ich nahm meinen Platz wieder neben ihm, und zuerst im Trab, dann im Galop flogen wir bergab. Ich konnte nicht umhin, die beiden kräftigen Gäule zu loben, welche diesen Weg jeden Tag viermal auf und ab machen müssen, und fragte, was es für Landsleute seien.

„Der da", versetzte er, indem er den Braunen mit der Peitsche berührte, „ist ein Welscher" (will sagen ein Franzose); „der andere, der Rapp'" — und er zog ihm einen tüchtigen Hieb über, sodaß er hoch aufsprang — „ist ein

Preuß'" (will sagen ein Deutscher), „ein Campagnepferd, das wir in der Versteigerung zu Straßburg erstanden."

Mein Gott, dachte ich mir, wie gut hier der Sieger und der Besiegte an Einem Strange ziehen! „Und wie vertragen sie sich miteinander?" fragte ich.

Da sagte mein Mann, indem er die Peitsche schwang: „Dene isch es gleichviel, wann sie nur Haber kriege!"

Dieses Wort des kaiserlichen Exkanoniers und nunmehr pfalzburger Omnibuskutschers habe ich mir gemerkt; ich glaube, daß es den Nagel auf den Kopf trifft.

Es ist so schwer, die Stimmung eines Volkes mit wenigen Worten zu schildern; allein wenn ich mir erlauben darf, das Resultat meiner mehrwöchigen und wiederholten Wanderungen auf beiden Seiten der Vogesen zusammenzufassen, so würde ich sagen, daß die Masse der Elsässer und Deutsch-Lothringer uns durchaus unfreundlich gegenübersteht und nur dem Zwange der veränderten Verhältnisse gehorcht. Ich möchte jedoch daraus nicht folgern, diesen Zwang fühlbarer zu machen, als es unsern Zwecken entspricht. Wir müssen sie vielmehr durch jedes erlaubte Mittel zu gewinnen suchen, und es stehen uns dafür einige sehr mächtige Bundesgenossen in Elsaß-Lothringen selbst zu Gebote.

Das erste von allen Bindemitteln ist die Sprache. Sie hat alle Verfolgungen überlebt, und sie zeigt dem gemeinen Manne deutlicher, als jede sonstige Demonstration vermöchte, wohin er gehört. Ich sage mit Absicht: dem gemeinen Manne. Denn in den höhern Ständen ist es anders. Diese, mit den Franzosen durch alle möglichen Interessen, durch Einwanderungen, durch Heirathen, durch den Staatsdienst u. s. w., verbunden, sind seit der ersten Französischen Revolution vollkommen französirt und bezogen ihre

Bildung und ihre Bücher ausschließlich von Paris. Da sie Deutsch wenig oder gar nicht lasen, so kennen sie von der deutschen Sprache nur das Patois und zwar je nachdem das Alemannische, welches bis Weißenburg, das Pfälzische, das über Weißenburg hinaus und seitwärts davon, das Fränkische, das an der lothringischen Grenze geredet wird. Das Deutsche ist für sie daher eine Sprache niederer Ordnung, während ihnen das Französische als die Sprache der feinern Conversation, der Gesellschaft, der Literatur und der Bildung überhaupt gilt. Die mittlern Stände werden viel leichter wieder zurückzugewinnen sein; ihre Geschäftssprache war zwar die französische, doch unter sich hatten sie den Gebrauch der deutschen noch nicht verlernt — etwa so, wie unsere hamburger und bremer Kaufleute unter sich viel Plattdeutsch reden —, und vor allem: sie lasen Deutsch, wenn nicht gerade deutsche Bücher, so doch mit Vorliebe die deutschen populären und illustrirten Zeitschriften, von denen in Straßburg allein schon vor der Occupation Tausende von Exemplaren gebraucht wurden. Außerdem lasen sie die deutschen Kalender ebenso wie der Bauer, der — wenn überhaupt — nur deutsche Volksbücher las, wie den „Kalender des Lahrer hinkenden Boten", die deutschen Kalender der Schweiz u. s. w. Die ländliche Bevölkerung spricht ausschließlich Deutsch, ja sie versteht das Französische kaum; die Kinder in der Schule hatten eben angefangen, es zu lernen, die Söhne, die Soldaten gewesen, brachten es aus Frankreich mit; allein die Alten und die Frauen haben bis auf den heutigen Tag keinen Begriff davon. Die Wiederherstellung der deutschen Sprache als Schul- und Amtssprache ist daher einfach ein Act der Gerechtigkeit gegen das Volk selbst gewesen, über das man in einer Sprache zu Gericht saß, verhandelte und verfügte,

die nicht die seine war; und mit einer Genugthuung ohnegleichen sieht der deutsche Reisende die französischen Verunstaltungen unserer alten guten Ortsnamen fortgewischt, die bis vor kurzem noch überall an den Bahnhofsgebäuden, Wegweisern u. s. w. prangten. Nichts hat in frühern Zeiten ein deutsches Herz so betrüben und empören mögen als diese Willkür und Tyrannei, mit welcher das französische Regiment sogar unsere geliebte Muttersprache zwang, in seinen verhaßten Dienst zu treten, um das Volk im Elsaß und in Lothringen seines Ursprungs und seiner Verwandtschaft vergessen zu machen. Jedoch die Sprache, wiewol zum Aschenbrödel geworden, lebte fort wie dieses im Märchen, bis der Erlöser kam, um sie aus dem Staube und der Dunkelheit zu neuen Ehren emporzuheben. Unter dem Dache des Dorfbewohners, am Herde des Schäfers und am Feuer des Kohlenbrenners fanden wir sie; hinter dem Pfluge, im Walde und in der Werkstatt. Niemals haben diese Leute gesagt „Sarrebourg“ und „Sarreguemines“, und wie die schnarrenden Misgeburten alle heißen mögen; sie sagten immer und sie sagen noch heute „Saarburg“ und „Saargemünden“, wie es nun wieder auf den Fahrplänen und an den Stationen geschrieben steht. So fanden wir unsere Muttersprache sogar in einem unwürdigen Zustande der Verderbniß vor! Aber Gott sei Dank, daß wir eben früh genug gekommen, wo es unsern Soldaten und unsern Beamten noch möglich war, mit dem Volke in seiner eigenen Sprache zu reden, ja wo dieses Volk selber es als die Befreiung von einer Fessel empfindet, daß es in der Gerichtsstube z. B. keine andere Sprache mehr zu hören braucht als diejenige, die es versteht. Von allen Maßregeln der deutschen Verwaltung ist daher die Wiedereinsetzung der deutschen Sprache in ihre alten Rechte

nicht nur die natürlichste und heilsamste, sondern bisjetzt auch die populärste in ganz Elsaß und Deutsch-Lothringen.

Die zweite, welche damit wenigstens äußerlich zusammenhängt, ist die deutsche Rechtspflege. Das Verfahren ist dasselbe geblieben, das des Code Napoléon, und die Mehrzahl der Richter ist aus den benachbarten Rheinlanden, der Rheinpfalz u. s. w. berufen worden, wo das große Gesetzbuch der Napoleonischen Zeit gleichfalls gilt. Der Unterschied gegen früher ist, daß das Recht nun von deutschen Richtern und in deutscher Sprache gehandhabt wird, und das sagt viel, sagt alles. Der französische Friedensrichter war ein Mann der Routine, nicht der Wissenschaft; er hatte in den meisten Fällen nicht einmal studirt. Nicht selten war ihm sein Huissier in der Kenntniß des Rechtes überlegen. Dazu kam als etwas viel Schlimmeres noch die Corruption des französischen Richterstandes, seine Bestechlichkeit, die ganz offen- und stadtkundig war. In einer von den kleinern Städten, die ich auf meiner Reise passirte, war der frühere französische Friedensrichter zugleich — Kaufmann. Nicht er zwar, aber seine Töchter hielten einen offenen Laden. Den Rest kann man sich denken; alle Welt wußte, daß diejenige Partei, welche am Morgen vor dem Spruche in diesem Laden tüchtige Einkäufe gemacht, unfehlbar den Proceß gewann. Das Ansehen der Person entschied alles; der geringe Mann, der nichts aufzuwenden hatte, war verloren. Der Friedensrichter und der Huissier verstanden kein Deutsch, und der Bauer verstand kein Französisch. Es mußte daher zwischen dem Richter und den Parteien mit Hülfe eines Dolmetschers verhandelt werden, die Protokolle wurden französisch geführt, das Urtheil in französischer Sprache gesprochen. Man stelle sich einen solchen Zustand vor! Und nun kam

gleich nach der deutschen Occupation das Justitium dazu; die französischen Gerichte stellten ihre Thätigkeit ein — wie die feigen Deserteure ließen sie ihre Fahnen im Stiche, und fast ein Jahr lang, bis zur Reorganisation durch das Deutsche Reich, gab es kein Recht und keine Gerechtigkeit mehr im Elsaß! Einer meiner Bekannten, Friedensrichter im Saargebiete, erzählte mir von einem dieser so sistirten Processe, in welchem das Streitobject ein Pferd war, ein Schimmel. Dieser ward bei Ausbruch des Krieges in den Sequesterstall gestellt, und er stand beim Friedensschlusse noch darin. Wohlgefüttert und wohlgenährt verbrachte dieses Pferd die ganze verhängnißvolle Zeit an seiner Krippe und hieß zum Skandal der ganzen Gegend allgemein nur „der Proceßschimmel". Mit welcher Freude daher nach solchen Antecedentien die prompte deutsche Justiz im Elsaß begrüßt wurde, braucht nicht gesagt zu werden. Der Bauer athmete auf nach der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit. Schon genießt überall der Friedensrichter das unbedingte Vertrauen seines Cantons; die deutsche Rechtspflege und die deutsche Sprache werden das meiste dazu beitragen, uns diese halbverlorenen Lande wieder zurückgewinnen zu helfen.

Ueber den weitern Verlauf meiner Rückreise will ich mich ganz kurz fassen.

Die Strecke von Lützelburg nach Saarburg gleicht in ihrer wilden Schönheit derjenigen von Zabern nach Lützelburg; nur gegen das Ende der Fahrt verflachen sich die Berge und verlaufen in die Ebene; bei Saarburg, einer hübschen und behäbig ausschauenden Stadt, sieht man nur noch Hügel. Hinter uns liegt die Grenzwacht der Vogesen, wir sind an ihren letzten Ausläufern angelangt, links das französische Lothringen, welches wenige Meilen von

hier bei der Station Avricourt beginnt, rechts das deutsche Lothringen mit Metz. Die Nothwendigkeit, die starke Festung zum Schutze gegen Frankreich zu besitzen, leuchtet jedem Laien ein, welcher dieses Flachland überschaut. Ohne jenes Bollwerk würde Deutsch-Lothringen jedem Einfalle von französischer Seite preisgegeben sein.

Was das Fuhrwerk betraf, so gelang mir in Saarburg ohne besondere Mühe, was mir in Pfalzburg ein hoffnungsloses Unternehmen geschienen. Ich bekam eine hübsche Halbchaise mit einem guten Pferde (gleichfalls einem Preußen, das ehemals einem unserer Feldzahlmeister gehörte) und einem Kutscher, der ebenso jovial und gesprächig war als der von Pfalzburg verdrossen und wortkarg. Er war ein Elsässer von Geburt, und das elsässische Blut ist leichter als das lothringer. Munter kutschirten wir durch die Landschaft dahin, die hier am Abhange der Vogesen zwar nicht besonders malerisch, aber sehr freundlich und von einer ausgezeichneten Fruchtbarkeit ist. Wir kamen durch wohlhabende Dörfer und begegneten manch einem leichten Wägelchen, mit dessen Insassen mein fideler Kutscher Gruß und Rede wechselte. Denn in der ganzen Gegend schien er jeden Menschen, jeden Wagen und jedes Pferd zu kennen. Es that mir ordentlich gut, in diesem so still gewordenen Lande einen fröhlichen Menschen zu treffen, und mit Vergnügen bezahlte ich die Zeche, die er in jedem Wirthshause am Wege machte. Das Ziel unserer Fahrt war Saar-Union — „Buckenhem" (Bockenheim), wie mein Kutscher und das Volk überhaupt es nennt. Doch würde die Wiederherstellung des deutschen Namens in diesem Falle, wie ich später aus competentem Munde vernommen, ein Unrecht involviren. Denn die Stadt besteht ursprünglich aus zwei Complexen an beiden Ufern

der Saar, von denen der eine Bockenheim, der andere Saarwerder heißt; bis zur Französischen Revolution selbstständige Städte, vereinigten sie sich in jener Zeit und gaben zur Erinnerung an diesen Act dem Ganzen fortan den Namen „Saar-Union", welchen man ihm denn auch ebenso gut lassen kann, wie man der schon seit 1815 preußischen Stadt „Saar-Louis" im Regierungsbezirk Trier den ihren ließ.

Unsere Straße folgte beständig dem Laufe der Saar, die, hier noch ein Flüßchen, kaum der ersten Jugend entwachsen ist, und kreuzte sehr häufig die neue Schienenstraße, welche vom nächsten Frühjahre ab Saarburg und Saarbrücken verbinden wird, nachdem der schon unter der französischen Regierung begonnene Bau durch den Krieg unterbrochen ward. Halbwegs liegt Finstingen, dessen französischer Name „Fénétrange" so gar nicht auf dieses Städtchen paßt, welches mit seinen Mauern und seinen Thürmen, seinem Schlosse und seinen interessanten alten Häusern von gothischer Bauart den Reisenden in das deutsche Mittelalter zu versetzen scheint. Hinter Finstingen beginnt wieder das Weinland, welches, soweit das Auge sehen konnte, über Thal und Hügel reicht; mitten hindurch lief unser Weg, und zu beiden Seiten waren die Rebstöcke mit schweren Trauben gesegnet, von welchen, indem wir vorüberfuhren, die Bauern uns freundlich zum Kosten anboten.

Gegen Abend hatten wir Bockenheim oder vielmehr Saar-Union erreicht, welches in der lieblichen Flußebene, von Hügeln geschützt, gar anmuthig unter der aus Wolken noch einmal auftauchenden Sonne vor uns dalag. Hier wartete meiner von befreundeter Seite ein herzliches Willkommen, und ich fühlte mich in dem lothringischen alter-

thümlichen Städtchen fast wie zu Hause. Hier wie überall in den großen und den kleinen Städten, ja den kleinsten Dörfern von Elsaß-Lothringen konnte man das umsichtige, geräuschlose Walten der deutschen Organisation erkennen, und es mußte jeden, der einen Blick dafür hatte, mit Vertrauen erfüllen. Da saß an jeder Straßenecke der Briefkasten wie in Berlin, und der Briefträger, dieser friedliche Vermittler und erste Anbahner des Verkehrs, ging in dem wohlbekannten blauen Rocke mit orangefarbenem Kragen durch die kleine ferne Stadt, wie wir ihn bei uns gehen sehen. Da stand der Gensdarm in der Pickelhaube, da ward im Steuerbureau gearbeitet, und da, in dem stattlichen alten Bau, ward im Namen von Kaiser und Reich Recht gesprochen — es war, als ob das alles nicht von gestern und vorgestern, sondern ich weiß nicht von wie lange sei! Dieser Anblick deutschen Fleißes und deutscher Pflichttreue, so ruhig und exact in ganz neuen Verhältnissen geübt, würde schon etwas gehabt haben, was das Herz anheimelt, ganz abgesehen davon, daß man unter den Beamten selbst so viele wackere Männer findet, deren Dienst oft nicht wenig Heroismus erfordert — nicht den raschen Todesmuth der Soldaten, sondern dieses Leben von Tag zu Tag unter fremden, unfreundlichen Menschen, fern von der Heimat und ihren Lieben. „Es gibt kein anderes Mittel, als sich zu verheirathen", sagte mir einer von diesen jungen Beamten mit einer süß-sauern Miene, als ob das eine Uebel nicht viel geringer sei als das andere.

Nächsten Tages begleitete mich mein Gastfreund nach der drei Stunden von hier entfernten Eisenbahnstation Saargemünd, einer ansehnlichen Stadt mit vielen großen Amts- und Regierungsgebäuden, die jetzt einigen höhern Gerichten und Collegien angewiesen sind, und am Abend

war ich in Sanct-Johann, der Schwesterstadt von Saarbrücken.

Warum war mir jetzt, als ich die ehemals französische Grenze passirt und den alten vaterländischen Boden wieder unter den Füßen hatte, als ob ich dennoch aus der Fremde heimgekehrt sei? Wir selber, wenn wir ehrlich sein wollen, haben die Nachwirkung zweihundertjähriger Entfremdung noch nicht ganz überwunden; seien wir darum billig und lassen wir den Elsaß-Lothringern Zeit, den viel schwerern und härtern Weg zu uns zurückzufinden. Das Haus des Freundes, bei dem ich in Sanct-Johann wohnte, war eins von denen, welche die französischen Granaten vom Exercirplatze her erreicht hatten, und gegenüber im Schimmer des neuen Mondes dämmerten die Höhen des Spicherer Berges. Der Preis, um den auch dort in den blutigen Anfangstagen gekämpft, er ist uns geworden — voller, reicher, schöner noch, als wir damals geahnt! Mögen darum die rheinweingefüllten Becher zusammenklingen — diese Zeit ist es werth, daß man sich ihrer freut.

Ein Streifzug nach Baiern.

(September 1872.)

1. Bamberg.

Wenn niemand dem Herrn von Gasser zu Dank verpflichtet ist, ich bin es. Neugier, ein Land zu sehen, welches vier Wochen lang ohne einen einzigen Minister sich des allerconstitutionellsten Wohlseins erfreut, führte mich nach Baiern. Der Sohn Kis', als er ausging, seines Vaters Eselin zu suchen, fand bekanntlich ein Königreich; dem Herrn von Gasser sollte es nicht so wohl werden. Er suchte zwar keinen Esel, aber er fand nicht einmal einen Minister. Seltenes Land von 1377 Quadratmeilen und fünf Millionen Seelen, in welchem kein Minister gefunden werden kann! Tapferes Land, braves Land, schönes Land! Mit alterthümlichen Städten, den Wiegen einer frühen und reichen Cultur; mit gesegneten Thälern und rebengeschmückten Hügeln, mit Hochland und Seen — ein Land, bewohnt von treuherzigen, kräftigen und arbeitsamen Volksstämmen, ein wenig rauh und roh zu zeiten, aber doch von gutem Metall — kernig, fest und zäh, die würdigen Nachkommen derjenigen, deren Häuser, Waffen und Werke wir auf Nürnbergs Straßen oder im Nationalmuseum zu München betrachten. Ich habe mithin allen Grund, dem Herrn von Gasser dankbar zu sein für die Bekanntschaft

eines Landes, an welches ich ohne ihn wahrscheinlich nicht gedacht hätte.

Das erste, was ich (nächst dem blau-weißgestreiften Grenzpfahle) von Baiern sah, waren zwei Klöster: das eine davon ein ehemaliges, Banz, das andere gegenwärtig noch in schönster Blüte, Vierzehnheiligen. Wenn man aus Thüringen kommt, vom Fuße der Wartburg, wo Luther's Wort und Gestalt uns immer nahe zu sein scheinen, so sind zwei Klöster auf einmal ein bischen viel; allein sie bezeichnen von der thüringer Seite her, hinter Koburg, dicht bei Lichtenfels den Eintritt in das Land der Bajuvaren. Banz, wie gesagt, ist säcularisirt worden; es wohnt jetzt darin der Herzog Max, und in der Kirche liegt der französische Marschall Berthier begraben, der sich im Jahre 1815 aus einem Fenster der Residenz zu Bamberg stürzte, als die russischen Colonnen nahten. In Vierzehnheiligen jedoch ging es hoch her; dort wehten die Kirchenfahnen, und Glockengeläute mischte sich mit dem Rasseln unsers Zuges. Sie feierten dort oben das Jubiläum ihres Heiligen, aus weiter Ferne waren die Gläubigen herzugeströmt, über 24000 Hostien waren in wenigen Tagen gespendet worden. Der Zug hielt an einer kleinen Station unten am Berge, und da die Wagen bei weitem nicht reichten, bekam ich die wunderlichste Reisegesellschaft, die ich jemals gehabt: alte Weiber in grellbunten Kopftüchern, Bauerfrauen im Sonntagsstaate, ein Bäuerlein mit farbigen Glasknöpfen. Während wir durch die sonnige, fruchtbare Mainebene dahinflogen, hörten sie nicht auf zu beten; dann wunderten sie sich über die weichen rothsammtenen Kissen, auf denen sie saßen, und zuletzt fingen sie an zu erzählen. Sie hatten große, knochige Gesichter und dunkle Augen, mit denen sie mich musterten, als ob sie mir's auf

irgendeine Weise ansähen, daß ich aus Martin Luther's Tannenwäldern käme. „Ja", sagte die eine, welche die Predigt auf Vierzehnheiligen mit ganz besonderm Nutzen gehört haben mußte, „das wird nun nicht lange mehr so dauern!" — „Ein Jahr höchstens", setzte der Bauer hinzu mit der Miene eines Mannes, der seiner Sache ganz gewiß ist; „dann geht der protestantische Kaiser, und die Jesuiten kommen wieder."

Mit dieser Zuversicht kehrten sie von der Wallfahrt, ein jeder zu seinen Zelten, zurück, während fern schon am Hügel über dem Flusse Bamberg emporstieg, mit seinen zahlreichen Thurmspitzen gekrönt wie mit einem Diadem. Funkelnd im Nachmittagssonnenscheine lag die erzbischöfliche Stadt vor mir, von ihren Gärten umgeben wie von einem lieblichen Kranze, während die Regnitz, die sich sanft durch ein weites Thal schlängelt, das Ganze zusammenhält wie mit einem silbernen Bande. Nicht ohne ein reges Gefühl von Wohlbehagen nähert man sich dem Umkreise der Stadt; und wenn man sie betreten hat, mit dem ersten Blicke auf ihre alten Häuser und unregelmäßigen Gassen kommt man sich heimisch in ihr vor. Zwar am äußersten Rande derselben ist seit den letzten Jahren viel gebaut worden im modernsten Villenstil; aber der Kern ist unversehrt, und wenn man auf dem Markte steht, so schaut uns aus Erkern und Giebeln, aus Ecken und Winkeln die alte Zeit an, die uns mit ihrem Zauber gefangen hält in all diesen bairischen Städten. Es ist merkwürdig, wie sich auf engem Raume so viel mittelalterliche Pracht und Herrlichkeit hat erhalten können. Nehmt Baireuth mit seiner Renaissance; nehmt Nürnberg, das gute deutsche; nehmt Regensburg mit seinen Erinnerungen aus Karl's V. glorreichen Tagen; nehmt Ingolstadt und Landshut, nehmt

selbst die Sendlinger Straße und die bemalten Thore von München — wie hat das alles durch die Jahrhunderte gelebt und ihnen getrotzt mit seiner malerischen Mannichfaltigkeit und in seiner formenreichen Individualität! Wie kahl und kalt dagegen erscheinen unsere nordischen Städte, selbst die interessantesten unter ihnen, wie Bremen und Lübeck. Es fehlt irgendein Ton in der Luft, in dem Leben, in der Stimmung — hier fühlen wir uns trotz jener Pilger von Vierzehnheiligen auf altem, echtem Culturboden; und mit welch froher Empfindung begrüßen wir auf der Brust dieser braven Blauröcke das schwarz-weiß-rothe Bundesband! Wenn wir früher nach Baiern kamen, so war uns zu Muthe, als ob wir nicht recht dahin gehörten, als ob wir nur geduldet, nicht fremd, aber doch entfremdet seien. „Jetzt sind wir Brüder", wie mir jener betrunkene Fabrikarbeiter unter fast zu kräftigem Händedrucke sagte, als ich ihn im Englischen Garten zu München am Vorabende des Octoberfestes in einem Zustande traf, der nichts zu wünschen, aber allerdings auch für das Fest selber nur wenig zu hoffen übrigließ.

Dem Fremden, welcher durch Bambergs Gassen auf- und absteigt, wird bei jedem Schritte fast eine Ueberraschung geboten; bald ist es ein alterthümliches Haus, bald eine steinerne Brücke, bald ein schöner Brunnen, bald irgendeine Figur, die von hoch herabschaut, bald eine Mauerfläche mit Fresken bemalt, und bald ein Giebelfeld mit Versen beschrieben. Ich kann mir denken, daß es auf den Einheimischen keinen besondern Eindruck macht, wenn er hinter dem Dom auf dem Michelsberge einen Hof mit alten Treppen sieht und über dem herrlichen Portal drei Wappen mit der Inschrift in Stein gegraben: „Christoffel, Truchseß von — u. s. w., 1566"; und ich bin nicht sicher,

ob er dem schwarzen Schilde nicht viel mehr Aufmerksamkeit spendet, welches, Portal, Inschrift, Stein und Jahreszahl fast verdeckend, männiglich verkündet, daß sich hier jetzt eine „Wachszieherei“ befindet. Mein alter Christoffel, edler Truchseß von (den Namen kann ich wahrhaftig nicht mehr entziffern), wie manchen tiefen Trunk magst du dort zu dir genommen haben in dem kühlen Hofe, wo man jetzt Kirchenlichter formt! Es ist auch ein gutes Geschäft; aber das andere, das des Truchseß, war doch lustiger. Und wie viel wundervolle alte Paläste stehen ringsumher! Epheubewachsene Steinthore; Mauern, an denen der rothe Wein rankt. Und so still ist es, so still — man hört das Herbstlaub über die Straße rascheln; man hört den ehrsamen Bürger dort in Pantoffeln über das Pflaster schlurren, und er raucht eine lange Pfeife dabei und macht ein so nachdenkliches Gesicht, als ob es sein eigener Taback sei, den er dort oben in seinem Acker gezogen habe — „beatus ille qui — paterna rura bobus exercet suis“. Und wie man steigt, umrauschen uns überall alte herrliche Bäume, Pinien und Akazien, gelangt man an stille Plätze, von hohen Mauern eingeschlossen, hinter welchen palast- oder klosterähnliche Gebäude sich verstecken. Große Steinwappen sitzen über den Portalen, und große Crucifixe stehen an den Straßenecken; Kreuze von Metall zieren den einen Thorbogen und vergoldete Bischofsmützen den andern; hier springt ein schöner Erker vor und dort eine zackige Giebelwand. Aber aus den Fenstern der alten Häuser schauen zuweilen junge, hübsche Mädchenköpfe, blühende, lachende Gesichter, und zwischen den Heiligenbildern fehlt nicht die mächtige Traube in dem Schilde und die Inschrift „Weinwirthschaft“. Es lebt sich nicht übel unter dem Krummstabe von Bamberg.

Ueber alles hehr und über alles herrlich ist der Dom, dessen vier schlanke Thürme immer und jedesmal in andern Constellationen gesehen werden, wo man auch stehen mag in Bamberg. Prachtvoll auf seinem breiten Treppenpiedestal steht dieser spätromanische Bau, unter dessen hohen Bogenwölbungen ein Kaiser und ein Papst friedlich nebeneinander schlummern. Wunderschön ist auch der Domplatz mit seiner ehemals fürstbischöflichen Residenz, in welcher gegenwärtig Otto's, des frühern Königs von Griechenland, Witwe wohnt, und seiner alten Hofhaltung, unter deren rein gothischen Portalen die Stallknechte jetzt Pferde striegeln und Wagen waschen. Wenn man hier steht, so hat man unter sich die Stadt mit ihrem Flusse, ihren Inseln, ihren Brücken und ihren Häusern; zur Linken weiter unten steigen die Thürme des Michelsberges empor, zur Rechten weiter oben die des Jakobsberges und aus der Häusermasse die zahllosen Thürme der andern Kirchen — wie es in der alten Chronik heißt: „Sic locus Babinbergensis ecclesiis et patrociniis sanctorum in modum crucis undique munitus" — so war die Stadt Bamberg von Kirchen und dem Schutze der Heiligen in Form eines Kreuzes auf allen Seiten umgeben.

Seitdem im Frieden von Luneville 1801 das ehemals reichsunmittelbare Hochstift Bamberg säcularisirt worden ist, haben die geistlichen Herren die bis dahin fürstbischöfliche Residenz verlassen, um in einem bescheidenern Hause den veränderten Umständen gemäß bescheidener zu leben. So ist es überall in diesen Bisthümern geschehen, welche vormals mit den Attributen weltlicher Herrschaft bekleidet gewesen sind. Hier in Franken, bis tief nach Hessen hinein war namentlich ihr Gebiet, und man zeigte mir jüngst noch in Fulda ein kleines Seitenpförtchen in der Mauer der

ehemaligen geistlichen Residenz, durch welche der letzte Fürstabt gegangen. Er hatte geschworen, sich niemals, weder gutwillig noch mit Gewalt, aus den Thoren seines Schlosses entfernen zu wollen; da brach man jenes Thürlein in die Mauer, und durch dieses hat er sich dann endlich doch hinausbegeben müssen. Wenn wir an jene Kämpfe mit der geistlichen Gewalt vom Anfange des Jahrhunderts denken, so kommen uns diejenigen, welche wir jetzt führen, harmlos genug vor. Damals, unter dem Dictat des rohen Corsen, war es ein Massenkrieg und ein Beutezug, bei welchem die Fürsten sich bereicherten, das Volk aber an materiellen Gütern verlor und an denen der Freiheit nichts gewann. Hoffen wir, daß es jetzt anders sei. Nicht mehr um prächtige Schlösser, um kostbare Gemäldegalerien, um reiche Ländereien und werthvolle Zinse handelt es sich. Was davon vorhanden war, kennt längst seinen alten Herrn nicht mehr, und die neuen lassen sich's im Besitze derselben recht wohl sein. Aber die Seitenthüren, wie ich deren eine in Fulda gesehen habe — hüten wir uns vor den Seitenthüren!

Der erzbischöfliche Palast in Bamberg, unter dem Jakobsberge, hinter der alten Hofhaltung und auf dem Wege zur ehemaligen Residenz gelegen, ist immerhin noch ein schönes, stattliches Haus mit reichverschnörkelter Façade, halb Rococo, halb Renaissance, ein Bau des vorigen Jahrhunderts. Die Thür, über welcher man das vergoldete erzbischöfliche Wappen erblickt, ist von einer Epheuguirlande umwunden, deren Blätter schon in der röthlichen Farbe des Herbstes spielten; und dem Hause gegenüber liegt ein stiller, eingefriedeter Rasenfleck, von Akazien und Nußbäumen beschattet. Es ist ein friedliches und anmuthiges Bild, dieses erzbischöfliche Haus, wie es, gleichsam

von seiner einstigen Höhe herabgestiegen, in der Verborgenheit daliegt. Sein gegenwärtiger Bewohner, der hochwürdige Herr Michael von Deinlein, erfreut sich einer großen persönlichen Beliebtheit in der Stadt. Ein Bauerssohn aus einem benachbarten Dorfe, hat er seine glänzende Laufbahn in derselben als Schüler begonnen, um sie hier als Erzbischof voraussichtlich zu beschließen. Selbst schon siebzigjährig, lebt er in seinem Palast zusammen mit seinen Aeltern, einem Greise und einer Greisin von nahezu hundert Jahren, aber beide noch körperlich sowol als geistig gesund und regsam, ein Philemon- und Baucis-Paar, ein seltenes Idyll unter einem erzbischöflichen Dache! Man hat mir gesagt, daß er diesen beiden hochbetagten Alten, welche die ländliche Tracht der Umgegend nicht abgelegt haben, mit einer wahrhaft rührenden Pietät begegne — er, selber schon ein Greis und ein Erzbischof! Es ist ein hübscher Zug von Familienleben, wohl werth, erwähnt zu werden. Uebrigens war der Erzbischof zur Zeit nicht anwesend; er befand sich gleich all seinen andern geistlichen Brüdern auf der Conferenz zu Fulda; leer standen hier und anderwärts die bischöflichen Residenzen, sodaß ich überall in Baiern wol Rom, aber nirgends den Papst gesehen habe.

Bei aller Hochachtung, mit der man von dem Erzbischofe sprach, konnte ich jedoch bemerken, daß eine scharfe Sonderung in Bamberg zwischen den Katholiken und den Protestanten besteht, von welchen letztern es hier gegen 4000 mit einer eigenen Kirche gibt. Von einem solchen Zustande der Dinge haben wir im Norden glücklicherweise keinen Begriff, und er fällt uns daher um so schroffer auf, wo wir ihm namentlich zuerst begegnen. Kaufen doch hier die richtigen Katholiken nicht einmal von einem Protestan-

ten; dieser ist für sein Geschäft auf die Freigeister und die Juden angewiesen, von welchen es in Bamberg eine beträchtliche Zahl gibt. Heinrich Heine war bis vor kurzem eine unbekannte Größe in Bamberg; man fängt erst jetzt an, ihn zu lesen — und ich hoffe, mit einigem Nutzen!

Das sind die Schattenseiten dieser malerischen Reste der Vorzeit, dieser romantischen Winkelgassen und dieser mittelalterlichen Erkerhäuser!

Aber kein Wunder. Denn tiefer als irgendwo hat hier in Bamberg das geistliche Regiment seine Spuren gezogen, und nicht einmal in einem feindlichen Sinne soll dies gesagt sein. Nein, es liegt im Charakter der Stadt selbst, in ihrem Anblicke, in dem Eindrucke, den sie auf den Fremden macht; ihr würde alles fehlen, jeder Reiz, wenn ihr der Dom, die schönen Kirchen, die weiten, stattlichen Gebäude vom Michelsberge fehlten. Das Kloster, das hier oben war, ist längst aufgehoben; wol steigt und springt noch in dem mächtigen Viereck dessen, was einst der Klosterhof gewesen, die Fontaine, an deren Hebung und Fall die Mönche vielleicht ihre Hexameter und Pentameter gemessen; aber in den schöngetäfelten Refectorien sitzen jetzt die Kinder der Welt, erfreuen sich der herrlichen Aussicht und trinken dazu „a Bier", welches allerdings zur Zeit der Aebte besser gewesen sein mag. Allein wenn es von einem hübschen Mädchen mit dem freundlichen Zuspruche: „Wohl bekomm's", credenzt wird, so mag es einem Norddeutschen immer noch gefallen. Wir sind in dieser Beziehung ein sehr dankbares Publikum. Weder Mutter Natur noch ihre Töchter und Söhne haben uns verwöhnt. Bei uns gibt es freilich keine hübschen Mädchen, die uns mit einem Segensspruche das Bier bringen; aber dafür

pflegt das Bier selber besser zu sein, als es hier oben auf dem Michelsberge war. Man hat mir zwar später gesagt, daß um diese Zeit das Bier in ganz Baiern nicht viel tauge, da das gute schon längst im Sommer ausgetrunken sei. Das ist jedoch kein besonderer Trost für den Reisenden, der erst im Herbst nach Baiern kommt.

Hoch über der Stadt, auf der entgegengesetzten Seite derselben, über allen Kirchen und Klöstern wie das Nest eines Raubvogels schwebt die alte Burg der Gaugrafen, die Altenburg, und hier begegnen wir zum ersten mal in ihrer alten Heimat den Zollern, welche von Schwaben nach Franken und von Franken nach Mark Brandenburg zogen und daselbst ein gar mächtig Geschlecht geworden sind. Dort in der Kirche des Michelsberges ruht der heilige Otto, welcher die Pommern zu Christen gemacht, und hier die Burg hat Markgraf Albrecht von Baireuth zerstört. Von der alten Babenberger Burg ist nur wenig übriggeblieben — etwas Mauerwerk, ein Thurm, eine Kapelle. Doch sitzt es sich gut da oben in den restaurirten Wirthschaftsräumen; erquickend ist der Blick auf die Gartenlandschaft, die ringsum ausgebreitet liegt, und herrlich der Weg, der durch die fruchtbaren Gelände führt, unter Nußbäumen und durch Hopfenfelder. Denn wenn von dem Biere, das in Bamberg gebraut wird, nicht viel zu rühmen ist, so liefert Bamberg doch den Hopfen für das halbe Land Baiern. Die Zeit der Hopfenernte war da, und es war gegen Abend. Die Zufriedenheit und die Freude mit dem Ertrage der Arbeit war auf allen Gesichtern. Hier im freien Felde und unten in den alterthümlichen Straßen war der gute bittere Geruch, der demjenigen, der sich auf die Sache versteht, gar angenehm zu Herzen geht. Wohin man sah, wurde Hopfen gefahren, getragen und in schattigen, hohen

Hallen gezupft. Die Wagen und Körbe faßten die Last nicht, und noch das Pflaster war mit der grünen Pflanze bedeckt. Und doch macht Hopfen nur den einen Theil des Reichthums von Bamberg aus; auf der andern Seite der Stadt jenseit des Flusses liegt eine ganze Gärtnervorstadt, in welcher das beste Gemüse gezogen wird, welches hohen Ruhmes genießt weit und breit. Siebenhundert Gärtner wohnen dort, und die Producte ihres Fleißes und des gesegneten Bodens, den sie bestellen, sind in der That das Schönste, was man sehen kann. Ich habe später in München zur Zeit des Landwirthschaftlichen Congresses eine Blumen-, Obst- und Gemüseausstellung besucht, die gewiß alles Preises und aller Preise werth war; aber der Blumenkohl und die Kartoffeln, die ich in einer gleichzeitigen Localausstellung, ja nur auf dem Grünen Markte in Bamberg gesehen, die übertrafen doch mit der Bodenfrische, die sie noch an sich trugen, alles. Es waren Köpfe — rein zum Verlieben. Ja, ja — meine schöne Leserin, man wird alt, und in einem gewissen Alter kann man sogar für Kohlköpfe schwärmen.

Und wie ich nun, von der Dämmerung umfangen, von der weichen Herbstabendluft umweht, niederstieg, all diesen irdischen Segen um mich mit dankbaren Blicken betrachtend, da schlug es sechs Uhr, und das Vespergeläute von allen Thürmen begann — tief und voll und melodisch — eine Glocke nach der andern, vom Dome, von Sanct-Jakob und Sanct-Michael, von Sanct-Martin und Sanct-Gangolf — eine wunderbare Melodie von Glocken in dieser Abendstille, weit im Umkreise um mich her den Berg heraufschallend und allmählich, wie sie begonnen hatten, auch wieder ersterbend, bis der letzte Klang verzitterte und der letzte Strahl des Abendroths verglommen war

und Duft sich niedersenkte auf die Berge und Dunkelheit auf die Stadt. Aber wie funkelten mir die gastlichen Abendlichter aus den Häusern entgegen; durch die hügeligen, frohbelebten Straßen fand ich meinen Weg rückwärts in ein gutes Wirthshaus und an eine wohlbesetzte Tafel, auf welcher alsbald einige von den Herrlichkeiten, die ich vorhin draußen auf dem Markte gesehen, in verführerischer Gestalt erschienen, begleitet von einem goldigen Weine, der nicht weit von hier an den Ufern des Mains wächst.

Glückliches Land, welches Wein und Hopfen, Paradiesäpfel und Kartoffeln trägt! Es gibt ein altes Wort, das lautet: „Wenn ich Nürnberg besäße, ich würde es in Bamberg verzehren.“ Nun, meine Wünsche sind von einer mäßigern Beschaffenheit. Ich besitze Nürnberg nicht, und wenn es der Fall wäre, würde ich mir nicht gerade Bamberg aussuchen, um es zu verzehren. Aber wer sich einen guten Tag bereiten will, der sollte, wenn der Weg ihn vorüberführt, in Bamberg Station machen. Dazu bedarf man der Schätze Nürnbergs nicht. Das Verfahren ist billiger und, unter uns gesagt — wahrscheinlich auch etwas weniger langweilig.

2. Nürnberg.

In dem Worte „Nürnberg“ liegt ein Zauber für das deutsche Gemüth. Jeder kennt es von Kindheit an, und jeder bewahrt ihm ein dankbares Erinnern. Nürnberger Lebkuchen und nürnberger Spielsachen haben uns gar manche Stunde versüßt und vergoldet. Ich kann an Nürnberg nicht denken, ohne mir eine kleine Druckerpresse vorzustellen, die ich einmal, in meinen Knabenjahren, von

dort bekam. Es war ein kleines allerliebstes Ding mit Schrauben von rothem polirten Holze, mit reizenden viereckigen Kästen und Bretchen, mit hübsch gepolsterten Ballen und einem charmanten Töpfchen voll Druckerschwärze. Das Einzige, woran es einigermaßen gebrach, waren Lettern; damit war es knapp bestellt, und ich weiß noch, welche Mühe es mir machte, den Vers zu setzen: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit", denn es fehlte mir zwar nicht am Glauben, der Berge versetzt, wohl aber an kleinen „e". Indessen immer neue Combinationen wurden erdacht, und sie war doch selig, diese Zeit, wo wir Dichter, Drucker und Publikum in Einer Person waren. Der kindlichen Phantasie erscheint Nürnberg wie ein unerschöpfliches Magazin voll der buntesten Bilderbücher, wie ein Eldorado mit den niedlichsten Häusern, Bäumen, Pferden und Menschen, die man auspacken und einpacken kann — und ich muß gestehen, daß es etwas Aehnliches auch ist.

Wenn man der Stadt vom Bahnhofe aus sich nähert und die Mauern ringsum sieht mit Zinnen, Schießscharten, Bollwerk und Thürmen, die breiten Gräben und die hängenden Brücken; wenn man die tiefen gewölbten Thore durchschreitet und den ersten Blick in die Straßen wirft, dunkel und kühl von den Schatten der hohen zackigen Häuser: so wird man sich sagen, daß man hier eine Wirklichkeit vor sich hat, die für das Auge des Erwachsenen bunter und märchenhafter ist, als es alle Pracht und Herrlichkeit der Baukästen jemals für das Kind gewesen. Noch lange bevor man zu dem Eindrucke des Einzelnen gelangt, hat uns das Ganze in eine traumhafte Stimmung versetzt, die — man mag soviel davon anticipirt haben, als man will — uns doch plötzlich überkommt und nicht mehr verläßt, solange wir zwischen diesen Häu-

sern, unter diesen Thürmen und über diese Brücken wandeln.

Jede besondere Neigung und Vorliebe findet hier etwas, was sie lebhaft anregt und beschäftigt. Der Historiker durchlebt hier noch einmal die goldensten Tage deutscher Städtefreiheit, deren Glanz zurückfiel auf des alten Deutschen Reiches Herrlichkeit und sie vermehren half; ihn grüßt noch der Reichsadler mit ausgebreiteten Schwingen von den Thoren des Rathhauses und den Deckgewölben der alten Burg. Der Kunstfreund begegnet den Schatten der großen Meister in Stein, Holz und Erz; und nachdem er die Werke bewundert, mit denen sie diese ihre Heimat geschmückt, weilt er sinnend vor der Figur Albrecht Dürer's und betritt ehrfurchtsvoll das Haus, welches ungefähr noch ebenso steht wie damals vor vierhundert Jahren, wo Nürnbergs größter Sohn darin wohnte. Dem Literaturkenner klingen die Weisen der Meistersänger im Ohre, wenn er die Pegnitz rauschen hört, und ein Zug von Pietät wird ihn in jene kleine Gasse hinter der Frauenkirche führen, „Hans-Sachsen-Gasse" genannt, und vor ein Haus darin, welches, mit einem Denksteine geziert, die Inschrift trägt: „Hier wohnte Hans Sachs, geboren am 5. November 1494, gestorben am 25. Januar 1576." Diese Namen und diese Jahreszahlen, welche Schemen für uns waren, solange wir sie nur in den Büchern lasen, werden auf einmal lebendig vor uns, sie nehmen etwas Körperliches und Handgreifliches an, was sie uns näher bringt. Wir gehen in der stillen Mondnacht umher, und sie sind an unserer Seite. Kann es wol viel anders gewesen sein vor vierhundert Jahren? Dort ist Albrecht Dürer's Haus mit seinen drei Stockwerken, mit seinem alten Balkon, mit seinen kleinen Fenstern, in denen das Mondlicht glänzt.

Dort ist die dicke Mauer und der düstere Thurm, das dunkle Thor, und dort an der Seite des Pilatushauses ist der Mann aus Eisen in der Rüstung und mit der Lanze — dort auf der Anhöhe, gegen den dunklern Himmel gelagert, ist die Burg von Nürnberg, und dort unten ist Nürnbergs Häusermasse mit dem mannichfaltigen Spiele der tausend Lichter, die mit dem Mondenscheine kämpfen — und die alten Bäume rauschen im Nachtwinde — und dort aus einer lustigen Weinschenke klingt Harfenspiel — und dort von Dürer's Platze her eine Frauenstimme — und noch weiter, aus irgendeiner Straße Chorgesang — und nun schlägt es zehn Uhr vom Sanct-Sebaldusthurme, und die Häuser werden zugemacht, und der Himmel so hoch und die Wolken so schimmernd von Silber sehen herab auf das stille, gute Nürnberg. Kann es anders gewesen sein vor vierhundert Jahren, wenn an einem Abend wie dieser der Mann, der jetzt im Erzgusse dort auf hohem Postament in hellem Mondenlichte steht, raschen Schritts aus jener Weinschenke kam und zögernd, immer zögernder diesem Hause nahte, diese Thür öffnete, scheu emporblickend zu diesem Fenster, an welchem schon die Frau „Rechenmeisterin" stand, keifend, daß ihr Gemahl, Meister Albrecht, wieder einmal über die Stunde sich bei Wein und guten Kameraden versäumt habe? „O wy wirt mich nach der sunen friren; hy bin ich ein Herr, daheim ein schmarotzer."

Wie wunderbar ist Nürnberg im Mondenscheine, wenn solche Gestalten vor den Blicken emporsteigen! Wenn die Thürme dämmern in der mondklaren Luft und das Licht zittert in dem Wasser der Pegnitz — wenn die Brücken und die Häuser und die Giebel und die Ecken blauen Schatten werfen und in der milden Nachtluft die Stimmen

der Vergangenheit mit denen der Gegenwart zusammenklingen!

Und wer dennoch kalt bliebe bei solchem Zauber von Licht und Tönen, der soll hingehen vor ein Erkerhaus, welches der Sanct-Sebalduskirche gegenüberliegt, still, einfach, bescheiden, aber fest aus Stein und auf breiten Fundamenten; dieses Haus soll er ansehen und eine Tafel lesen, die über der Thür in der Wand angebracht ist, und dann, wenn er ein deutsches Herz im Busen trägt, wird es ihm warm werden vor Zorn, wird es ihm übergehen von tiefer Betrübniß, und er wird noch einmal aufschreien gegen Gott, der es zuließ, und dann still werden, immer stiller und von inbrünstigem Dank erfüllt, daß solches nun vorüber und niemals wiederkehren mag, solange Deutschlands Söhne treu bleiben dem Andenken der Väter, die für sie gelitten, gestritten und geblutet. Diese Tafel besagt:

Johann Palm,
Buchhändler,
wohnte hier,
der ein
Opfer fiel
Napoleonischer Tirannei.
Im Jahre 1806.

Eine deutsche Stadt wie keine zweite in Können und Gesinnung, in Kunst und Gewerbfleiß ist Nürnberg; mit einer reichen Vergangenheit, die es in Treuen ehrt und mit Verständniß pflegt. Wir alle können ihm nicht genug dafür danken; es erhält uns ein glänzendes Bild dessen, was keine Schilderung uns vormalen und, wenn es einmal dahingegangen, keine noch so geschickte Nachahmung zu ersetzen im Stande wäre. Diese Stadt ist einzig in

ihrer Art, denn sie ist nicht Copie,. sondern Original; und, obwol herabgestiegen von ihrer einstigen Höhe, hat sie rasch eine andere erklommen, die nicht minder achtunggebietend ist und zugleich unser ganzes Herz besitzt. Nicht mehr wie in alten Zeiten hinter diesen Mauern vertheidigt Gustav Adolf die Stadt gegen Wallenstein und Tilly; sondern durch diese Thore ziehen friedliche Gäste herein, die willkommen sind, wenn sie es sich einige Tage hier gefallen lassen wollen. Nicht mehr singen „die Meister des Handwerks“, noch „arbeiten“ sie in geschlossenen Gilden — die Gewerbfreiheit hat auch diesen Bann zerstört; aber ihre Tabulaturen und Fahnen, ihre silbernen Becher, Innungszeichen sammt Lade, Schaustück und alledem werden jetzt im Rathhause aufbewahrt der vergangenen Zeit zur Ehr', der kommenden zur Lehr'. Nicht mehr sind die Reichskleinodien ausgestellt in der alten Burg Barbarossa's; aber mit Ehrfurcht betritt man den Hof mit der achthundertjährigen Linde, das Schloß und die Halle, den Sitz der ehemaligen Burggrafen von Nürnberg, die Wiege des neuen deutschen Kaisergeschlechts. Dicht aneinander, wie weiter oben in schwäbischen Landen Hohenstaufen und Hohenzollern, grenzt hier das Alte an das Neue, wie wenn durch die Jahrhunderte hin ein geheimer Zusammenhang oder Gegensatz bestanden habe, dem es vorherbestimmt war, sich auszugleichen zur Vollendung deutschen Wesens. Ein Habsburger war es, Rudolf von Habsburg selbst, der den ersten Zollerngrafen hier eingesetzt; Fehden entstanden daraus, als der Lehnsmann wuchs, bittere Kriege zuletzt, und wie lange, lange hat es gedauert bis zu jenem schönen Tage, wo der ehemalige Lehnsherr, ein gefeierter, hochwillkommener Gast im Königsschlosse zu Berlin, unter zwei von dort datirte Verordnungen schrieb: „Gegeben in

der Hauptstadt des Deutschen Reiches am 11. September 1872."

Die Burg von Nürnberg ist in neuern Zeiten wieder wohnlich hergerichtet worden; König Maximilian II. von Baiern und seine Gemahlin haben hier oft und gern Hof gehalten. Seit dem Tode dieses Monarchen ist sie wieder verwaist; nur ein einziges mal, im Jahre 1866, hat der jugendliche König Ludwig hier geweilt. Allein die Zimmer des Königs und der Königin sind noch vollständig so erhalten worden, wie diese sie verlassen haben; und trauliche Zimmer sind es mit gebräuntem Balkenwerk und Nischen in den Mauern und kleinen Fenstern, aus denen man einen Blick hat auf die gute gewerbreiche Stadt Nürnberg und die weite Ebene, welche sie umgibt. Tief unten vom Felsgrunde herauf wächst einiges Grün, die Gräben haben sich mit Baum und Strauch bedeckt, und um den alten Heidenthurm rauschen die Pappeln. Es war schon spät am Nachmittag, als ich an das große Thor mit dem Reichsadler klopfte. Das Licht und die Wärme des Sonnenunterganges füllten die einsamen Räume; obwol alles Lebende längst aus ihnen gegangen, bewahrten sie doch einen Schein des Lebens. Niemand außer mir und des gegenwärtigen Castellans hübscher Tochter, die mich führte und gleich einem Burgfräulein den Schlüsselbund am Gürtel trug, war darin; unsere Schritte hallten wider in den langen Corridoren, in die nur noch während der Reisezeit der Fremde kommt, um sich erzählen zu lassen von der alten Zeit und von den alten Kaisern, die hier residirt. Aber doch überall, hier und dort, durch Fenster oder Thür, fiel ein Sonnenstrahl über unsern Weg, der die Wand erhellte, das Grün erleuchtete und ein frohes Empfinden an der Gegenwart weckte.

Denn nicht, wie an vielen andern Orten, besteht hier in Nürnberg eine scharfe Trennung zwischen dem, was nur noch künstlich conservirt worden ist, und dem, was dem Tage, dem Leben und uns angehört; beides geht vielmehr ineinander über, ohne daß man die Grenzlinie auf störende Weise bemerkt. Für die Einheimischen allerdings existirt eine solche Romantik nicht — und wenn es wäre, wer möchte dort wohnen? Der Nürnberger ist ein solider, praktischer, vernünftiger Mann; er lebt unter seinen Erkern und Giebeln ungefähr ebenso wie wir unter unsern flachen Miethkasernen, er thut seine Arbeit und lobt seine Väter, deren Häuser und Straßen, deren Burgen und Dome, deren Bilder und Werke tausendfältigen Zins für ihn tragen bis auf den heutigen Tag. Er macht ein Geschäft daraus wie aus jedem andern, und er hat recht. Wir aber, die wir für einen Tag oder für mehrere Tage nach Nürnberg kommen, gehen immer in Gesellschaft unserer Heinriche und unserer Konrade; mit einem Rudolf zur Linken und einem Adolf zur Rechten besteigen wir die Burg, wo Kaiser Rothbart selbst uns empfängt; und wenn wir sie verlassen in der Abenddämmerung, so steht schon Albrecht Dürer da, um uns mit Veit Stoß und Peter Vischer bekannt zu machen, oder Hans Sachs erwartet uns, um uns den Sebalder Pfarrhof zu zeigen, dieses reizende alte Haus mit seinen Chörlein und Steinverzierungen wie Blumenwerk, in welchem Melchior Pfinzing, der wackere Propst, den „Teurdank“ schrieb zu Kaiser Maxens und seiner Auserwählten von Burgund unsterblichem Ruhme. Mit den Kaisern in ihren Kronen und mit den Meistern in ihren Schurzfellen verkehren wir beständig wie mit unsersgleichen; sie folgen und begegnen uns auf Schritt und Tritt in Nürnbergs alten Straßen. Die Todten werden leben-

dig, und die Lebendigen, unsere Zeitgenossen und Mitmenschen, verwandeln sich in eine bunte Staffage. Auf den Märkten herrscht immerfort ein reges Treiben, vom Morgen bis zum Abend, auf dem Obstmarkte und dem Gemüsemarkte, auf dem Fleischmarkte, dem Kleider- und Trödelmarkte; ja, der schönste Platz von Nürnberg, der vor der Frauenkirche, ist ganz mit Buden bedeckt, in denen gehandelt und gefeilscht wird, bis zu den Stufen des herrlichen bilderreichen Portals. Indessen da steht das „Gänsemännchen" noch immer hinter seinem verzierten Gitter, und aus den Schnäbeln der beiden Gänse, die es unter den Armen trägt, fließt das Wasser noch nieder in das Becken von Stein wie vor fünfhundert Jahren; und dort an dem „schönen Brunnen" füllen nürnberger Mädchen ihre Krüge, der Himmel blaut durch das zierliche Stabwerk, und Vögel fliegen von Zacke zu Zacke.

Treten wir in die beiden hochberühmten Kirchen von Nürnberg, die von Sanct-Sebaldus und von Sanct-Lorenz, so haben wir nicht nur die hehren Baudenkmäler zu bewundern, sondern Nürnbergs einstiges Leben, wie es war in weltlicher Macht und mehr noch in künstlerischem Schaffen, entfaltet sich vor uns in seiner ganzen Fülle. Da sehen wir Peter Vischer in seinem herrlichsten Erzgusse, dem Grabmonument des heiligen Sebaldus, und ihn selber, den Meister, als Porträtfigur in einer der Nischen; da sehen wir Albrecht Dürer auf einem Gemälde, welches die Patricierfamilie der Imhof darstellt; da sehen wir in Sanct-Lorenz Adam Krafft, den Bildner in Stein, unter sein Werk gebeugt, das er zu tragen scheint, das unvergleichlich schöne Sakramentenhäuschen, und schräg gegenüber, von der Höhe herab, hängt der Englische Gruß, welchen Veit Stoß geschnitzt für die Stadt, in welcher er,

ein Pole von Geburt, eine Werkstatt, ein Weib und eine Heimat gefunden. Es wandelt sich schön in diesen hohen, mächtigen Domen, wenn man dieses alles betrachtet und bedenkt, während im Westen das bunte Radfenster in allen Strahlen der tiefstehenden Sonne funkelt und ihre Reflexe weiter, immer weiter trägt, von den Säulen zur Wölbung, von der Wölbung zur Decke, bis dieser ganze steinerne Wald zu zittern scheint in dem magischen Lichtstrome, der ihn durchflutet.

Zu den interessantesten Bekanntschaften, die ich in diesen schönen Kirchen machte, zähle ich unbedingt die der alten Patricier und ehrbaren Geschlechter Nürnbergs, welche in ihnen begraben liegen oder durch Stiftungen von Altären und Gemälden oder auch einfacher durch Todtenschilde dafür gesorgt haben, daß ihr Gedächtniß in denselben nicht vergehe. Diese Tabellen, fein säuberlich auf Pergament geschrieben, mit rothen Linien und allerlei goldenem Zierath eingefaßt, hängen an den Wänden des Chores und erzählen von den Starcke und den Fürer von Haimendorf, von den Kress von Kressenstein, welche Geheimräthe gewesen „bey allhiesig des Heyl. Röm. Rs. freyen Republique", und den Pfinzing von und zu Henffenfeld, von welchen „der Letzte seynes Uraltadeligen Stammes und Geschlechtes" das Zeitliche gesegnet im Jahre 1764. Die Volckamer umfassen die längste Zeit: von 1281—1712, und sie waren „Baumeister" — „deß Ehrlöblichen Stadtgerichts Assessor" — einer „starb in der Belagerung von Rouan, 1592", ein anderer „zu Wien in Oesterreich, 1595" — der vorletzte hatte noch das Vergnügen, nobilitirt zu werden als „von Kirchensittenbach", und der letzte, der sich dieses schönen Namens nicht allzu lange erfreute, war „Pfleger des löbl. Allmos Amtes all-

hier". Auf diesen Tafeln ist von Frauen wenig zu lesen; das Geschlecht „derer von Kirchensittenbach" scheint ein ganz besonderes von alten Junggesellen und Hagestolzen gewesen zu sein. Die Tucher dagegen sind außerordentlich sorgsam, die Namen ihrer „Ehegemahlinnen" nicht zu vergessen und der Nachwelt genau zu überliefern, welche von ihnen eine Behaimin und eine Harßdörfferin, eine Hirschvöglin und Gundlachin „gewesen". Ein gleiches Lob verdient die Galanterie der Scheurl von Defersdorf, welche noch umständlicher sind in der Aufzählung ihrer „Ehewirthinnen" und „Eheliebsten". Ehrbare Leute sind sie alle zusammen gewesen, diese alten Schultheißen, Landpfleger, kaiserlichen Räthe und Hauptleute; noch immer glimmt in ihrem rothen Glase zu Sanct-Sebaldus die Ewige Lampe, welche die Tucher daselbst seit 1326 gestiftet. Aber sie gaben auch den heimischen Künstlern zu thun, und die prachtvollen gemalten Fenster, die schönen Altarbilder, die Sculpturen, Erzguß und Holzschnitzwerk zeugen von ihrer Liberalität, ihrer Frömmigkeit, ihrer Liebe zur heimatlichen Stadt, welche sie mit solch unvergänglichen Denkmalen schmückten. Und wie ein Künstler auch in jener Zeit ganz anders malen konnte, wenn er gut bezahlt wurde, als wenn es nur um die Ehre und mittelmäßigen Lohn ging, das kann man in diesem selbigen guten, frommen Nürnberg an zwei Bildnissen sehen, welche Meister Albrecht Dürer gemalt: das eine des Kaisers Sigismund auf der Stadt Kosten, das andere ein Porträt des Patriciers und damaligen Bürgermeisters Holzschuher, welcher tiefer in seinen Seckel griff, als ein hochlöblicher Magistrat bei solchen Anlässen zu thun pflegte. Aber der Unterschied! Kaiser Sigismund, der im Rathhause hängt — nun ja, ein jeder möchte sich wol wünschen, so gemalt zu sein. Aber

wie kalt, wie trocken, sobald man es mit dem Bilde des Bürgermeisters im Germanischen Museum vergleicht — welch ein Feuer in den Augen! Welch eine Feinheit in jedem Härchen des prachtvollen Bartes — welch ein Leben, als ob jeder Zug im Gesicht, jede Linie um den Mund spräche — als ob er durch dieses Bild selbst sagen wollte, was er ein andermal dem hochwohlweisen Rathe seiner Vaterstadt in einem Briefe gesagt: daß er ihr gedient habe, „wo sie meiner hilff, kunst und arbeitt bedurfft, mer vm sunst dann vm gelt".

Die Holzschuher sind übrigens ein Geschlecht, welches noch heute in Nürnberg florirt und von dort aus sich weit über Baiern verzweigt hat. Das Erbbegräbniß der Familie befindet sich auf dem Johanniskirchhofe in der Nähe der Gräber von Albrecht Dürer und Hans Sachs, und derselbe Adam Krafft, dessen erstes Werk, „die sieben Stationen", gleich sieben mächtigen Wegweisern die Straße von dem Thore bis zum Gottesacker bezeichnet, hat in dieser Kapelle sein letztes ausgeführt, eine „Grablegung mit 15 lebensgroßen Sandsteinfiguren". Warm von der Abendsonne war der Stein auf Hans Sachsens Grab, auf dem ich saß, des Bruders in Apoll, der darunter nun schon bald vierhundert Jahre liegt, seines guten, fröhlichen Herzens und seiner unzähligen schlechten Verse gedenkend — halbeingesunken ist der Grabstein, niemand kümmert sich mehr um ihn, und des Todtengräbers Töchterlein las mir den Vers vor, den der „Schuh—macher und Poet" sich selber gesungen. Todtengräberpoesie! Das Grab Albrecht Dürer's dagegen, in spätern Jahren restaurirt, ist mit Wappen und Malerzeichen geschmückt — auch fehlt der Lorberkranz nicht, der jedesmal an seinem Geburtstage, dem 21. December, von dem Dürer-Verein seiner Vater-

stadt erneut wird. Der Ruhm ist ein unberechenbares Ding; um noch so viel Fleiß, Mühsal und guten Willen ist er nicht zu haben. Du schreibst fünf Foliobände voll Meistergesang und Sittenpredigt, dazu mehr als 200 Trauer-, Fastnachts- und andere Spiele und bekommst dafür nur ein mitleidiges Lächeln von der Nachwelt; er malt ein Altarblatt und hat den Lorberkranz für immer! Aber wir wollen dein dennoch nicht vergessen, du guter Schuster von Nürnberg!

Aus diesen Betrachtungen weckte mich ein leises, feines Grabgeläute aus der benachbarten Kapelle: eine späte Enkelin jenes Bürgermeisters, dessen Porträt Dürer gemalt, eine Frau von Holzschuher, ward dort beigesetzt. Sie hatte in München gelebt und war dort gestorben; aber hier in Nürnberg, in dem alten Erbbegräbnisse, ward sie zu ihren Vätern eingethan. Nicht weit davon war eine andere gemeinsame große Gruft, hoch von Kränzen und weißen und rothen Rosen bedeckt; hier war gestern ein junges Fräulein begraben worden aus dem Geschlechte der Behaim, aus welchem, wie wir auf den Todtenschildern der Sanct-Sebalduskirche gelesen, einstmals vor vielen hundert Jahren ein Tucher sich die „Eheliebste" gewählt. So geht zuletzt alles dahin, Ruhm und Liebe und Lorber und Rose; nirgends aber unter den Schauern der Vergänglichkeit vernehmen wir zugleich den Pulsschlag des Lebens so warm und so deutlich als hier. Es ist, als ob sie hier in Nürnberg noch eine große Gemeinde bildeten, sie, die diesseit, und sie, die jenseit des Grabes stehen; als ob die Verbindung zwischen ihnen nicht aufgehört und als ob es weniger schrecklich sei, aus einem dieser alten Giebelhäuser in eins dieser alten Erbbegräbnisse zu gehen, welche nur eine Art von stillerer Wohnung zu sein scheinen.

Indessen haben auch die bürgerlichen Paläste im Innern der Stadt manch eine Wandlung erleiden müssen: an einigen sitzt das Schild moderner Hotels (von denen ich, wenn ich Bädeker oder Berlepsch wäre, dem Bairischen Hofe keinen Stern geben würde); aus andern sind Fabriken geworden — aus dem Hertelshofe eine Spielkarten-, aus dem Tucher'schen Jagdhause eine Papiermaché-fabrik. Andere Patricier sind aus ihren alten Stadthäusern ausgewandert und haben sich prachtvolle Villen draußen vor den Thoren gebaut.

Das Land um Nürnberg erinnert an den brandenburger Sand und heimelt darum den Berliner an, auch darin, wenn er sieht, was unermüdlicher Fleiß und harte Arbeit aus dem dürren, unfruchtbaren Boden gemacht haben. Kaum Ein Höhenzug dämmert am fernsten Horizont; man könnte, wenn man sich von der Stadt ab- und der Ebene zuwendet, sich in die Gefilde der Mark zurückversetzt wähnen. Aber dieselbe Tüchtigkeit hier wie dort. Was die Scholle jetzt gewährt an Obst und Taback, an Getreide, Hopfen und Gemüse, das hat sie nur der mühseligsten, unverdrossensten Arbeit bewilligt. Man glaubt in dieser streng disciplinirten Führung des Lebens noch die Hand der Zollern zu erblicken, welche einst dort oben im Schlosse des Burggrafenthums gewaltet.

Ebenso sieht man in den Straßen der Stadt nicht jenes behagliche Phäakenthum, welches in den andern altbairischen Städten uns nicht übel gefällt. Denn, wie der Philosoph richtig bemerkt, der Mensch lebt nicht blos, um zu arbeiten. Hier in Nürnberg gewahrte ich noch nichts von jenen Bierseideln, die beständig vom frühen Morgen an in der Nachbarschaft umhergetragen, oder von den Bierfässern, die einem unaufhörlich über den Weg gerollt

werden. Ich habe nichts gegen Bierseidel und Bierfässer, sie sind beide gut genug in ihrer Art; ich habe nur den Unterschied constatiren wollen. Auch war der „Mohrenkeller" in Nürnberg ganz so gedrückt voll, so schmuzig und so traulich, als die kühnste Phantasie sich dergleichen nur vorstellen kann. Aber ein anderes Etablissement ähnlicher Beschaffenheit, welches mein Reiseführer noch sehr herausstrich, fand ich geschlossen, und der unglückliche Wirth beklagte sich darüber in den öffentlichen Blättern, daß ihm ein hochlöbliches Stadtgericht die — Gläser habe wegnehmen lassen. Nun trinke einmal einer Bier, wenn er keine Gläser hat, oder, wie der bairische Unteroffizier in den „Fliegenden Blättern" gesagt hat: „Was hilft mich der Mäntel, wenn er nich geröllt ist?"

3. Regensburg.

Obwol Regensburg in seinem architektonischen Detail bei weitem nicht so reich als Nürnberg und, als Ganzes betrachtet, viel einfacher, ernster und düsterer ist, so hat es mich darum nicht weniger angesprochen, vielleicht noch mehr. Aelter als Nürnberg, erweckt Ratisbona, die alte **Augusta Tiberii**, nicht wie jene die Vorstellung eines heitern, opulenten Städtewesens, das der eigenen Macht- und Lebensfülle froh ward und sie herzhaft genoß, sondern führt uns in die frühere Zeit zurück, wo die Städte begannen, um Anerkenntniß ihrer Existenz zu ringen, in die Anfänge des Bürgerthums, wo dieses, weit davon entfernt, frei zu sein, sich vielmehr unter die Botmäßigkeit irgendeines geistlichen oder weltlichen Herrn begab, um sich auf diese Weise desto besser gegen die übrigen wehren zu können. Wir sprechen natürlich von diesem Unterschiede

nur, insoweit er sich in der Architektur der beiden Städte erhalten hat; denn sonst hat sich jede Spur davon längst verwischt. Aber architektonisch betrachtet repräsentirt Nürnberg noch immer das spätere Mittelalter, in welchem der Bürger wußte, was er werth sei, und Häuser baute, die das Auge künstlerisch erfreuten, dem Sinne für einen verfeinerten Luxus entsprachen und alles zusammen in ihrem zierlichen Aeußern dem Geschmacke und Reichthume ihrer Bewohner Ehre machten, wogegen Regensburg, einer frühern Periode des Mittelalters angehörend, vorwiegend noch den Burgcharakter hat; jedes Haus daselbst oder vielmehr das typische Haus, deren es noch eine gar große Zahl gibt, ist fest aus Stein, mit gewaltigen Grundmauern, massiven Thoren, hoch, breit, mit zahlreichen, aber kleinen Fenstern und in der Regel ohne bildnerischen Schmuck; aber fast jedes hat seinen Thurm, entweder mächtig emporsteigend in der Mitte des Gebäudes oder an einer Ecke desselben angebracht, in halber Höhe zuweilen, wie ein Pfefferbüchschen.

Die meisten Straßen sind so eng, daß, wenn ein Wägelchen kommt, alle Fußgänger rasch zur Seite springen und, an die Häuser gedrückt, Schutz suchen müssen; allein sie sind darum nicht finster, und überall öffnen sich, dem Fremden ganz unerwartet, die merkwürdigsten Durchblicke. Durch tiefe Thorbögen sieht man in weite, dämmerige Hausfluren, die für eine Burghalle gut genug wären und einst auch wol zu etwas Aehnlichem gedient haben mögen. Höfe dehnen sich dahinter aus mit Säulen von Stein, an welchen die sorgsame Hausfrau des 19. Jahrhunderts Wäsche zum Trocknen aufgehängt hat, oder mit schweren Wölbungen in Spitzbogenstil, deren Profile röthlich von einem Schmiedefeuer glühen. Man kann nicht zehn Schritte

gehen, ohne, wenn man ein Auge dafür hat, irgendein ähnliches Bild zu sehen, irgendeine Perspective mit Rembrandt'schen Lichtern, irgendeine Scene, die, von dem Oval alten Mauerwerks eingefaßt, wie auf dunkler, zeitgebräunter Leinwand erscheint. Auf Markt und Straße, im Wirthshause und Kaufladen, überall sind wir von der Vergangenheit eng umgeben, und in Regensburg wie in Nürnberg hängt sie so genau mit dem täglichen Leben zusammen, daß man sich dieses ohne jene gar nicht denken könnte. Doch in Nürnberg herrscht die leicht und licht emporstrebende Gothik, die heitere, dem sonnigen Süden entlehnte Renaissance, phantasievoll und phantastisch die eine, lieblich und an Abwechselung reich die andere; und in Regensburg ist es das frühe Mittelalter, welches mit seinen starken Pfeilern und schweren Bogen sich in gar manchem einfachen Bürgerhause erhalten hat. Ein jedes dieser Häuser macht daher einen imposanten, ja sogar majestätischen Eindruck, während die Straße in ihrer Gesammtheit von einer gewissen monotonen Wirkung ist. Allein selbst in dieser Einförmigkeit liegt etwas Anziehendes und Erlösendes für den Fremden, dessen von der Hast unserer modernen Städte geplagter Geist auf diesen dunkeln, fast feierlich anzuschauenden Massen von Stein ausruht wie draußen im Anblicke eines dunkeln, tiefen Waldes — um so mehr, als sich auf dem Hintergrunde dieser Architektur ein viel eigenthümlicheres Volksleben entfaltet als in Nürnberg. Menschen von einem andern Schlage leben in Regensburg trotz der düstern Färbung ihrer Häuser doch sorgloser und bequemer; mit schönen Promenaden um ihre Stadt, auf denen sie sich gegen Abend fleißig tummeln (was ich ihnen auch wahrlich nicht verdenken kann); mit einem allerliebsten Theater, welches

dicht neben einem alten, neuerdings in ein Priesterseminar verwandelten Kloster liegt; mit zahlreichen Bierhäusern und zahllosen Gästen darin; weniger mühselig arbeitend als ihre Brüder an der Pegnitz, aber darum nicht minder eines behäbigen Wohlstandes sich erfreuend — dankbar für jede gute Gabe, welche eine freundlich gesinnte Natur in Wald, Feld und Wiese für sie reifen, im Wasser und auf dem Wasser ihnen zuschwimmen läßt — Franken und Protestanten die einen, Baiern und Katholiken die andern. Ein Zug vom Süden ist schon in dieser Stadt, etwas von der lässigern Art des Lebens, das sich des Tages freut und ihn am frühen Morgen mit einem tiefen Trunke und einem fröhlichen Worte (zuweilen auch mit einem gewaltigen Rettich) beginnt. Glückliche Menschen, die so viel Zeit und einen so guten Magen haben! Malerisch mit bläulichen Hügelketten und fruchtbarem Thalgrunde breitet sich die Landschaft um Regensburg aus, und dicht unter den Mauern dahin rauscht in schon mächtigem Strome die Donau — diese schöne blaue Donau, welche von hier nach Passau fließt, von Passau nach Linz und von da nach dem fernen, stolzen Wien.

Nirgends überblickt man die weite Donauebene, welche jetzt von allen Segnungen des Friedens lacht, wie sie einst der Schauplatz verhängnißvoller Kämpfe war, so deutlich, als wenn man etwa zwei Stunden von Regensburg nach Donaustauf hinausfährt und den Hügel ersteigt, auf welchem die Walhalla thront. Ich kann nicht behaupten, daß ich für dieses sonderbare Gebäude schwärme, welches in Anbetracht des Umstandes, daß es nicht hundert Schritte weit von einer alten Wallfahrtskirche steht, einen etwas gar zu heidnischen Charakter hat. Auch würden mich bei ihrem Besuche die Filzpantoffeln geniren, die man anziehen

muß, bevor man den marmornen Mosaikboden betreten darf, und in welchen nicht lächerlich auszusehen ein Problem ist, welches unter den Tausenden von Walhallagenossen wol noch nicht einer gelöst hat. Ein ganzes Bataillon von Schuhen, von dem größten Format menschlicher Füße bis zu dem kleinsten, ist an der Schwelle aufmarschirt — nun denke man sich erst die Probe, dann die Ausfahrt selbst und endlich die ganze Gesellschaft im Heiligthume herumrutschen nach Art des Schlittschuhtanzes im „Propheten"! Es ist schwer, ernsthaft zu bleiben vor den Büsten Goethe's und Schiller's, wenn man sich ihnen in Filzschuhen naht; und wenn ich die Wahrheit sagen soll, so schienen die Bewegungen, die sie selber und ihre Freunde ausführten, den meisten Besuchern auch viel interessanter als die Köpfe von Hengist, Horsa und ähnlichen Berühmtheiten, welche auf ihre Manöver herabschauten und in der That die einzigen waren, welche ihre Würde bewahrten. Mit einiger Verwunderung, nachdem man aus der musivischen Inschrift des Marmorbodens entnommen, daß dieses Monument dem Andenken an die Befreiung des Vaterlandes von den Franzosen gewidmet, sieht man unter den Helden dieser Siegeshalle den Marschall von Sachsen, der die deutschen Heere bei Fontenoy schlug, und zwischen G. A. Bürger und Klopstock, „dem heiligen Sänger", die Kaiserin Katharina von Rußland, die, was sie auch sonst gewesen sein mag, zur Rechten des „Messias" sich gar wunderlich ausnimmt.

Und dennoch, obwol diese Walhalla uns einen deutlichern Begriff von der Schrullenhaftigkeit ihres Erbauers gibt als von dem Zusammenhange, in welchem die hier Verewigten untereinander stehen mögen, kann man sich eines sympathischen Eindrucks nicht erwehren, wenn man

auf den letzten Grund des Geistes zurückgeht, der sich in dem Denkmale verkörpert. Es war das eigenthümliche Schicksal Ludwig's I., wie jeder excentrischen Natur, immer oder doch meistens über das Ziel hinauszuschießen; aber seine Seele war von Idealen und sein Herz von Patriotismus erfüllt — Ideale freilich, die zumal gegen das Ende seines sehr bewegten Lebens zuweilen eine gar bedenkliche Gestalt annahmen, und ein Patriotismus, der sich mit der fortgeschrittenen Zeit nicht mehr verstand. Indessen ein heiliges Feuer glühte in ihm für das, was man in jenen nebelhaften Tagen „Deutschland" nannte; und obgleich dem ersten Napoleon persönlich so verhaßt, daß dieser einst im Zorne ausrief: „Wer hindert mich, diesen Prinzen füsiliren zu lassen?" — war er doch verurtheilt, die bairischen Truppen gegen den Erzherzog Karl zu führen, damals, in dem Unglücksjahre 1809, die letzte Hoffnung Deutschlands. Damals — wer weiß? — als die Trümmer des österreichischen Heeres aus Regensburg zogen, als die Vorstadt jenseit der Brücke, die Stadt-am-Hof, ein Raub der Flammen geworden und hier bei Weichs, dicht unter dem Hügel von Donaustauf, Kolowrat sich über den Strom gerettet — da mag ihm tröstend und sühnend in dem Morgenroth einer bessern Zeit jener Marmortempel vorgeschwebt haben, der den Hügel jetzt krönt und von dessen säulengetragenem Bau herab man den Horizont überschaut, an dessen fernsten Punkten Tann und Abensberg, Landshut und Eggmühl gesehen werden, die Linie jenes „fünftägigen Feldzuges an der Donau" bezeichnend, welcher Oesterreich, aber mit ihm auch Deutschland niederschlug. Traurig ist es, wenn der Bruder gegen den Bruder zieht; aber wieviel trauriger noch der Bruderkrieg unter fremden Fahnen! Ludwig I. ist niemals ein Freund

von Preußen gewesen; allein das mag er doch wol in jenen Jahren der Knechtschaft gefühlt haben, daß, von Oesterreich und von Preußen verlassen, der Rest Deutschlands nur eine armselige Beute des fremden Eroberers sein könne. Seien wir daher vorsichtig in unserm Urtheile und richten wir ihn nicht. Er war vielleicht ein wenig zu eifrig in seinem Bestreben, das vaterländische Verdienst zu verherrlichen, und für alle die Ruhmes-, Ehren- und sonstigen Hallen, die er in seinem Lande und seiner Hauptstadt errichtet, fehlten ihm zuletzt die Berühmtheiten, wie er denn factisch für die Feldherrnhalle in München nur noch zwei Figuren disponibel hatte: die eine den Feldmarschall Wrede, die andere — Tilly! Nicht zu ihrem Vortheil erscheinen diese beiden Größen in dem öden, kahlen Bau, der sich über ihnen wölbt und in welchem sie sich außerordentlich einsam vorkommen müssen. Es war freilich auch schwer, diesen beiden, die sich hier gefunden, eine passende Gesellschaft zu geben: Tilly, dem Verwüster Magdeburgs, und Wrede, dem Pacificator Tirols! Namentlich sieht der traurige Tilly hier in diesem seinem Ruhmestempel nur noch trauriger aus. Aber trotz dieser immer wieder auftauchenden Unbegreiflichkeiten wird der Fremde mit einem Gefühle aufrichtiger Dankbarkeit unter den Schöpfungen weilen, mit denen Ludwig I. Baiern geschmückt und München zu einem Vereinigungspunkte der ganzen kunstliebenden Welt gemacht hat, und der Deutsche, wie er nicht ohne Bewunderung das Siegesthor betrachten wird, welches der König dem tapfern bairischen Heere errichtet, wird tiefergriffen sein vor dem Obelisk, welcher dem Andenken der 30000 auf den russischen Schneefeldern von 1812 elendiglich umgekommenen Baiern gewidmet ist, und gerührt in die Worte einstimmen, welche am Fuße dessel-

ben zu lesen sind: daß auch sie gefallen als Märtyrer für Deutschlands Freiheit. Freilich sind sie Märtyrer gewesen; aber — und das wird die letzte Frage sein — wer hat sie dazu gemacht?

Mehr, als Ludwig I. für Regensburg durch den Bau der Walhalla that, hat er für die alte bischöfliche Stadt gethan, indem er ihren Dom von dem Ungeschmack reinigte, mit welchem im Laufe der Jahre das Innere desselben überladen worden war. Jetzt, zu seiner ursprünglichen hehren Einfachheit zurückgeführt, ist er von einer imposanten, wahrhaft großartigen Wirkung, die durch nichts Kleines und Kleinliches mehr unterbrochen wird. Frei schweift der Blick durch diese weiten und hohen Räume, die keines andern Schmucks bedurften als desjenigen ihrer eigenen Schönheit und des Ebenmaßes ihrer mächtigen Verhältnisse. Niemals, ich darf es wol sagen, habe ich die Majestät der Gothik so rein und frei von jedem andern Beisatze empfunden als hier im Dome zu Sanct-Peter; denn nichts zieht hier die Seele von der Anschauung des Ganzen ab, welches sie vielmehr mit einer einzigen großen und erhabenen Harmonie erfüllt. Der Sakristan, welchem die Interpretation dieses Doms anvertraut ist, war auch durchaus mit dem Eindrucke zufrieden, welchen derselbe auf mich und zwei Damen aus Wien machte, die sich uns angeschlossen hatten. Er ward nicht müde, uns von dem frühern Zustande zu unterhalten, wo Haupt- und Seitenschiffe mit Kanzeln, Altären, Grabmälern und allen möglichen Bildwerken verstopft waren, und schloß damit, uns den Vortheil der Restauration zu beweisen, indem er uns Gelegenheit gab, zugleich die Akustik des Gebäudes und seine eigene Stimme zu bewundern. Das „Halleluja", welches er immer in den Pausen des Gesprächs er-

schallen ließ, ward von den steinernen Wölbungen in einer wunderbaren Weise zurückgeworfen, und das Echo der einzelnen Töne, wie es sich im Verhallen begegnete, bildete einen tiefen, fast ätherischen Vielklang, der des alten Mannes Herz sichtlich erfreute und zu neuen Anstrengungen ermunterte. Die Grabmonumente, soviel davon noch sichtbar sind, hat man in die Seitennischen verwiesen, und in einer derselben erblickt man dasjenige des Fürst-Primas von Dalberg, welcher in der auf- und absteigenden Linie seines Lebens einmal Kurfürst von Mainz und dann Großherzog von Frankfurt war, um zuletzt als einfacher Bischof von Regensburg zu sterben und hier im Dome bestattet zu werden. Die bischöfliche Residenz liegt, von Gärten und Bäumen versteckt, hinter dem Dome, und zwischen beiden befindet sich ein Kreuzgang von hohem Alter. Die restaurirende Hand ist auch hier thätig gewesen, um die niedrigen romanischen Bogen wiederherzustellen und die kleinen Säulchen wieder aufzurichten; die Fenster sind mit Grün überwachsen, und eine geheimnißvolle Dämmerung herrscht hier immer in den Gängen, in welchen schon vor tausend Jahren fromme Mönche gewandelt sind, und in der Kapelle mit einem Altar, der aus dem 6. Jahrhundert stammen soll. Indessen die wiener Damen nahmen diese Dinge nicht halb so ernst, als ein gewissenhafter Reisender sie nehmen muß, und es thut mir leid, hier sagen zu müssen, daß ihre Munterkeit nicht ohne Einfluß auf den alten Meßner blieb. Schon draußen bei einem gewissen Seitenthurme, den er uns unter dem populären Namen des „Eselsthurms" vorstellte, hatten sich ihre Herzen gefunden. Besagter Thurm zeichnet sich nämlich durch einen in seinem Innern angebrachten Weg aus, auf welchem zur Zeit seiner Erbauung Esel das Material hinauf-

schleppten. „Was!“ rief ein unvorsichtiger junger Mann aus, der inzwischen unsere kleine Expedition vermehrt hatte, „das glaube ich mein Lebtag nicht, daß ein Esel in diesen hohen Thurm da hinauf kann.“ — „Probiren Sie's doch einmal!“ entgegnete ihm der in seiner Führerwürde beleidigte Meßner — er wollte gewiß keinen Witz damit machen, der ehrliche, von Podagra gequälte Mann. Aber nun gehe einer einmal in Gesellschaft zweier so lustiger und witziger wiener Damen, ohne selbst — und wär's auch ganz ohne Wissen und Willen — lustig und witzig zu werden! Der Bund ihrer Herzen war geschlossen, und als sie nun in den Kreuzgang traten, wo wir übrigen ganz nach Vorschrift Bischof Hartwig's II. siebenhundertjährigen Grabstein zu entziffern suchten, blieben meine Wienerinnen stehen und schnupperten mit ihren niedlichen Näschen in der Luft herum. Der Meßner, seiner Pflichten und Bischof Hartwig's complet vergessend, stand gleichfalls im Anschauen der Damen vertieft still, und auf sein Antlitz, welches so alt und steinern aussah wie der Grabstein des Bischofs, kam plötzlich ein solcher Sonnenschein des Verständnisses, ein solches Lächeln innigster Sympathie, daß ich es zu beschreiben gar nicht unternehmen will. „Hier wird gebraut!“ sagte endlich eine von den beiden Wienerinnen in einem Tone, der wie Offenbarung klang hier unter dem Gemäuer des heiligen Stephan, indem sie die süßen, warmen, kräftigen Gerüche tiefer in sich einathmete, die ich — armer ungläubiger Ignorant aus dem Norden — für irgendetwas wie Chocoladegeruch gehalten. Aber sie wußte das besser, und, sich hoch aufrichtend in ihrer Zuversicht, rief sie noch einmal: „Hier wird gebraut!“, als wollte sie die „mit dreifachem Erz gepanzerte“ Brust des Sakristans zum Geständnisse bringen. Doch der Die-

ner des Heiligthums war nicht so hart, als er aussah; „ja", sagte er, indem unter dem Kirchenrocke, den er trug, sein Herz in den immer stärker strömenden Düften hinschmolz, „es ist der Bischofsbräu"! — „Gott sei Dank", riefen nun die beiden Wienerinnen aus in einem Duett, welches zwar nur gesprochen war, aber dennoch wie Musik zu dem Grabe des Heiligen hinüberklang — „es ist die höchste Zeit, daß wir wieder einmal ein gutes Glas Bier bekommen!" — „Das werden Sie", versetzte der fromme Mann mit einem Ausdrucke, der keinem Zweifel Raum gab, und aus dem Dome von Sanct-Peter wies er uns den Weg zu dem Bischofsbräu, den die ganze Gesellschaft demnächst denn auch einträchtiglich einschlug.

Und nun sage mir einer, daß die wiener Damen nicht unwiderstehlich seien! Nachdem sie des Sakristans von Sanct-Peter Herz gewonnen, eroberten sie zum Schlusse auch das meine, indem sie auf dem Hofe des besagten Brauhauses Platz nahmen, sich jede von ihnen einen steinernen Krug mit Bier füllen ließen, ihn mit unbeschreiblicher Grazie an den Mund setzten und in drei, vier Zügen leerten.

Wer nach Regensburg kommt, sollte nicht versäumen, den „Bischofshof" zu besuchen und, wenn er fest gegen Geisterist, im „Goldenen Kreuz" zu logiren. Das Goldene Kreuz ist vielleicht das merkwürdigste Hotel, welches ich in meinem Leben gesehen habe, und es ist sicher das älteste. Schon Kaiser Karl V. hat hier zu seiner Zeit gewohnt und, mehr als das, jenen Liebesfrühling gelebt, der sich an den Namen der holden Barbara Blomberg knüpft und in der heldenthümlich-dichterischen Erscheinung Don Juan's d'Austria sich historisch verewigt hat. Noch zeigt man im Thurme das Eckzimmer, in welchem die schöne Wirthstoch-

ter dem zukünftigen Sieger von Lepanto das Leben gegeben; und dicht daran stößt der große „Kaisersaal", jetzt ein prachtvolles Gemach mit dem Reichsadler an der Decke und den Medaillons von Kaiser Karl V., Kaiser Franz Joseph und Kaiser Wilhelm sowie der Könige von Baiern, Sachsen und Würtemberg an den Wänden. Hier hat jüngst bei seiner Heimkehr von Gastein, als er sich zu der Drei-Kaiser-Zusammenkunft nach Berlin zurückbegab, Kaiser Wilhelm gewohnt. Durch eine Flügelthür führt ein Treppchen hinab zu dem einfachen Zimmer, in welchem noch sein Arbeitstisch steht, wie er ihn verlassen, mit dem Porträt des Königs von Baiern darüber, und ein Erker nach der Straße hin, wo jedesmal, wenn er sich zeigte, das Jauchzen des Volkes ihm entgegenscholl. Es ist ein hohes, weitläufiges, burgartiges Gebäude, dieses Goldene Kreuz in Regensburg; und wenn man seine langen Corridore hinabgeht oder seine Treppen hinaufsteigt bis zu der Höhe des Thurms, so mögen einem wol die Schatten von Kaisern und Königen begegnen, die hier alle einmal in entfernten Zeiten geherbergt. Aber dennoch trotz dieser Größe, die auf ihm ruht, ist es ein gutes, gar trauliches und gemüthliches Haus, das ich allen meinen Lesern empfehle, auch denen, die sich mehr, als für die historische Vergangenheit eines Hotels, für seine Küche und seinen Keller interessiren. Zusammen mit den Vier Jahreszeiten in München ist das Goldene Kreuz in Regensburg das beste Hotel, welches ich auf meinem Streifzuge durch Baiern kennen gelernt; jenes ganz modern, mit allem nur erdenklichen und wahren Comfort der Neuzeit, dieses ganz alt, mit allem Reize des Anheimelnden aus ferner Zeit — beide zusammen aber seit dem letzten Kriege so national, daß ihre deutsche Gesinnung sogar auf den Rechnungen

und Speisekarten leuchtet und, statt von „Portier“, nur noch von „Pförtner“ redet und sogar dem „Beefsteak“ die Freundschaft aufgesagt hat, obwol England sich doch ganz neutral verhalten hat. Nun aber fordere einer einmal „Kalbskopf auf Schildkrötenart“ oder „Salm mit Haushofmeistertunke“! Wer's fertig kriegt, der thu' es; aber er hüte sich dann wohl, den Kellner anzusehen, damit es ihm nicht ergehe wie den Augurn, wenn sie sich weiland in Rom begegnet. Uebrigens erfordert die Gerechtigkeit, hinzuzufügen, daß auf den Menus neben den unverständlichen deutschen Namen auch die französische Uebersetzung steht, welche uns einigermaßen darüber aufklärt, daß wir uns unter „Goldapfeltunke“ eine Tomatensauce und unter „Eier- und Oeltunke“ die landesübliche Mayonnaise vorzustellen haben. „'n Bisken Französisch is doch gar wunderschön“, wie Helmerding in der bekannten Posse singt.

Doch nicht nur die Herberge Karl's V. und der alte dreieckige Haidplatz davor mit dem alten Brunnen und der Justitia in der Mitte und alle die alten Häuser ringsum erwecken in uns diese mittelalterlichen Stimmungen: es sind vielmehr in den Ecken und Winkeln dieser Stadt, mehr als in irgendeiner andern, Reste und Reliquien des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation zurückgeblieben, welches, wie man weiß, am 6. August 1806 hier Todes verblichen ist. Viel von der alten Herrlichkeit desselben hat Ratisbona nicht geschaut; es nahten bereits die Zeiten des Verfalls, als in den wüsten Glaubensstreitigkeiten, die dem Dreißigjährigen Kriege vorangingen, der Reichstag hier in der Halle des Rathhauses 1541 zum ersten male saß; und jener Krieg hatte Deutschland schon zu einer Beute der Franzosen und der Schande gemacht, als die Versamm-

lung 1663 ihren permanenten Sitz in dieser Stadt nahm, um sie nicht mehr zu verlassen, bis es kein Deutschland mehr gab. Noch kann man (für 24 Kreuzer) den großen Saal sehen mit seiner braungetäfelten Holzdecke und seinen vergoldeten Rosetten, in welchem die Reichsstände saßen auf Sesseln oder Stühlen, je nach der Rangordnung auf oder neben dem Teppich, um dessen einzelne Fetzen hartnäckig gekämpft ward, während draußen die Reichsländer verloren gingen. Noch sieht man durch diese tiefen Fenster mit den kleinen, runden bleigefaßten Scheiben auf die alte Straße hinab wie damals; dort am untern Ende neben dem prächtig verzierten Portal ist die Tribüne für die Musikanten, welche Tusch bliesen, wenn irgendein hochmächtiger Gesandter eintrat. Gegenüber auf einer Erhöhung steht der Thronsessel für den Kaiser, rothgepreßtes Leder, die Rücklehne mit dem Reichsadler geschmückt, ein Lorberkranz ringsum und die Jahreszahl von 1671. Der Griff der Armlehne ist mit Messing beschlagen und den gekreuzten Schlüsseln, dem Wappen der freien Reichsstadt Regensburg, verziert. — 1671 und 1872! Wer hätte damals gedacht, daß auf diesem ehrwürdigen Kaiserstuhle der Habsburger jemals ein Hohenzoller sitzen würde! Und doch war es so; doch hat am 28. August, am Geburtstage Goethe's, der Kronprinz des Deutschen Reiches in demselben Platz genommen und einen Augenblick darin gesessen. Auf seinem „Streifzuge durch Baiern" war er auch nach Regensburg gekommen, und er versäumte nicht, die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Wie mag es ihm wol zu Muthe gewesen sein, ihm, dem Erben des neuen Deutschen Reiches, in dem Kaisersessel des alten? Der Castellan, der mich führte, wie er ihn geführt hat, erzählte mir, daß der Kronprinz sehr fröhlich, sehr

freundlich, sehr leutselig gewesen sei — wie er es immer ist —, daß er sich nach allem erkundigt und den Saal und den Thron ganz genau betrachtet habe. Still und ausgestorben ist es jetzt in dem weiten, bis auf jenen Thron ganz leeren Saale; es ist ein Geruch darin wie von vermoderndem Holze, und in den Nächten wird man wol auch den Holzwurm picken hören. Nebenan ist das Kurfürstenzimmer, gleichfalls braungetäfelt und mit schönen Gobelins aus dem 15. und 16. Jahrhundert bespannt. Wenn man aus demselben heraustritt, so fällt der Blick auf einen mächtigen Reichsadler, über welchem eine Bischofsmütze prangt. Was der Deutsche Kronprinz zu diesem Symbol gesagt, hat mir der Castellan nicht mitgetheilt.

Zu jener Zeit war Regensburg das, nur in einem weit ausgedehntern Maße, was später Frankfurt am Main geworden; noch stehen viel' schöne Paläste, in welchen die Gesandten der fremden Mächte residirt, und eine Straße, welche die meisten von ihnen bewohnten, heißt noch jetzt die Gesandtenstraße. Unter den mannichfach interessanten Gebäuden dieser zwar langen, aber nach unsern Begriffen doch ziemlich engen und düstern Straße steht besonders eins, dessen vornehme Architektur an den italienischen Palaststil erinnert und über dessen Thür man den Löwen von San-Marco, in Stein gemeißelt, erblickt. Es war einst die Residenz des venetianischen Gesandten. Hier und an den Ecken mehrerer anderer Straßen sieht man eiserne Ringe, Krampen und wol auch noch rostige Ketten; mit diesen wurden die Straßen gesperrt, wenn „Gesandtentag" war, bei großen festlichen Auffahrten des diplomatischen Corps u. s. w.

Länger als das Heilige Römische Reich hat sein Ober-

postmeister gelebt; in der That, schon volle 60 Jahre war jenes gefallen, als das Posthorn der Thurn und Taxis noch lustiglich durch die Lande schmetterte. Ich selber habe es noch gehört und mich gefreut, wenn es mir Grüße aus der Heimat brachte; mehr als einmal noch bin ich in dieser rothen Kutsche gefahren, die nun auch von der Eisenbahn überholt worden ist. Aber es war doch eine schöne Zeit voll Romantik, Wanderlust und Jugendsehnsucht, die mit ihr und dem Monopol gegangen ist. Verklungen längst über Berg und Thal ist das Posthorn, aber auch im Hause Thurn und Taxis ist es stiller geworden. Ihre Residenz ist in der alten, ehemals gefürsteten Reichsabtei von Sanct-Emmeran zu Regensburg; halb klösterlich und halb wie eine große Oekonomie erscheint dieser mächtige Gebäudecomplex, aus welchem Kirchthürme, Schloßkuppeln und die Dächer des Marstalls und der Reitschule hervorragen. Aber öde und verlassen ist der herrschaftliche Wohnsitz, nur noch die Gräber der Thurn und Taxis sind darin. Der alte Fürst starb im November vorigen Jahres, nachdem sein Sohn ihm schon 1867 im Tode vorangegangen, kaum sechsunddreißigjährig. Sein Sarg steht in dem Erbbegräbnisse, welches in dem alten Kreuzgange errichtet worden ist. Gedämpft nur fällt das Tageslicht durch die hohe Wölbung der Kapelle und in die Krypta nieder, in welcher die Särge, mit schwarzem Sammt behangen, auf Bahren nebeneinanderstehen. Die Einsamkeit ist so tief, daß es wie Donner hallt, wenn ein Schritt sich den steinernen Corridor herab naht; die Stimmen der Außenwelt schwinden in einem dumpfen Brausen dahin, und jeder Ton, der hier etwa laut wird, verliert sich in einem Murmeln, das geisterhaft von den Mauern zurückklingt. Einer von den Särgen unten ist immer mit Blu-

men und Kränzen hoch bedeckt: es ist der des in so jugendlichem Alter gestorbenen Erbprinzen Max. Seine Witwe Helene, eine ältere Schwester der Kaiserin von Oesterreich, kommt oft hierher, um an diesem Sarge stundenlang zu knien und zu beten. Sie trägt sich noch immer schwarz.

Mein letzter Besuch in Regensburg galt einer Todten, einer berühmten Schönheit zu ihrer Zeit, die erst spät in ihrem Leben anfing heilig zu werden, dann aber durch ihr Unglück und die Dichtung in gewissem Sinne glorificirt ward: Maria Stuart. Man sagte mir, daß ich im Schottenkloster ein echtes Porträt von ihr finden würde, gemalt sechs Monate vor ihrem Tode. Nicht unwahrscheinlich klang mir die Nachricht. Denn diese Klöster, welche unter dem Namen von Schottenklöstern bekannt sind, obwol sie von Irländern gegründet worden (Irland hieß bis ins 8. Jahrhundert Scotia), standen in immerwährender Verbindung mit ihren heimatlichen Inseln, und es kann sehr wohl sein, daß auf diesem Wege ein Porträt der katholischen Königin hierher kam, welche nach der Meinung der damaligen papistischen Welt als eine Märtyrerin für ihren Glauben gefallen, ein Opfer der verhaßten protestantischen Elisabeth. Das ehemalige Schottenkloster von Regensburg liegt, wie schon erwähnt, dicht am Theater; so nahe berühren sich in unserer unheiligen Zeit das Heilige und das Profane. Die Schwierigkeit war, nicht das Gebäude selbst, wohl aber den Eingang zu demselben zu finden; denn das Sprechgitter ist verwaist, die Kirche im Umbau begriffen und das Kloster in ein Priesterseminar verwandelt worden, seitdem vor sieben Jahren die beiden letzten Mönche desselben gestorben sind. Mit großer Bereitwilligkeit indessen, nachdem ich mich orientirt hatte, führte man mich durch die Hallen und Säle, welche zur Aufnahme der

Zöglinge eben fertig geworden, und hierauf in ein Zimmer, in welchem man einstweilen bis zu ihrer anderweitigen Aufstellung die Bilder aus dem ehemaligen Refectorium an die Wand gelehnt hatte. Hier, nachdem wir manch eine alte Leinwand umgewendet hatten, fand ich zwischen Kaiser Joseph und Maria Theresia endlich meine Königin! Wie schön noch immer war dieses Gesicht, durch lange Leiden eher verfeinert als entstellt. Geisterhaft, unirdisch war der Blick aus den großen braunen Augen, die Augenlider leicht geröthet; aber darüber edel wie in ihren besten Tagen und feingeschweift die hohen Augenbrauen, und ein prächtiges kastanienbraunes Haar quoll aus der enganliegenden Kappe. Ja, das war sie — „**Maria Stuarta Scotorum Regina, Morti Occurrens**“ — in der Rechten hielt sie das Crucifix, und die Linke war auf einen Tisch gestützt, welchen die königlichen Insignien, Scepter und Krone, bedeckten. Wie glich sie, „dem Tode entgegeneilend“, doch noch immer jener schönen, jugendlichen, verführerischen Maria, deren Bild (eine Copie nach dem dem Herzoge von Sutherland gehörigen Original) ich dort oben gesehen im Schlosse von Edinburgh — in dem Kämmerlein, in welchem sie geboren worden und als Kind gelebt und aus welchem sie mit ihren damals noch unschuldigen Augen hinabsehen konnte nach Holyrood — dem spätern Schauplatze ihres kurzen Glücks und ihrer unauslöschlichen Verbrechen! Dieses alles stand vor meinem Blicke, und bezaubert von ihrer Schönheit und ihrem Unglück verließ ich das Schottenkloster in Regensburg, wie ich zehn Jahre früher das Castell von Edinburgh verlassen hatte. Wie wunderbar in einem Menschenleben schießen doch die Fäden hinüber und herüber, knüpft sich das Nächste an das Entfernteste! So wandern wir bestän-

dig zwischen den unerwartetsten Gegensätzen, kommen in eine vormals freie deutsche Reichsstadt und finden eine Königin von Schottland, beginnen einen Streifzug nach Baiern mit Herrn von Gasser und schließen ihn mit Maria Stuart! Aber — les extrêmes se touchent!

Böhmische Städte.

1. Eger.

(Mai 1871.)

Ich weiß nicht, woher es kommt; aber schon seit meiner frühesten Kindheit, solange ich denken kann, hat das Wort „Böhmen" einen eigenartigen Reiz und Zauber auf meine Einbildungskraft ausgeübt. Der erste Böhme, den ich kennen lernte, war ein kleiner Mann, ein sehr kleiner Mann in der That, mit kohlschwarzen Augen und pechschwarzem Haar, welches immer ganz glatt gestrichen und steif von Stangenpommade zu beiden Seiten seines dünnen Kopfes saß. Dieser Mann handelte mit Glaswaaren, hatte einen Laden in dem meiner Heimat benachbarten Schwefelbade Nenndorf und wußte — nach meinen damaligen Begriffen von Kunst — auf die Vorderfläche seiner krystallenen Becher und Flaschen ganz wundervolle Bilder (den Marstall, die Schwefelquelle, das Hôtel-de-Hanovre und ähnliche malerische Gegenstände) zu schleifen, während er die rückwärtige Wölbung, außer mit dem Namen des glücklichen Empfängers (denn diese Trinkgeschirre wurden meistens als Andenken oder Geschenke benutzt), mit einigen begleitenden oder erklärenden Versen von nicht geringerm Werthe versah. Noch heute besitze ich

aus jener Zeit einen kleinen runden Becher von gelbem Glase, der so kunstreich gestaltet ist, daß er — man mag ihn legen wie man will — immer wieder aufsteht, und darauf bezüglich folgende Zeilen enthält, die sich mit einer Art von unwiderstehlicher Innigkeit an das Gemüth wenden:

Trink' mich aus und leg' mich nieder;
Steh' ich auf, so füll' mich wieder.

Das bedenkliche Beispiel, zu welchem diese Verse vielleicht auffordern könnten, wird durch die Erwägung gemildert, daß der mirakulöse Becher nach der Absicht seines „Erzeugers", wie man in Oesterreich sagt, nicht für Wein oder sonstige starke Getränke, sondern für Schwefelwasser bestimmt sein sollte.

Meine zweite Vorstellung von Böhmen erhielt ich gleichfalls in dem kleinen, jetzt ein wenig veralteten und aus der Mode gekommenen Badeorte — Gott weiß es, man muß kein rechtes Vertrauen mehr zu Schwefel haben, seitdem die Blut- und Eisencur in Aufnahme gekommen. Aber damals war Nenndorf noch ein höchst fashionabler Platz, ward alle paar Jahre einmal von unserm allergnädigsten Landesherrn, dem Kurfürsten von Hessen, besucht (dem alsdann meiner Vaterstadt treue Bewohner unfehlbar einen Fackelzug mit Ständchen brachten), und bewahrte außerdem mit einer gewissen Pietät das Andenken an den alten Blücher, der dort einmal, ich weiß nicht vor wieviel Jahren oder Jahrzehnten, die Bank gesprengt haben sollte. Was mich zu meiner Zeit immer und immer wieder nach Nenndorf hinzog, das waren — außer dem genannten böhmischen Glasschleifer — vor allem die böhmischen Musikanten, die, in einem ziemlich baufälligen Tempelchen sitzend, alle Nachmittage ihre Hörner und Fiedeln gar lustig erklingen ließen.

Ich weiß nicht, ob sie gerade aus Böhmen gekommen waren; aber ich glaube es wol, und sicher ist, daß sie nicht anders hießen als „die böhmischen Musikanten" oder schlechtweg „die Böhmen". Sie zu hören an den Sommernachmittagen unter den alten ehrwürdigen Bäumen der Allee, das war meine größte Lust; sie gaben mir die erste Idee von Musik und keine schlechte obendrein, sodaß, wenn ich jene beiden Verse hinzunehme, die ich dem Wohlwollen der Leser empfehle, Böhmen in einem gewissen geheimnißvollen Sinne das Land der poetischen Verheißung für mich wurde.

Später freilich bin ich auf Irrwege gerathen. Mein guter Vater, dessen Bild mit all meinen liebsten Jugenderinnerungen unvergeßlich verwebt ist, ertappte mich einst über der Lektüre von Eugen Sue's „Ewigem Juden". Zur Strafe durfte ich an jenem Nachmittage nicht mit nach Nenndorf und mußte außerdem Bürger's Ballade vom „wilden Jäger" auswendig lernen. Ich kann das Gedicht heute noch hersagen, wenn es verlangt wird; aber der Nachmittag — ich sehe ihn auch noch vor mir und mich selber in dem einsamen Erkerstübchen — ist in meinem Gedächtnisse mit einem schwarzen Striche bezeichnet, wiewol er in Wirklichkeit ein sonniger Sommernachmittag war. Heimlich verfiel ich nun (denn meine sanctionirten Bücher waren und blieben Campe's Reisebeschreibungen und Becker's Weltgeschichte) auf — die Ritter- und Räuberromane, deren bevorzugter Schauplatz, wie man weiß, Böhmen ist. In welch neuem, glorreichem Lichte erschien mir alsbald dieses Land der Abenteuer! Jetzt erst war mir, als ob ich den kleinen böhmischen Glasschleifer und die böhmischen Musikanten recht verstünde; und wie jauchzte ich, als ich etwas später, gleichfalls freilich nur im Ver-

borgenen, in unserm Bücherschranke von allen Classikern zuerst Schiller und von all seinen classischen Werken zuerst „Die Räuber“ entdeckte und — ich hatte noch nicht den vierten Theil gelesen — den Razmann rufen hörte: „Bist da? bist's wirklich? So laß dich doch zu Brei zusammendrücken, lieber Herzensbruder Moritz! Willkommen in den böhmischen Wäldern!“ Dieses Willkommen — „Stern-Kreuz-Bataillon!“ — bezog ich auch auf mich: ich war beinahe besser oder wenigstens ebenso gut darin zu Hause als daheim in unserm Deistergebirge; und jedesmal, wenn ich in die Ferien zog, besonders um Weihnachten herum, wenn es recht schauerlich im Walde war und finster ward, sang ich mit besonderm Gaudium das schöne Lied „Ein freies Leben führen wir“ nach bekannter, und nach eigener Melodie die Verse:

Caressiren, saufen, balgen
Heißt bei uns nur die Zeit zerstreu'n;
Morgen hangen wir am Galgen,
Drum laßt uns heute lustig sein.

Dieses Stück Räuberpoesie, welches nach meinem Dafürhalten den etwas sanftern Zeilen des böhmischen Glasschleifers nichts nachgab, wiewol es dieselben an Kraft übertraf, brachte das Königreich Böhmen meinem Herzen abermals um einen Schritt näher, und nur die Prosa des Lebens im allgemeinen ist schuld daran, wenn meine letzten Reminiscenzen in dieser Richtung nichts Besseres sind als — böhmische Aepfel, deren Bekanntschaft ich während meiner Studentenzeit in Berlin auf den dortigen Spreekähnen machte. Doch mit dem lebhaften Gelb und feurigen Roth ihrer Wangen, ganz abgesehen von dem Dufte, welcher, wie man sagt, in seinem vorgeschrittenern Zustande einen berauschenden Eindruck auf Schiller gemacht haben soll,

fügten sie einen neuen, wenigstens sehr realistischen Zug dem Bilde meiner Knabenzeit hinzu, und aus böhmischen Krystallen, böhmischer Musik, böhmischen Räubern und böhmischem Obst setzte sich ein Phantasiestück von solcher Lebendigkeit für mich zusammen, daß ich nur die Augen zu schließen brauchte, um die Moldau rauschen zu hören.

Ich müßte nun freilich lügen, wenn ich behaupten wollte, daß alle diese mannichfachen und unter sich gewiß sehr heterogenen Vorstellungen sich durchaus bestätigt hätten, als ich in spätern Jahren das Land zuerst wirklich sah; doch noch heute kann ich mich den Grenzen desselben nicht nähern, ohne daß etwas von jener alten schwärmerischen Ideenverbindung in mir sich regte. Bald ist es der kleine Glasschleifer, den ich sehe; bald sind es die vagabundirenden Musikanten, die ich höre; die ganze Vergangenheit steht wieder auf mit all der Jugend Lust und ihrem Weh. Ich erblicke die Heimat wieder, die, wiewol so fern von Böhmen, doch mit ihm durch die unlösbaren Bande solcher Andenken zusammenhängt. Die Nachmittagssonne scheint in mein stilles Zimmer — der wilde Jäger saust vorüber mit Hallo — die kleinen Nippesfiguren aus Sue's Romanen, die nach der Mode damaliger Zeit ein Tischchen in unserer Visitenstube schmückten, werden lebendig — besonders die hübsche „Marienblume" mit ihrem kurzen Röckchen von Porzellan — Schulkameraden, die lange todt oder verschollen, kehren zurück und stimmen mit ein in den Chor der „Räuber" — ach, manches bleiche theuere Gesicht lächelt wieder, wie es lächeln würde, wenn es diese harmlosen Erinnerungen aus der Jugendzeit lesen könnte . . . und das alles, das alles nimmt man zollfrei mit sich in der Brust, wohin man auch gehen mag! . . . Deshalb ist es ein wahrer Segen, daß man

an der Grenze, wenn man nämlich von Sachsen kommt wie weiland Karl Moor, oder von Baiern wie der Winterkönig, oder von Schlesien wie Friedrich der Große, seine Cigarren und seinen Taback versteuern muß. Das bringt den Reisenden doch mit der Gegenwart und Wirklichkeit wieder in den allerwünschenswerthesten Zusammenhang.

Wir machten diesmal auf der Reise nach Karlsbad in Eger halt. Es war am 3. Mai, nachmittags gegen 4 Uhr. Es würde sehr wohlfeil sein, zu bemerken, daß wir der Strecke von Eger bis Karlsbad nicht recht trauten, wie sie denn in der That von der allergebrechlichsten Beschaffenheit war und den Muth der Badereisenden im steigenden Verhältnisse zu ihrer Körperschwere auf eine harte Probe stellte. Erdrutschungen hatten zu jener Zeit, „im wunderschönen Monat Mai", stattgefunden, welche die Sicherheit der Bahn nicht erhöhten und die Reisenden nöthigten, von einer bestimmten Station zur andern zu Fuße und im Gänsemarsche hinter dem Zuge drein zu wandern. Es ist eine wunderliche Manier der Beförderung und auch ein Stück böhmischer Romantik! Indessen, wie schon gesagt, nicht Furcht hielt uns in Eger gebannt, auch nicht Wissensdrang — denn, ohne daß ich's dem Leser verrathe, wird er darauf gekommen sein, daß man in Eger, wenn man einmal dort übernachten muß, nicht wohl umhin kann, das Gespräch auf Wallenstein und auf Schiller zu bringen. Nein, es war vielmehr eine feine, man könnte fast sagen boshafte Veranstaltung im Fahrplane der betreffenden Eisenbahngesellschaft, welche den Zug nach Karlsbad abgehen ließ zu einer Stunde, wo diejenigen, welche fürs Leben gern dorthin wollten, unmöglich schon in Eger sein konnten. Diesem Umstande verdankten wir die Bekanntschaft Egers, für welches uns ein Nachmittag, ein Abend, eine

Nacht und noch ein höchst anständiges Stück des andern Morgens zur vollen Verfügung blieb.

So gewährt uns das Schicksal unsere Wünsche, aber auf seine Weise, wie Goethe sagt, um uns etwas über unsere Wünsche gewähren zu können. Die kleine Vorstadt versprach nicht viel Besonderes: unansehnliche Häuser, Gärten, ungefähr wie dergleichen überall aussieht. Aber kaum waren wir bei dem sogenannten „Ring", dem großen Marktplatze, in die eigentliche Stadt gekommen, in ihren alten und historischen Theil, so veränderte sich Anblick und Stimmung sofort. Da gab es Giebelhäuser und Erker, einen wettergeprüften Thurm am Rathhause und einen reichverzierten Brunnen auf dem Markte — da war ein weites Viereck alterthümlicher Gebäude mit ihren malerischen Unregelmäßigkeiten und allen ehrwürdigen Kennzeichen der Jahrhunderte. Soldaten zogen über den Platz, österreichische Rekruten in ihren weißen knappen Röcken und Käppis — die Hörner klangen, und die Trommel ward geschlagen — und plötzlich kamen wir mitten hinein in die Soldatenpoesie von „Wallenstein's Lager", zu welcher man keinen passendern Hintergrund hätte finden können als diese zeitgeschwärzten, steilen Dächer, diese vergitterten Fenster und diese weitgewölbten Einfahrten, die das alles vielleicht noch leibhaftig mit angesehen. So wenig im Grunde bedarf es, um jene holde Täuschung der Dichter an sich selber zu erfahren. Wir sahen Eger nur noch in dem Lichte, unter welchem Schiller es uns gezeigt, als die Bühne für den Schlußact jener erschütternden Tragödie, die gleichsam erst menschliche Züge angenommen, seitdem die Hand des Dichters sie berührt. Ein Gegenstand der ziemlich späten und lahmen Gerechtigkeit der Historiker hätte Wallenstein auch ohne Schiller werden können; allein

den Augen und dem Herzen der Welt hat doch dieser allein ihn menschlich näher gebracht. Sein Schicksal rührt und bewegt und ergreift uns erst, seitdem wir es aus dem Munde des Dichters erfahren; wir fühlen uns gebannt von seinem Namen und magisch angezogen von den letzten Spuren seines Daseins — wir können nicht theilnahmlos bleiben an einem Platze, der verhängnißvoll für ihn geworden, und finden sogar den unfreiwilligen Aufenthalt in Eger weniger lang, weil wir die zögernden Stunden desselben mit Friedland's Schatten zu theilen vermögen.

In dem guten und bürgerlichen Hause zu den „Zwei Prinzen" am Ring fanden wir ein bequemes Unterkommen. Welche von allen Prinzen der Christenheit gemeint sein mögen, ist mir unerfindlich geblieben; denn auch der Wirth wußte über seine beiden durchlauchtigen Patrone keinerlei Auskunft zu geben. Das Haus indessen war eins von der alten Art, wie sie leider immer seltener werden in unsern Tagen — wer sagt, welche Gäste es alle beherbergt haben mag in seinen gewölbten Kammern mit den dicken steinernen Mauern, den gothischen Fenstern und weitvorgebauten Nischen. Das sind Zimmer wie Kasematten; ich glaube, daß keine Bombe im Stande wäre, diese Deckpfeiler zu erschüttern oder die Nachtruhe des Fremden zu stören, der unter denselben schläft. Es ist ein wahrer Jammer, daß die Menschheit ihren Kopf nun einmal daraufgesetzt hat, nach Orten zu reisen, wo schon ohnehin genug Menschen sind, wo einer dem andern im Wege steht, geht, sitzt und liegt, während hier z. B. in Eger so viel Raum für alle wäre! Doch so ist der Lauf der Welt; wer hat, dem wird gegeben — wie schon jener schlau bemerkte, daß die großen Ströme mit Vorliebe in der Nähe

der großen Handelsplätze sich ins Meer zu ergießen pflegten. Der düstere, mittelalterlich-festungsartige Charakter unserer Zwei Prinzen, die langen und hallenden Corridore, die mannichfachen unerklärlichen Winkel und Ecken, die sich in solch alten Gebäuden finden, verstärkten den historischen Schauer, der uns hier überall anwehte; draußen auf dem Platze marschirten die Weißröcke noch immer vorüber. Die Signale klangen von den Höhen. Die Obersten in ihren langen Mänteln (denn die Luft war für den 3. Mai bemerkenswerth rauh) versammelten sich unten vor dem Thorbogen des Wirthshauses, und die Wände selbst zuletzt schienen in Schiller'schen Versen zu uns zu reden:

> Er ist herein; ihn führte sein Verhängniß,
> Der Rechen ist gefallen hinter ihm.

Schiller, als er im Jahre 1791 auf der Reise nach Karlsbad hier verweilte, wohnte den Zwei Prinzen gegenüber, neben dem Rathhause. Eine Tafel mit einer darauf bezüglichen Inschrift ist über der Thür dieses Hauses eingemauert, welches mit seinem spitzen Dache und seinen schmalen Fenstern mindestens ebenso alt sein mag als alle seine Nachbarn zur Linken und zur Rechten. Der Marktplatz wird zu jener Zeit nicht viel anders ausgesehen haben, als er heute aussieht; und er wird noch heute ziemlich derselbe sein, der er war, als Wallenstein's „bewundert Meteor" an Böhmens Grenze hier versank. Schiller war nicht gewohnt, die Schauplätze seiner Dichtungen vorher zu besuchen und zu studiren; er hat die schweizer Alpen nie gegrüßt und einem seiner spätern Bewunderer es überlassen, unter der heiligen Eiche der Jungfrau von Orléans von französischen Franctireurs zum Kriegsgefangenen gemacht zu werden. Einen starken Eindruck daher

muß dieser Anblick des Marktplatzes von Eger auf die Phantasie des Dichters geübt haben. Er besuchte das Rathhaus, er sah ein Bild Wallenstein's und das Haus wo dieser seinen Tod fand.

Wenn man quer über den Marktplatz schreitet, so erblickt man am untern Ende desselben das heute noch so genannte Pachhälbel'sche Haus, welches, vom Morde gekennzeichnet, für immer zu den denkwürdigsten Stätten der Weltgeschichte gehören wird. Es steht heute noch fast unverändert so, wie es vor mehr als zwei Jahrhunderten gestanden. Es hat einigemal den Herrn und vielfach die Bewohner gewechselt; aber die Mauern, die Thorbogen, die Fenster, die Treppe und die Gemächer sind dieselben geblieben. Im Stil eines Patricierhauses vom Anfange des 17. Jahrhunderts, macht es noch heute einen ernsten, wenn nicht einen vornehmen Eindruck. Es war 34 Jahre alt, als Wallenstein zu seiner letzten Nacht in ihm einging, und um 237 Jahre hat es nun bereits jene Nacht überdauert. Zuerst Haus des Bürgermeisters, dann nach der blutigen That lange von den Jesuiten bewohnt und hierauf Stadtcommandantur, ist es heute als „Polizei- und Quartieramt" der Sitz friedlicher Schreiber und Registratoren, die mit dem Geiste des großen Gemordeten auf dem allervertrautesten Fuße zu stehen scheinen. In dem Zimmer, wo sein Blut vergossen worden, da verspritzen sie nun in aller Gemüthlichkeit ihre Tinte, und der Schreibtisch von einem dieser braven Collegen steht auf dem identischen Platze am Fenster, auf welchem Wallenstein in der Februarnacht des Jahres 1634, von Deveroux' Partisane durchbohrt, lautlos zu Boden sank. Diese Partisane, deren Spitze noch den braunen Rostfleck des Blutes zeigt, Wallenstein's Schwert und einige spinnwebenartig abge-

blaßte schwedische Fahnen stehen in der Ecke des nicht hohen, aber sehr geräumigen Gemaches, dessen Fenster auf den Hof hinabgehen. Mehrere Gemälde von zweifelhaftem Kunstwerthe, aber unzweifelhaftem Alter stellen die blutige Begebenheit dar, die sich in diesem Zimmer zugetragen, und ein Porträt Wallenstein's in erzener Rüstung schaut düster auf dasselbe herunter. Man zeigt noch die Stelle, wo sein Bett gestanden. In dem anstoßenden Hintergebäude wohnten seine Schwägerinnen, die Gräfinnen Terzka und Kinsky, während die beiden Grafen sich zu dem Banket begeben hatten, welches Gordon, der Commandant von Eger, ihnen in der Burg veranstaltet.

Wer erinnert sich nicht jenes erschütternden Auftritts aus Schiller's unsterblichem Gedicht, wo Wallenstein in diesen Saal tritt — denselben, in welchem gegenwärtig die Stadtschreiber von Eger ihr nützliches Tagewerk vollbringen —; er ist müde, „denn dieser letzten Tage Qual war groß", sein Kammerdiener kommt, um ihn zu entkleiden. Die Stadt ist schon still, aber da tritt er noch einmal ans Fenster:

> Ich höre rauschende Musik, das Schloß ist
> Von Lichtern hell.

Das Schloß ist jetzt eine Ruine, zu welcher man von dem Pachhälbel'schen Hause durch einige ziemlich armselige Straßen gelangt. Von dem Banketsaale, in welchem das schauerliche Vorspiel zu Wallenstein's Ermordung begann, stehen nur noch einzelne Mauerreste und ausgebrochene Fensterbogen, durch welche man einen lieblichen Fernblick gegen das Gebirge hat. Wo Terzka, Kinsky, Neumann und Illo, fechtend um ihr Leben, zwischen umgestürzten Festtafeln fielen, da wächst jetzt Gras. Freundliche Gartenanlagen ziehen sich weiter hinab nach dem Schloßhofe

zu, und unten rauscht die Eger das alte Lied, das sie schon in jener Februarnacht vor mehr denn zweihundert Jahren rauschte. Die Wolken ziehen hoch darüber hin, und in jedem Frühling schmücken diese Trümmer, die das Furchtbare mitangeschaut, sich mit neuem Grün und neuen Blumen. Mit jeder Art von Verbrechen kennzeichnen die Menschen ihren verhängnißvollen Pfad; aber, siehe da! die Lenzluft weht, und die Kastanien fangen an zu knospen, und die Obstbäume schimmern in ihren leuchtenden Farben. Wer doch die unerforschten Wege der Natur ergründen könnte!

Wenn man Wallenstein's Ende an Ort und Stelle, gleichsam an der Quelle studirt, so verliert es etwas von dem poetischen Lichte, mit welchem Schiller es so schwermüthig umwoben. Derjenige, welcher vor seiner Aechtung „kaiserlicher Generalissimus, Herzog von Friedland, Sagan und Mecklenburg, General des baltischen und oceanischen Meeres" gewesen, hinterließ wol eine Tochter, Maria Elisabeth; aber von einer Thekla weiß die Geschichte nichts und noch weniger von jener romantischen Liebe des jungen Piccolomini zu dieser. Arm und hülflos aus dem Palast ihres Vaters verdrängt, ward sie später die Gemahlin eines Grafen Kaunitz; aber auch dem Andenken des großen Gemordeten sollte eine erleuchtetere Zeit volle Gerechtigkeit angedeihen lassen. Die neuere Forschung hat unwiderleglich dargethan, daß das Verbrechen, wegen dessen man den Herzog von Friedland zu der gesetzlosen „Execution" durch gedungene Mörder verurtheilte — nämlich Verrath an Kaiser und Reich durch einen Pact mit den Schweden — genau das Verbrechen war, zu welchem man ihn durch jenes ganz unerhörte Verfahren zwang; und seine jetzt noch in Oesterreich in hohen Ehren leben-

den Nachkommen haben ganz kürzlich erst die Genugthuung gehabt, daß „sich in Wien im vorjährigen Frühsommer die Pforten der Walhalla deutsch-österreichischer Feldherren dem Standbilde desjenigen öffneten", dessen Leichnam lange keine befriedete Stätte finden konnte, „des Heerführers und militärischen Organisateurs, des Herzogs von Friedland, nachdem ein kaiserlicher Befehl alle dagegen erhobenen, jedenfalls auf ein anderes Feld gehörigen historischen Bedenklichkeiten zu beseitigen großmüthig geboten hatte".

Diese Worte sind der Vorrede eines unter den Auspicien Sr. Excellenz des Herrn Johann Grafen von Waldstein herausgekommenen Werkes entnommen, welches ich nach meiner Rückkehr von Karlsbad und Eger daheim auf meinem Arbeitstische vorfand: „Denkwürdigkeiten der Gräfin zu Schleswig-Holstein Leonora Christina" (Wien, Gerold, 1871). Der Herausgeber, Herr Johannes Ziegler, Bibliothekar in der k. k. Marine, hatte die Güte, mir das Buch zu schicken zu einer Zeit, wo ich, dieses neuen Zeugnisses unbewußt, über Wallenstein's Schuld oder Unschuld nachdachte in dem Hause, in welchem er gefallen.

Eine unsichtbare Macht scheint auch die Feder in der Hand des Schriftstellers zu lenken!

2. Karlsbad.

(Mai 1871.)

I.

„Auch ich in Arkadien" — so bin ich denn selber in Karlsbad und — wie soll ich es sagen, mit einem Ausrufungs- oder einem Fragezeichen? Anfangs allerdings,

als ich den Boden Karlsbads zuerst unter meinen Füßen fühlte, war mir, als ob jeder, der mir begegnete, das Recht habe, nach meiner Legitimation zu fragen. Allein man gewöhnt sich zuletzt an alles, an Zwangsmärsche, schmale Kost, Nichtsthun und warmes Wasser — und wenn die hiesigen Thermen wirklich die Wunderquellen sind, warum sollten sie nicht auch das Mirakel erfüllen, wie geschrieben steht: „Die Hohen sollen erniedrigt und die Niedern erhöht werden", wenn man nämlich hoch und niedrig mehr in die Breite deutet? Was mich betrifft, so helfe ich an jedem Morgen die Queue des Mühlbrunnens vermehren, und da mein Hinter- und Vordermann mir den bescheidenen Raum gönnen, den ich zwischen ihnen einnehme, so bin ich dankbar und leere meinen Becher mit Zufriedenheit. Viel schwieriger indessen finde ich es, aus dem Gedränge der Wandelbahn wieder ins Freie hinauszukommen; denn das Gewühl ist groß, und hundert Menschen in Karlsbad füllen einen ganz andern Platz aus als hundert Menschen an irgendeinem andern Orte der bewohnten Erde, wenn es nämlich die richtigen Karlsbader sind, die promenirenden Gäste, die zwischen einem Winter und dem andern sich hier Appetit für das ganze Jahr holen und in Einem Monate die Körperbewegung für die folgenden elf absolviren. Hier, nach dem Carneval des Lebens, halten sie die großen Fasten, werden Fanatiker der Abstinenz und predigen die Enthaltsamkeit; sie gehen mit der Sonne zu Bette und stehen vor ihr auf, kasteien sich, thun Buße, lassen sich von Tag zu Tag wägen und führen Buch über das Resultat. Aber bisjetzt habe ich noch wenig davon bemerkt; denn um die Brunnen herum bewegt sich noch immer dieselbe Masse menschlicher Centner, und um wie viele Vorgebirge muß ich mich winden,

wenn ich den kochenden Inhalt meines Glases sicher ans jenseitige Ufer bringen will!

Glückliches Karlsbad — deine Quellen fließen jahraus jahrein, kochen, brodeln, sprudeln und dampfen; die Natur ringsum ist mit den lieblichsten Reizen von Berg und Thal, von Wald und Wiese geschmückt, und die Völker der Erde kommen gepilgert, um dies alles mit Gold und Silber, mit Banknoten und „Wechseln erster Klasse" zu bezahlen, ganz wie das kranke Frankreich seine Cur bezahlt.

Allein die braven Karlsbader, welche sich gleich den Lilien auf dem Felde der ganz besondern Gunst des Himmels erfreuen, geben sich auch redliche Mühe, zu verdienen, was ihnen von allen Seiten in solcher Fülle zugetragen wird; sie sind rastlos fleißig, liebenswürdig und von einer angenehmen Höflichkeit. Die Häuser sind von einer musterhaften Reinlichkeit, die Zimmer hoch, luftig, bequem möblirt und vortrefflich gehalten. Wenn nur nicht so viele Menschen darin wohnten, und wenn diese Menschen nur nicht karlsbader Curgäste wären! Das Wort jenes englischen Philosophen, daß es von allen Dingen zu viel in der Welt gebe, scheint eigens für Karlsbad gesagt worden zu sein. Könnte man auf der Spitze eines dieser Hügel in einem kleinen, stillen Hause wohnen, welch ein Paradies würde das sein! Aber hier höre ich beständig einen Mann in Nagelschuhen über mir gehen, eine kranke Dame neben mir husten und ein junges Mädchen unter mir lachen, und so bin ich gezwungen, in jedem Augenblick des Tages (und manchem der Nacht) den Mann, welcher geht, die Dame, welche hustet, und das Mädchen, welches lacht, im Geiste zu begleiten, an allen hysterischen und andern Beklemmungen des ganzen Hauses sympathisch

theilzunehmen! Ich weiß, daß die guten Karlsbader nicht anders bauen konnten als in diesem kasernen- oder, wenn man will, lazarethartigen Stil; denn die Felsen, welche die Thalsohle fast auf ein Minimum reduciren, zwingen sie zur sparsamsten Benutzung des Raums. Aber nichts hätte sie gehindert, die Wände ein wenig dicker, die Fußböden etwas solider zu machen. Ich bin kaum 14 Tage hier und kenne schon die Geheimnisse und allerintimsten Gewohnheiten von vier Ehepaaren und einem Dutzend lediger junger Männer und Frauen. Das hätte man einem discreten Curgaste wol ersparen können! Es würde auch nichts geschadet haben, wenn man im allgemeinen mehr Bedacht darauf genommen hätte, daß die Fenster und Thüren besser schließen, als sie hier in Karlsbad die Tendenz zu haben scheinen, wie man denn überhaupt eine ganz besondere Vorliebe für unnöthigen und leicht zu vermeidenden Zug entwickelt findet, als ob man darauf ausgegangen, ihn künstlich herzustellen, wo er nicht schon natürlich vorhanden ist. Eine eigene, höchst bedenkliche Auffassung der Ventilation! Kaum Ein Local kenne ich hier, welches sich nicht einiger durchaus unnützer Thüren erfreute, die mit dem größten Scharfsinne gewöhnlich einander so gegenüber angebracht sind, daß es keinen Sitz im Saale gibt, der nicht von allen Winden des Compasses umweht würde. Das ist denn sehr angenehm — für die Rheumatiker und alle, welche es werden wollen.

Diese Schäden treten zumeist bei schlechtem und kaltem Wetter zu Tage, wo der Aufenthalt im Freien nicht möglich ist. Viel günstiger gestalten sich natürlich alle Verhältnisse in der warmen Jahreszeit, auf welche das eigentliche Curleben Karlsbads vornehmlich berechnet ist. Allein wir haben die Schattenseite durchgemacht und mit uns zu-

gleich einige Tausende unserer Mitmenschen; deshalb glaubten wir uns zu dieser Offenheit wohl berechtigt, um so mehr, als wir sonst nur des Lobes und Dankes voll sind gegen dieses Fleckchen Erde, welches seit Jahrhunderten so viel gethan, um wirkliche Kranke zu heilen, und denen, die nur an ihrer Einbildung leiden und nicht weniger schmerzlich oft als jene, die Heiterkeit, die Frische, den Frohsinn und das Vertrauen zu sich selber zurückzugeben.

Friedlich wandeln hier einige von den Helden der norddeutschen Armee vom Theresien- zum Schloßbrunnen und vom Schloßbrunnen zur „Freundschaft" und zum „Posthofe" auf denselben Pfaden wie vor einem Jahre der Kronprinz von Preußen, welcher damals gerade noch früh genug kam, um seine Cur zu vollenden, und dann zur Nachcur die Schlachten im Elsaß schlug. Die Brust der Tapfern, die das alles mit durchgemacht, ist mit dem Eisernen Kreuze geschmückt; sonst aber sind sie in nichts unterschieden von den übrigen „Marschbataillonen", in welche sich auf ärztlichen Befehl die „Garde sédentaire" der ganzen civilisirten Welt hier umformt.

Man muß sie nur sehen, diese Märtyrer der Bewegung, wie sie sich früh zwischen fünf und sechs Uhr schon, wenn die Höhen noch von Frühnebeln dampfen, in Trab setzen die Treppen hinauf und hinab, die Terrassen entlang, die Wandelbahnen auf und nieder. Und wie Labitzky dazu seine muntern Weisen erklingen läßt, seine Walzer und Quadrillen, als ob das Vergnügen wirklich so groß wäre! Und doch ist es ein Vergnügen, eine Wonne, der Frische der erwachenden Natur so frisch gegenüberzustehen, dieses Dehnen und Schwellen des jungen Laubes zu beobachten, diesen Waldgeruch, diesen Duft des Nadelholzes einzuathmen, den Frühlingsmorgen zu genießen, wie

er thaubesprengt, wolkenumflattert und lichtbeglänzt von den Hügeln zu uns herniedertritt. Und die Wasser rauschen, die warmen und die kalten, und ein Leben ist in der Natur, eine Fülle von Kraft und ununterbrochener Thätigkeit, daß die Seele nicht kalt und der Geist nicht theilnahmlos bleiben kann. Ein wunderbarer Zauber des Anheimelnden und Gemüthlichen lagert auf dieser kleinen Stadt mit ihren engen Gäßchen, und die Lieblichkeit selber schwebt um die Höhen, an deren Hänge sie sich traulich lehnt. Die Natur hat hier so viel gethan, daß den Menschen zu thun fast nichts mehr übrigblieb. Aber das, was noch zu schaffen war, haben sie mit löblichem guten Willen und Geschmack vollbracht. Die Wege durch die Wälder sind herrlich gepflegt, man befindet sich überall wie in einem Park; und welch ein Park wäre so schön, so reich, so weit und groß als dieses Waldrevier, das sich aus der Tiefe des Teplthales hier bis zum „Hirschensprung“ und „Aberg“, dort bis zu den Höhen des „Ewigen Lebens“ emporzieht! Das Laubmeer rauscht und weht und duftet zu unsern Füßen, wenn wir die Höhen erklommen haben; mit dem Dunkel der Tannen mischt sich das lichte, leichte Grün der Buchen am Berge und der Birken am Flusse, und darüber zittert das Gold des jungen Maimorgens, singt die Lerche, schwebt die Wolke von Gipfel zu Gipfel.

Und welche Wonne, wenn des Tagewerks erster Theil beendet, zu den Stationen zu pilgern, wo der Müde ruhen und der Hungerige frühstücken darf! Wenn nicht die Seligkeit selber, so ist dies doch ihr Vorgeschmack. Ich habe würdige Männer, gesetzte Leute in Ekstase gerathen sehen, wenn sie solch ein Frühstück in Karlsbad schilderten; ich finde nun, daß sie nicht übertrieben haben. Sie sagten,

daß es solch einen Kaffee, solch eine Milch, solch ein Gebäck in der Welt nicht wieder gäbe als in Karlsbad; und solch einen Hunger, bitte ich hinzusetzen zu dürfen. Sie, die stundenlang in den Colonnaden und über die Brücken und Straßen der Stadt das Glas am Bandelier trugen, sie tragen jetzt alle die rothen, die grünen, die gelben und die blauen Futterbeutel in den Händen, gefüllt mit den guten Sachen von Mannl und Pitroff, mit den Kipfeln und Kaisersemmeln und Stangen und Potozkys! Gleich bunten Sternen leuchten diese mannichfaltigen Signale des gesegneten Appetits, dessen man sich hier erfreut, durch die Laubhallen der Pupp'schen Allee das Teplufer entlang, bis sie hinter den Glaswänden der verschiedenen „Stationen" verschwinden. Die Kaffeeküche des „Posthofs" ist eine wahre Sehenswürdigkeit, und der Trank, der daraus hervorgeht, über alles Lob erhaben. Ich ziehe die „Freundschaft" vor, nicht nur wegen des schönen Namens, den dieser Saal führt und mit vollem Rechte verdient, sondern auch wegen der etwas größern Chance, die man hat, dort nicht im Zugwinde zu sitzen. Andere wallfahrten nach dem Kaiserpark, nach Schönbrunn, nach der Weilburg und dem Panorama; nur wenige bleiben in der Stadt zurück, wo namentlich der „Elefant" auf der Alten Wiese sich der besondern Protection eines hohen Adels erfreut. Hier nämlich, im Bauche des „Elefanten", versammelt sich die Blüte der märkischen Ritterschaft, raucht den Tschibuk und liest die Kreuzzeitung.

Mit dem Frühstück freilich ist die Liste unserer materiellen Genüsse so gut wie erschöpft. Was nun folgt, sind Acte der Selbstentsagung. Zwar hat die rationellere Richtung der neuern Medicin die drakonischen Gesetze der Brunnendiät um vieles gegen früher gemildert; aber die

weiße Suppe ist an die Stelle der schwarzen getreten, und das „Lerne dich beherrschen" ist der heisere Gesang, der uns in die Ohren tönt früh bis spät. Ich möchte wol wissen, wie viele oder richtiger wie wenige derjenigen, die sich mittags hungerig zu Tische setzen, gesättigt von demselben wieder aufstehen. „Entsagen sollst du, sollst entsagen!" . . . Die Schuld liegt wahrlich nicht an den Wirthen; vielmehr möchte ich hier ganz ausdrücklich meine Bewunderung aussprechen für die Kunst, mit welcher sie aus so wenig Mitteln als möglich etwas sehr Gutes und Schmackhaftes herzustellen wissen. Denn hier ist nur erlaubt, was sich ziemt, und was gefällt, ist verboten. Verboten ist Butter, verboten ist Essig, verboten sind alle Gewürze. So etwas wie ein Plat-de-Menage wird man vergeblich auf einer karlsbader Wirthstafel suchen. Die schönen dickbäuchigen Phiolen mit den pikanten Saucen sind mit der Acht und Aberacht belegt — wir müssen das „Kälberne", das „Schöpserne" und zuweilen auch das „Lederne" genießen, wie es aus der Hand der Natur hervorgegangen. Dennoch wissen sich innerhalb dieser enggezogenen Schranken die karlsbader Chefs de cuisine mit ebenso viel Geschick als Discretion zu bewegen, und es ist eine Verleumdung, zu sagen, daß man in Karlsbad schlecht ißt. Wenig ißt man, das ist leider wahr; allein das ist nicht die Schuld der Wirthe, die vielmehr trotz dieser Resignation ihrer Gäste und trotz des Umstandes, daß so gut wie gar kein Wein getrunken wird, die Speisen zu einem oft unglaublich billigen Preise berechnen. Ich begreife nicht, wie die Mehrzahl von ihnen dabei auskommen kann; für die Delicatessenhändler und Speisewirthe kann dieses Karlsbad kein Eldorado sein. Et pour cause.

Nur, wenn's möglich wäre, dürfte der Redacteur der

„Cur- und Fremdenliste" sich eines etwas allgemein gültigern Deutsch befleißigen. Diese Stadt macht einen so traut anheimelnden deutschen Eindruck mit ihren alten Häusern und altmodischen Häusernamen, unter denen ich zu meiner speciellen Freude nicht nur die buntesten Farbenwunder der Heraldik, die rothen, die grünen, die blauen und die weißen Löwen, sondern auch — bis etwa auf den König von Thule und die Königin von Saba — alle möglichen Herzoge, Könige und Kaiser wiedergefunden habe. Jedes Haus trägt hier nach alter deutscher Sitte statt der Nummer einen solchen Namen; sogar ein „Deutscher Kaiser" ist an der Kreuzgasse schon erstanden und bis auf die Vergoldungen des Balkons fertig. Warum nun, frage ich, soll das gelesenste Organ dieser deutschen Stadt, nämlich besagte „Cur- und Fremdenliste", in Ausdrücken schwelgen, nach deren Spur man in Grimm's und Sanders' Wörterbüchern vergebens suchen würde? War es nicht genug, uns nacheinander mit einer Präsidentensgattin und Beamtensgemahlin bekannt zu machen; mußte man uns auch noch mit einer Arztenswitwe aufwarten?

Doch genug. Die Saison fängt ja erst an. Nicht nur die Zahl, sondern auch die Eleganz unsers Publikums steigt von Tag zu Tag. Schon hört man beim Morgengrauen schwere Sammtkleider mit Spitzengarnituren rauschen, und auf der Alten Wiese sind einige umfangreiche Schönheiten erschienen, welche die Blicke des „Elefanten" mächtig fesseln. Majestätisch an ihren langen Stockschirmen schreiten sie dahin, vielleicht ein wenig zu majestätisch, mehr der Juno gleich als irgendeiner andern Göttin. Allein was schadet es? Bis zur Saison der Winterfreuden ist noch eine lange Zeit, und nicht zehn Schritte von hier kocht und steigt die Quelle, welche die Zauberkraft besitzt,

alle Maßstäbe zu verjüngen. Sei mir gegrüßt, karlsbader Sprudel!

II.

Wenn man in Karlsbad die Pupp'sche Allee hinunterwandelt und an den Bergwänden derselben zu beiden Seiten des Teplflüßchens Tafeln erblickt, auf welchen in Goldschrift deutsche, französische, englische, polnische, russische, ja selbst hebräische Strophen erglänzen, so könnte man sich wol versucht fühlen, mit jenem Schöngeiste auszurufen: „Alle Menschen sind Dichter mit Ausnahme derjenigen, welche Verse schreiben."

Diese Tafeln im Teplthale sind nämlich Votivtafeln, von karlsbader Curgästen dem Sprudel gewidmet, Denkmäler ihrer Dankbarkeit, ihres guten Herzens und — ich bedauere, es sagen zu müssen — ihrer schlechten Verse. Nichtsdestoweniger dürfen die Verfasser stolz auf ihr Werk sein; denn noch den spätesten Geschlechtern werden es diese Zeugnisse der Felsen erzählen, daß Herr Meyer aus Wien im Jahre 1823 hier Mühlbrunnen getrunken und daß Herr Müller aus Berlin, welcher dem Theresienbrunnen huldigte, drei Jahre später mit seiner Frau und zwei Töchtern hier gewesen. Das sind denkwürdige Thatsachen, an denen der Freund der Menschheit nicht gleichgültig vorübergehen kann.

Was aber haben sie für Karlsbad gethan, die das Unglück hatten, auch zu Hause Dichter zu sein, und es nicht hier erst wurden? ... „Der Sprudel ist eine schlechte Hippokrene", schreibt Schiller an Goethe, „wenigstens solange er getrunken wird"; und ich fürchte, Schiller hat recht. Ich könnte mir sonst nicht erklären, warum sie, die Dichter waren, *trotzdem* sie Verse schrieben, immer so

gern nach Karlsbad gekommen sind. In der That, eine ganze Sternenreihe berühmter Dichternamen knüpft sich an Karlsbad, die mit Gellert anfängt und — so wollen wir hoffen — mit Heinrich Laube noch lange nicht aufhört. Denn das Bild von Prometheus, an dessen Leber der Geier nagt, paßt ja so sehr auf den modernen Dichter!

Etwas besonders Rührendes hat es für mich immer gehabt, an den Aufenthalt Schiller's in Karlsbad zu denken. Er kam nur einmal hierher, mit seiner jungen Gemahlin, und die spärlichen Nachrichten, die wir über seine Reise haben, zeigen eigentlich nur, wie bescheiden er sie gemacht. Er war damals, was er sein ganzes Leben geblieben ist, ein bescheidener Mann, der sich keinen Luxus erlauben durfte. Der Herzog von Weimar, der gute, hochherzige Karl August, that viel für ihn; aber er konnte nicht alles thun. Das waren keine glänzenden Tage für Honorare, Tantièmen u. dgl., jene Tage der literarischen Glanzperiode. Wieviel meint wol der geneigte Leser, daß Schiller z. B. für „Cabale und Liebe" erhalten? . . . Zehn Karolin — sage und schreibe: 10 Karolin! Schiller, unser unsterblicher Schiller, mußte für seines Lebens Nothdurft arbeiten wie der Geringsten einer; und dabei fortwährend dieser Kampf mit seinem heimtückischen Feinde, der Krankheit! einer Krankheit so boshaft und unerbittlich, daß Riesenkräfte dazu gehörten, um den Muth nicht zu verlieren und wenigstens in den Waffenstillständen Freude zu haben am Schaffen. Ach, das Leben Schiller's war, auch von der moralischen Seite betrachtet, ein großartiges und voll von Heroenthum! — Seine Reise nach Karlsbad war nur halb Badereise, zur andern Hälfte war sie Studienreise. Denn dieser Mann rastete niemals, wie wenn eine geheime Stimme seines Innern es ihm gesagt hätte, daß

sein Leben kurz sein werde und daß er in diesem kurzen Leben alles zu vollenden habe, was ihm Anspruch auf Unsterblichkeit geben würde. Und dennoch schied er mit Fragmenten, die vielleicht noch Größeres verhießen, als was er zuvor schon geleistet. Wahrlich, es ist schwer, sich mit Schiller zu beschäftigen, ohne wehmüthig zu werden, aber zugleich auch gehoben, gestärkt und ermuthigt, wenn man sieht, was der Menschengeist und der menschliche Wille vermag trotz der gebrechlichen Hülle, die ihn überall einengt, überall beschränkt. Verzeihung, mein verehrter Leser, wir sind hier im Bereiche der dampfenden Thermen von Karlsbad, und wir müssen uns auf Krankengeschichten in der einen oder andern Form gefaßt machen. Schiller war sehr krank gewesen, ja fast aufgegeben worden, als er den Sprudel zum ersten male rauschen und zischen hörte. Seine „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" war fertig, und die erste Idee eines neuen Trauerspiels dämmerte in seiner Seele. „Lange hab' ich", schreibt er am 11. Januar 1791, „nach einem Sujet gesucht, das begeisternd für mich wäre. Endlich habe ich eins gefunden und zwar ein historisches." Es war der „Wallenstein". Da kam er hierher. Aber welche Schwierigkeiten hatte er zu besiegen, bevor er es möglich machen konnte — Schwierigkeiten der profansten Art; der edle Körner bot Unterstützung, aber Schiller war zu stolz, um sie nach allem, was der Freund schon gethan, selbst von diesem anzunehmen. „Mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesichte" (s. Goedeke) hatte der Herzog von Weimar Schiller vor dessen Verheirathung gesagt, daß 200 Thaler Jahresgehalt alles sei, was er geben könne, worauf Schiller erwiderte, daß dies alles sei, was er von ihm haben wolle. Das größere Geschenk aus Dänemark — eine Wohlthat unserm

nationalen Dichter erwiesen, für welche wir über alle Verstimmung hinaus dem Volke der Inseln immer dankbar bleiben sollten! — kam erst nach der karlsbader Reise. Diese mußte der Dichter daher aus seinen eigenen spärlichen Mitteln machen. Er reiste über Eger, und was über den Aufenthalt in dieser Stadt seines Helden zu bemerken wäre, haben wir in einem vorhergehenden Abschnitte mitgetheilt. Ende Juli kam er nach Karlsbad; „er lebte dort sehr eingezogen", sagt Frau von Wolzogen weiter. „Die Bekanntschaft mit einigen bedeutenden österreichischen Kriegern interessirte ihn und gab ihm neue Ansichten dieses Standes, in den er seines «Wallenstein» wegen gern hineinschaute." Ein bescheidenes Haus auf der Neuen Wiese, welches heute noch bis auf den frischen Anstrich der Wände und Fensterläden so aussehen mag, wie es damals ausgesehen, und unverändert denselben Namen „Zum weißen Schwan" führt, nahm ihn und seine Gemahlin und den ihn begleitenden Arzt Eicke auf. „Die Curliste vom Jahre 1791 enthält unter Nr. 370: «Herr Hofrath Schiller nebst Frau, von Jena, und Ferdinand Eicke aus Eschershausen, Kirchengasse Nr. 35, zum weißen Schwan.»" (Vgl. „Schiller, Beethoven und Goethe in Karlsbad", von L. A. Frankl, Karlsbad 1862.) Sonst ist uns über Schiller's Badeleben in Karlsbad nicht viel erhalten außer jener bekannten Zeichnung von J. C. Reinhart (gest. 1847 zu Rom), welche den Dichter frappant ähnlich darstellt, wie er mit breitrandigem Hute und hohen Stiefeln, sein Thonpfeifchen behaglich schmauchend, auf einem Esel einen Waldabhang bequem hinabreitet. (Eine Nachbildung dieses originellen Blattes ist der interessanten Frankl'schen Schrift beigegeben.) „Von Karlsbad auf der Heimreise, ging er nach Prag und hielt sich daselbst mehrere Wochen auf",

wie Alfred Meißner in den „Rococobildern" nach den Aufzeichnungen seines Großvaters, des Alcibiades-Meißner, erzählt. „Er hatte während der Ferien, die ihm das Lehramt in Jena gönnte*), die Brunnencur in Karlsbad gebraucht, wo er im Hause «Zum Schwan» oder, wie man damals sagte, «Zur Schwane» wohnte; seine junge, ihm erst seit einem Jahre angetraute Frau begleitete ihn. Er war eine hagere, hochaufgeschossene Gestalt, bleich, sommersprossig, von vorgebeugter Haltung, das röthliche Haar in einem Zopfe gebunden, im Benehmen von einer gewissen Unbeholfenheit, in seinen Bewegungen eckig, sogar linkisch. Er besuchte meinen Großvater und sah sich unter dessen Führung die herrliche Stadt mit allen ihren historisch-denkwürdigen Stätten an." Und so kehrte der anspruchslose Mann still, ohne Geräusch und fast unbemerkt, wie er gekommen, nach Jena zurück.

Wie ganz anders auf demselben Hintergrunde von Karlsbad erscheint uns das Bild Goethe's! Schöne Frauen sind in seinem Gefolge; Fürsten bilden gleichsam einen Hofstaat um ihn, den Fürsten der Literatur. Er war, wie daheim in Weimar, auch unterwegs auf Reisen der grand seigneur. Schon das Haus „Zu den drei Mohren", welches er in Karlsbad bewohnte, ein altes Patricierhaus am Markte, Eingang der Alten Wiese, mit hohen steinernen Portalen, Fenstern und Treppen, ergibt einen so markanten Gegensatz zu demjenigen, in welchem wir den kranken Dichter des „Wallenstein" gesehen, wie etwa das kleine Schiller-Haus in Weimar zu dem großen

---

*) Dies ist nicht ganz richtig; der Herzog hatte ihn vielmehr von den Vorlesungen dispensirt. S. Goedeke, „Grundriß", S. 948.

Goethe-Hause am Frauenplan daselbst. Er war auch nicht eigentlich krank, wenn er nach Karlsbad kam; Goethe war eigentlich immer gesund, er — der Glückliche! Goethe war vierzehnmal hier; zuerst im Jahre 1785 mit der Frau von Stein, dann wieder im folgenden Jahre, 1786, als er vor der Frau von Stein und allen übrigen floh nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht und Befreiung. „Früh drei Uhr stahl ich mich aus Karlsbad, weil man mich sonst nicht fortgelassen hätte", so beginnt er die „Italienische Reise". . . . „Ich warf mich ganz allein, nur einen Mantelsack und Dachsranzen aufpackend, in eine Postchaise und gelangte um halb acht Uhr nach Zwoda an einem schönen, stillen Nebelmorgen. Die obern Wolken streifig und wollig, die untern schwer. Mir schienen das gute Anzeichen." . . . Glücklicher Mann, der an einem solchen entscheidungsvollen Morgen die Wolken beobachten und die Gebirgsformationen studiren konnte! . . . Das war es übrigens, was ihn auch später in Karlsbad zumeist beschäftigte; die höchst eigenthümlichen Bodenverhältnisse boten ihm hierzu das interessanteste Material, ihm, dem universellsten aller modernen Menschen, der des Werdens und Seins tiefstes Gesetz ebensowol im Steine als im menschlichen Herzen zu ergründen vermochte. Für Goethe's weitere Besuche geben uns seine „Annalen" in Verbindung mit seinen Gedichten die erwünschten Anhaltspunkte. Denn zum Glück für eine literarische Ausbeute sind es nicht die Mineralien allein, die ihn in Karlsbad fesseln. Zum dritten male kam er Anfang Juli 1795, nachdem er zuvor an einer Backengeschwulst gelitten — entschuldige, theuerer Leser, daß ich dich abermals in die Krankenstube führe; aber wie könntest du sonst nach Karlsbad kommen? Uebrigens hat es mit den Krankheiten Goethe's nicht viel

auf sich; es ist mehr Ungeduld, mehr Unwille über die Anmaßlichkeit des Körpers, der es sich herausnimmt, den Geist in seiner freien Thätigkeit zu beschränken. „Da ich ungeduldig bin, körperlich zu leiden", schreibt Goethe an Schiller (11. Juni 1795), „werde ich wol nach Karlsbad gehen, das mich ehemals auf lange Zeit von gleichen Uebeln befreite." Es war die Zeit der beginnenden Freundschaft zwischen beiden, die Zeit des Schiller-Goethe-Briefwechsels, des „Wilhelm Meister". Es ist rührend zu lesen, wie, kaum genesen von seinem Fieber, von seiner wirklichen Krankheit, die ihn eigentlich nie ganz verließ, Schiller für das Wohlergehen seines großen Freundes in Weimar zitterte. „Sie waren in einer so frischen und heitern Thätigkeit!" ruft er aus. Nun, sein olympischer Körper sollte bald alles Anomale wieder von sich ausgestoßen haben. „Die Cur schlägt sehr gut an", berichtet er schon unter dem 19. Juli nach Jena; „ich halte mich aber auch wie ein echter Curgast und bringe meine Tage in einem absoluten Nichtsthun zu, bin beständig unter den Menschen, da es denn nicht an Unterhaltung und an kleinen Abenteuern fehlt. Ich werde mancherlei zu erzählen haben." — Ein hübsches Geschichtchen gibt er schon vorweg: „Als berühmter Schriftsteller bin ich übrigens recht gut aufgenommen worden, wobei es doch nicht an wunderlichen Verwechselungen gefehlt hat; z. B. sagte mir ein allerliebstes Weibchen: sie habe meine letzten Schriften mit dem größten Vergnügen gelesen, besonders habe sie der «Ardinghello» über alle maßen interessirt. Sie können denken, daß ich mich mit der größten Bescheidenheit in Freund Heinse's Mantel einhüllte . . . und ich darf nicht fürchten, daß sie in diesen drei Wochen aus ihrem Irrthume gerissen wird." Beiläufig bemerkt, hatte Goethe

mancherlei Misgeschick in dieser Beziehung. So geschah es einmal, während eines Aufenthalts in Berlin, daß ihm — wie wir in des Prinzen Georg geistvollem kleinen Buche: „Vergilbte Blätter", lesen — eine Nähterin, Mamsell P., den Weg vertrat, um ihm einen Knix zu machen. — „Sie kennen mich?" fragte Goethe. — „Wer sollte Ihnen nich kennen, jroßer Mann? Festjemauert in der Erden steht die Form aus Lehm jebrannt!"

Als Goethe zum vierten male nach Karlsbad kam, da war Schiller todt, und das unheilvolle Gestirn Napoleon's strahlte im ersten furchtbaren Glanze. Es war im Sommer 1806, kurz vor den Schlachten von Auerstädt und Jena, „da das Schicksal der Welt in unsern Spaziergängen entschieden ward". Trüb und schwer war die Atmosphäre wie vor einem heraufziehenden Gewitter. „Karlsbad gab damals das Gefühl, als wäre man im Lande Gosen; Oesterreich war zu einem scheinbaren Frieden mit Frankreich genöthigt, und in Böhmen ward man wenigstens nicht wie in Thüringen durch Märsche und Widermärsche jeden Augenblick aufgeregt." Aber nicht lange, so vollzog sich der entsetzliche Schlag, der Preußen zu des Imperators Füßen niederwarf und damit zugleich ganz Deutschland wehrlos machte. „Der vorjährige Aufenthalt in Karlsbad", schreibt Goethe im Jahre 1807 bei Gelegenheit seiner fünften Reise dorthin, „hatte mein Befinden dergestalt verbessert, daß ich wol das Glück, dem großen hereinbrechenden Kriegsunheil nicht unterlegen zu sein, ungezweifelt jener sorgfältig gebrauchten Cur zuschreiben durfte." Reicher als alle vorhergehenden ist das Blatt der „Annalen", welches die Jahreszahl 1808 trägt: es ist das Jahr des Erfurter Congresses, wo Talma vor einem Parterre von Königen spielte und Goethe die berühmte Unter-

haltung mit Napoleon hatte. Der Sommer beginnt harmlos genug mit Karlsbad und der Lektüre der „Allgemeinen Zeitung", von welchem Blatte Goethe sagt, es zeige besonderes Verdienst vielleicht eben darin, „daß es mit kluger Retardation zwar hier und da zurückhielt, aber doch mit Gewissenhaftigkeit nach und nach mitzutheilen nicht versäumte, was dem sinnigen Beobachter Aufschluß geben sollte". Sonst, „obgleich die immerfort bewegten Kriegsläufte alle eigentlich wissenschaftlichen Bemühungen mit Ungunst verfolgten", sehen wir Goethe seinen Lieblingsbeschäftigungen hingegeben, „wo sich auf Graniten manche Blume zeigt". Dabei fließt ihm trotz des Sprudels die poetische Quelle sehr ergiebig in jenen kleinen Gelegenheitsgedichten, in welchen er der unerreichte Meister. Das erste karlsbader Gedicht Goethe's datirt aus dem Jahre 1785, ein Stammbuchblatt an die Gräfin Tina Brühl, die es verdient hat, den Sprudel zu trinken, wie alle, die sie beschädigt und zu heilen vergessen und

— die an der Quelle des Lethe
Becher auf Becher nun schlürfen, die gichtischen Schmerzen der Liebe
Aus den Gliedern zu spülen und, will es ja nicht gelingen,
Bis zum Rheumatismus der Freundschaft sich zu curiren.

Notabene. Diese Hexameter finden sich nicht in der Pupp'schen Allee, sondern im ersten Bande von Goethe's „Sämmtlichen Werken". Einige der lieblichsten dieser karlsbader Blüten sind unter dem Datum des Jahres 1808 in den bunten Höhen erwachsen,

Wo die Orchideen und Dianthen stehn,
Und Ornithogalen, weiß und schlank wie sie,
Ihr zuliebe strahlen Lenz und Sommer hie.

Außerdem das schöne Gedicht: „Einer hohen Reisenden",

der Kurprinzessin von Hessen, welches „zu Ehren und Freuden dieser würdigen, auch mir gewogenen Dame, in der Mitte eines großen Blattes kalligraphirt, mit dem bilderreichsten Rahmen eingefaßt werden sollte". Das nächste Jahr, das Unglücksjahr des Aufstandes in Tirol und der Schlacht von Wagram, überschlug Goethe; doch im Jahre 1810 kam er wieder, und dieses Jahr bezeichnet jene Folge von Gedichten, die den Gesammttitel: „Im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad", tragen. Er besingt darin der Kaiserin Ankunft, der Kaiserin Becher, der Kaiserin Platz, der Kaiserin Abschied; und 1812: „Drei Gedichte für kaiserliche Majestäten im Namen der karlsbader Bürger gaben mir eine ehrenvolle, angenehme Gelegenheit, zu versuchen, ob noch einiger poetischer Geist in mir walte." Das letzte dieser drei Gedichte ist an Marie Luise — „der Kaiserin von Frankreich Majestät" — gerichtet:

Nun steht das Reich gesichert wie geründet,
Nun fühlt Er froh im Sohne sich gegründet . . .

„Er" ist Napoleon und der Sohn der König von Rom. Es kam zum Glück für Deutschland anders, als Goethe gesungen; drei Jahre später war das Reich des corsischen Eroberers weder „gesichert" noch „geründet", sondern zu Staub gemacht, er selbst ein Gefangener und sein Sohn ein König ohne Land. Diese ganze Zeit, die Zeit vom Erfurter Congreß bis zum Tage der Entscheidung, ist eine Zeit des bittersten Tadels, der herbsten Anklage gegen Goethe geworden. In der nationalen Wallung, welche die jüngsten Ereignisse hervorgerufen haben, sind wir vielleicht nicht im Stande, Zeilen wie die folgenden in den „Annalen" vom Jahre 1808 ruhig zu lesen: „October, den 1. Lever beim Kaiser. — Den 2. Ich wurde um 11 Uhr

vormittags zu dem Kaiser bestellt. . . . Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagte er: «Vous êtes un homme.» Ich verbeuge mich. — Den 14. Ich erhalte den Orden der Ehrenlegion." . . . Aber der strenge Historiker, der besten Patrioten einer, Ludwig Häusser, scheint das Richtige getroffen zu haben, wenn er sagt: „Der Geringschätzung gegenüber, die Napoleon gegen das Fürstliche und Hochgeborene auch jetzt nicht verleugnete, fiel die Auszeichnung doppelt in die Augen, die er dem Heroen der deutschen Literatur bewies. . . . Es war, als würde damit der gelehrten und literarischen Nation, auf der Napoleon's eiserne Hand jetzt lastete, in ihrer Weise eine Artigkeit erwiesen, den Königen und Fürsten aber, die täglich seine Rücksichtslosigkeit fühlen mußten, zugleich bedeutet, was er höher achte als ihren Stammbaum." Freilich drängt sich auch hier wieder ungesucht der Vergleich auf: Schiller — „le sieur Gille, publiciste allemand" — der von der Revolution den Bürgerbrief, und Goethe — „qu'en-dit Mr. Göt?" — der von dem abgefallenen Sohne der Revolution die Ehrenlegion erhält; und sicher ist es nicht erfreulich, ihn an Kaiser Franz, wenn auch „im Namen der karlsbader Bürger", Verse richten zu hören wie:

Heut' fühlen wir entbehrter Regung Wonne:
Der Blick des Herrn, er ist die zweite Sonne.

Doch sollten wir zweierlei bedenken: erstens, daß Goethe durch seine brüderliche Freundschaft zu Karl August der höfischen Sphäre ganz anders gegenüberstand als jemals vor ihm oder nach ihm ein zweiter Dichter, und daß die Berührung der unlautern Elemente, die derselben eigen sind, wol sein äußeres Bild entstellt haben mag, aber bis zu dem innersten Kerne seiner Hoheit und Größe gar nicht

zu bringen vermochte. Und zweitens: was sein Verhältniß zu Napoleon betrifft, so trat er nicht vor ihn wie die gedemüthigten Vasallen des Rheinbundes, sondern wie der Fürst, der er war, vor den Fürsten; und wenn Napoleon dem Geiste huldigte, als dessen vornehmsten Repräsentanten er Goethe ansah, so hatte er gewiß keine Ahnung davon, daß dieser Geist es sei, der ihn am Ende siegreich bekämpfen werde. Nicht direct, nicht unmittelbar; aber er war es doch, welcher der deutschen Nation die Waffen in die Hand gab. Als das Deutsche Reich zerfiel, als es kein anderes sichtbares Zeichen des Zusammenhanges mehr gab: da war die deutsche Nationalliteratur, damals und später, das letzte Band, die letzte Hüterin der deutschen Sprache, der deutschen Sitte. „Was", so hatte Napoleon ihm in Erfurt zugerufen, „was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!" . . . Und rasch genug sollte Goethe dasselbe sich erfüllen sehen. Im Jahre 1813 auf der Reise nach Karlsbad erlebte er die blutigen Vorspiele der Völkerschlacht von Leipzig in nächster Nähe; der Anfang des nächsten Jahres sieht die Verbannung Napoleon's nach Elba und das Jahr 1815 seine Wiederkehr: „hundert schicksalsschwangere Tage mußten wir durchleben." Goethe hat „in der ehrenden Gesellschaft" des Freiherrn vom Stein eine Fahrt nach Köln gemacht; in Wiesbaden erreicht ihn die Nachricht der Schlacht von Waterloo, anfänglich „zu großem Schrecken als verloren gemeldet, sodann zu überraschender, ja betäubender Freude als gewonnen angekündigt". Und nun, noch unter dem Eindrucke des kölner Doms, geht auch ihm endlich das Herz über, und „so wurde ich denn auf dieser Reise gewahr, wieviel ich bisher, durch das unselige Kriegs- und Knechtschaftswesen auf einen kleinen Theil des Vaterlandes

eingeschränkt, leider vermißt und für eine fortschreitende Bildung verloren hatte". Wir möchten dieses Eingeständniß Goethe's nicht für die beste Stelle des „Faust" dahingeben; denn es zeigt uns zu unserm Troste, daß die Unterdrückung des Vaterlandes jeden seiner Söhne, auch den unverwundbarsten, endlich einmal an irgendeiner verwundbaren Stelle seines eigensten Seins trifft!

Noch viermal ist Goethe seitdem in Karlsbad gewesen; 1819 sah er hier den Karlsbader Congreß und wich der Nachfeier seines 70. Geburtstags aus, die am 29. August einige seiner Verehrer im „Posthofe" veranstaltet hatten, während er den Tag selbst still zwischen Hof und Karlsbad auf der Reise zugebracht. Im Jahre 1820 werden die „Wolkenformen" ununterbrochen wieder beobachtet; „das Botanische ward nicht außer Auge gelassen — dem pseudovulkanischen Gebirge schenkte ich gleichfalls erneute Aufmerksamkeit". Nach den Stürmen des Lebens kehrte er wieder zu der ruhigen Beschäftigung mit der Natur zurück, in welcher das „Weltenschicksal" ihn fortan nicht mehr stört. Wohl aber kommt über den Vierundsiebzigjährigen noch einmal der Rausch der Liebe mit allen Stürmen der Jugend! Es war die Leidenschaft zu dem jungen und reizenden Fräulein von Lewezow — „eine Leidenschaft, die, von ihrer Seite heftig erwidert, ihn noch einmal in die Schwärmerei seiner Werther-Zeit versetzte" (Lewes). So berührte sich in dem Leben dieses merkwürdigen Mannes der Anfang und das Ende — und mitten im Winter wird es noch einmal Frühling! Zwar bemüht er sich, wieder ernüchtert, den Eindruck seiner Verse: „Marienbad, 1823", durch die Note abzuschwächen: „Sind als Aufblicke von Galanterie, Neigung, Anhänglichkeit und Leidenschaft im Conflict mit Weltleben und täglicher Beschäftigung zu

betrachten." Was sie wirklich waren, das sagt uns die „Elegie": das unmittelbare „Product eines höchst leidenschaftlichen Zustandes", die er auf der Rückreise gleich im Wagen schrieb (Lewes); sagt uns ein geschliffenes Glas, das sich bei seinem Ableben in einem Schränkchen seines Arbeitszimmers fand, mit der Inschrift: „Andenken an den 23. August 1823 in Karlsbad", und den drei Namen: „Ulrike, Ottilie, Bertha"; sagen uns endlich ein Paar Damenhandschuhe, auf welche mit Tinte geschrieben war: „Karlsbad, den 28. August." Es waren Handschuhe des Fräuleins Ulrike von Lewezow, die der Greis, vor der Welt verborgen, bis an seinen Tod aufbewahrt hatte! (S. Keil, „Ottilie von Goethe", im „Salon", 1873, Heft VII, S. 853.) Damals, im Jahre 1823, sah Goethe Karlsbad zum letzten male. Nun erst begann er wirklich zu altern. Karl August ging ihm voran — ihn selbst hielt gleichsam nur noch die Vollendung des „Faust" auf Erden zurück; als diese geschehen, da hatte sich das große Wort seiner Jugend erfüllt, der Augenblick war Ewigkeit geworden, und mit dem sterbenden Helden, der ihn durch sein ganzes Leben begleitet, durfte auch er ausrufen;

Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.

III.

Ein anderes Bild steigt jetzt vor uns auf, indem wir die schattigen Waldpfade von Karlsbad sinnend durchschreiten: dem Bilde des voll und rein und harmonisch sich ausbauenden Lebens gegenüber das der ungestümen Jugend voll freudigen Opfermuths und hoher Ideale — dem Manne gegenüber, der Stein und Wolke und Menschenseele mit der gleichen Sympathie, aber auch mit der glei-

chen Objectivität umfaßt, der Jüngling, der nur *ein* Empfinden kennt und ganz in ihm aufgeht — dem Kunst und Leben und Lieben in einer einzigen hehren Begeisterung zusammenfließen und der alles hinwirft, als die heilige Stimme ruft — die Stimme des Vaterlandes! Jener gehört der ganzen Menschheit und allen Zeiten an; diesen wollen wir für unser Volk allein in Anspruch nehmen, in dessen glorreichster Stunde sein Stern aufflammte und dahinging — sein kurzes Leben ein Frühling, sein ewiger Ruhm der Tod, den er starb. So wird er in unsern theuersten Erinnerungen leben, den deutschen Herzen nahe wie kaum ein anderer; Zorn gegen Druck und Knechtschaft, Liebe für Freiheit und Vaterland werden sich aus seinem Andenken nähren, und immer wird er der Nachwelt erscheinen als die Idealfigur des deutschen Jünglings, der den Enthusiasmus des Herzens von Schiller empfangen, um einst, wenn es ihm verstattet gewesen wäre, den freien Ausblick des Geistes von Goethe zu lernen. Aber mitten aus diesen glücklichen Verheißungen riß seine Bestimmung ihn fort; und in diesem hellen Buchengrün, das auch ihm einst geleuchtet, steht er vor uns mit seinem feinen Gesicht und den großen, schönen Augen, mit seiner schlanken Gestalt im dunkeln Uniformrocke, die Epauletten auf den Schultern und am Wehrgehänge die Kette mit dem Löwenkopfe, wie der Geist der deutschen Jugend in Waffen ... und durch die Zweige der Bäume säuselt es leise wie das Wehen vergangener Zeiten, und das Ohr vernimmt feierliche, herzbewegende Klänge wie von „Leier und Schwert" ... und die Schatten ferner Tage werden lebendig, und das Dröhnen der Schlacht wird noch einmal laut, und durch den Wald rauscht es heran: „Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd" — das ist *Theodor Körner*!

Dies alles hat das gute Karlsbad gesehen: hier oben im Walde den Sänger und Helden der Befreiungskriege und dort unten in der Stadt die feigen Ministerseelen, welche mit den „Karlsbader Beschlüssen" den Geist ächteten, der die Schlachten gewonnen, und die Blüte der deutschen Nation, die Jugend, die Kampfgenossen Körner's, verfolgten, einkerkerten, elend machten — sie, die den Fürsten ihre Throne gerettet! . . .

Als Theodor Körner zum ersten male in Karlsbad war, da ruhte der Kampf. Es war im Jahre 1811; Preußen war niedergeworfen seit 1806, Oesterreich seit 1809, der Rheinbund blühte, die Continentalsperre war verhängt. Aber der Bruch Napoleon's mit Rußland bereitete sich vor und damit die Katastrophe, welche den Corsen unter der Wucht von ganz Europa begraben sollte. Damals, im Juli des Jahres 1811, aber war es still in der Welt, und damals, noch nicht volle 20 Jahre alt, kam der junge Dichter nach Karlsbad. Er hatte sich zu Ostern desselben Jahres nach Berlin begeben, um auf der dortigen zwei Jahre vorher neu gegründeten Universität zu studiren; allein im Mai war er von einer Krankheit befallen worden, die sein Studium unterbrach und deren Folgen den Besuch des Bades wünschenswerth erscheinen ließen. Er reiste zusammen mit seinen Aeltern und blieb einen Monat. Mächtig anregend wirkten die reizvolle Natur und das bunte Treiben der Gesellschaft auf sein jedem Eindrucke offenes Gemüth. Jedes liebliche Plätzchen in Wald und Wiese, jeder Wechsel der Beleuchtung gab ihm einen Vers ein. Unter seinen „Vermischten Gedichten" sind diese freundlichen, anspruchslosen Gaben aufbewahrt, die meisten freilich ohne tiefern poetischen Gehalt, aber alle von jener echten Jugendfreudigkeit, jener warmen Liebe zur Natur

und zum Leben durchdrungen, welche uns um so wehmüthiger berühren, wenn wir an sein frühes Ende denken. Da ist kaum einer von den landschaftlich ausgezeichneten Punkten in der Umgebung von Karlsbad, den er nicht besungen, kein Felsen, kein Tempel, kein Kreuz oder Obelisk, dem er nicht ein Lied gewidmet hätte. „Ich hab' es recht aus voller Brust gesungen", versichert er uns treuherzig; und so berührt es uns. Auch er besingt „der Kaiserin Platz"; aber der Ton ist ein anderer:

Glückliche Fürsten und glückliches Land! Wo find' ich es wieder,
Daß die Liebe befiehlt und daß die Liebe gehorcht?

Dabei gibt er sich mit der vollen Unbefangenheit seiner Jahre den heitern Anregungen des Badelebens hin, feiert den „Tanz im Sächsischen Saale", zeigt aber selbst bei dieser Gelegenheit, daß in ihm der Funke des künftigen Freiheitskämpfers schon schlummert:

Weg mit den fremden Touren,
Der Verbildung unleugbaren Spuren!
Da wird der Muth so lebendig und frei,
Und die Grazie bleibt der Natur getreu!

Man wird nicht behaupten können, daß diese Verse von einem besonders luftigen Schwunge getragen seien; aber was will man von einem jungen Menschen, der sein 20. Jahr noch nicht zurückgelegt und zum ersten mal — liebt! Dies scheint wirklich der Fall und sie, „die liebe Gestalt", eine der bevorzugtesten Tänzerinnen in dem genannten Saale gewesen zu sein:

Denn ihr ist auch im wildesten Drehn
Die Anmuth treueigen geblieben.

Wir wissen nicht, wie seine „Nymphe dieser Quelle" geheißen haben oder wer sie gewesen sein mag. Doch

muß sie in der That einen großen Zauber auf ihn geübt haben, daß er mit seinem Dichterauge am „Neubrunnen", „dort, wo der Brunnen dampfend quillt", eitel schöne Gruppen, reizende Kinder und viele ritterliche Herren erblickt, während der nüchterne Verstand damals, wie heute, daselbst nur plumpe Massen unförmlicher Menschenkinder wahrgenommen haben wird, welche trinken und marschiren, um nur etwas schlanker zu werden. Was die Liebe nicht alles thut!

— Siehst du jene süße Gestalt,
Die dort im bunten Schwarme
Leicht schwebend vorüberwallt?

Ach, mein Himmel — das „leichte Schweben" gehört sonst nicht zu den Eigenschaften der Damen, welche nach Karlsbad zur Cur kommen; aber wir wollen's ihm glauben, dem schwärmerischen Dichter, den Entzücken ergreift, wie sie,

Von allen Reizen der Anmuth geziert,
Den Becher zur rosigen Lippe führt.

Ueberdies scheint sein Glück nicht einmal so lange als seine Curzeit gedauert zu haben; denn noch vor Ablauf der vierten Woche sehen wir ihn „auf der Bank am Sauerbrunnen" der Entschwundenen ein melancholisches Sonett nachsingen, an welches sich zu unserer Beruhigung auf derselben Seite noch ein „Rundgesang auf dem Belvedère" schließt:

Und müssen wir scheiden, und wandern wir weit:
Wir gedenken mit Liebe der herrlichen Zeit.

Beneidenswerthe Jugend, in welcher Frühlingsregen und Sonnenschein einander folgen wie draußen an einem Maientage!

Von Karlsbad ging Theodor Körner nach Wien, und es ist merkwürdig zu beobachten, wie sein Genius sich hier überraschend entfaltete, wie von einer Ahnung ergriffen, daß ihm keine lange Erdendauer gegönnt sei. Der Einundzwanzigjährige schuf in ununterbrochener Reihenfolge und nicht viel mehr als einem Jahre 15 Theaterstücke, die, ganz abgesehen von dem, was sie für die Zukunft verhießen, doch auch an sich schon bedeutend genug waren, um Aller Augen auf den jungen Dichter zu lenken. Sie hatten einen so großen und unmittelbaren Erfolg, daß Theodor Körner zum Hoftheaterdichter ernannt ward. In den kurzen Zeitraum von 15 Monaten zusammengedrängt genoß er alle jene Triumphe, welche sonst in weiten Intervallen auf ein ganzes Leben vertheilt zu sein pflegen. Er ward auf den Händen getragen von diesem wiener Publikum, welches eines so schönen Enthusiasmus fähig ist und zu dessen wärmerer Empfänglichkeit auch heute wol noch so manch ein Dichter aus dem kältern Norden sehnsüchtig hinblicken mag. Und mehr noch: hier fand Körner die Geliebte, die Braut. . . . Kann man sich ein reicheres und volleres Glück denken als diese drei im Bunde: Jugend, Ruhm und Liebe? — „Soeben komme ich aus dem Burgtheater", schreibt er seinen Aeltern am 17. Januar 1812, „wo zum ersten mal meine beiden kleinen Stücke mit einem Beifall gegeben wurden, den ich mir als Anfänger nicht geträumt hatte." Diese beiden kleinen Stücke, sein erster dramatischer Versuch und sein erster Erfolg, waren „Die Braut" und „Der grüne Domino". Kaum ein Vierteljahr später kann er schon über den Erfolg der „Toni" berichten: „Ihr Lieben! Ihr kennt ja mein Glück! Gestern wurde die «Toni» zum ersten mal gegeben. Der Beifall war ungeheuer, jede Scene wurde beklatscht, und am Ende

hörte das Bravorufen gar nicht auf. Die Adamberger wurde herausgerufen.“ . . . Die Adamberger, Toni, sie, für die er sein Stück geschrieben, hatte ihn vom ersten Augenblick an bezaubert; sie ward seine Muse, die ihn zu immer neuen Productionen anfeuerte, und bald seine Braut. So vereinte sich alles, was den jungen Liebling der Musen und der Wiener zu dem beneidenswerthesten Sterblichen machen mußte; und an seinem 22. Geburtstage schreibt er den Aeltern: „Noch nie hat mich ein 23. September so glücklich gefunden. Der Kranz der Liebe ist um mich geschlungen, und alle Blüten, die Ihr in mir erzogen habt, hat die Sonnenzeit meines heiligsten Gefühls, hat meine Toni mir zum ewigen Frühling aufgeküßt. — Ich fordere den auf, der glücklicher sich rühmen kann!“ . . .

Doch der rauhe Völkersturm, der im Anzuge war, sollte die Blüte dieses Frühlings nur allzu rasch knicken. Wenige Tage, bevor der Aufruf von Preußens Könige: „An mein Volk!“ zum Kampfe auf Leben und Tod erging, schrieb Theodor seinem Vater: „Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger sein! . . . Nennt es nicht Uebermuth, Leichtsinn, Wildheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit.“ . . . Und so zog er im Frühling des Jahres 1813 mit hinaus in den hei-

ligen Kampf, dessen herrlichster Sänger er werden sollte; und als wir ihn im Sommer dieses Jahres zum zweiten mal in Karlsbad sehen, da ist es, um eine Wunde zu heilen, bevor er jene letzte erhielt, von der keine Heilung mehr war. Mit Gefahr seines Lebens, von patriotischen Freunden verborgen und von Ort zu Ort befördert, hatte er sich während des Waffenstillstandes durch die Reihen der Franzosen schleichen müssen, welche damals fast das ganze mittlere Deutschland besetzt hielten, bis er hierher nach Karlsbad kam, wo Pflege von edler Frauen Hand ihn erwartete. Zwei Jahre nur sind verflossen, seitdem er mit den Aeltern hier in froher Jugendlust verweilt; aber wie viel hat sich verändert: er selber auf der Sonnenhöhe seines Lebens, das Vaterland im Kampfe gegen den Bedrücker. Nicht länger mehr besingt er die Nymphen des Quells und die Freuden eines Balles im Sächsischen Saale, sondern er geht einsam hinaus, dem Laufe der Tepl folgend, abwärts nach Dallwitz, dort, wo im grünumfriedeten Thale die gewaltigen Eichen stehen, die durch ihn berühmt und fast eins der schönsten und bedeutungsvollsten Wahrzeichen von Karlsbad geworden sind. Dort unter den Zweigen, von der Sonne letztem Glühen bestrahlt, sitzt er wieder und gedenkt — nicht des eigenen Glücks, das der Krieg zertrümmern wird —, sondern allein des Vaterlandes, und halb im Zorn, halb aus der Vergangenheit neuen Glauben schöpfend, ruft er ihm zu:

Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,
Deine Eichen stehn, du bist gefallen!

Indessen lief der Waffenstillstand ab, und seine Wunde war geheilt. „Ihr Lieben", schreibt er am 14. Juli, „morgen früh reis' ich zur Armee. . . . Gott hat mich so weit gebracht, er wird mich weiter bringen, und denkt nur,

daß ich eine heilige Pflicht erfülle und daß ein rechtlich deutsches Herz auf alles gefaßt sein muß." . . . Am 26. August war diese „heilige Pflicht" erfüllt . . . weit oben im Norden war dieses „rechtlich deutsche Herz" von einer feindlichen Kugel tödlich getroffen worden. Er sollte die Tage der deutschen Siege nicht mehr erleben, wie er's in der „Zueignung" gesungen:

Und sollt' ich einst im Siegesheimzug fehlen:
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück!
Denn was berauscht die Leier vorgesungen,
Das hat des Schwertes freie That errungen!

So ruht er unter der alten Eiche bei Wöbbelin, nicht weit von der Stätte, wo er gefallen, und mit ihm im Tode vereinigt ruhen dort seine Schwester Emma Sophie Luise, welche, von stillem Gram über den Verlust des geliebten Bruders verzehrt, diesem nach zwei Jahren (1815) folgte, und seine Aeltern. Ein Denkmal bezeichnet das einfache Grab, wo mit seinen Lieben Deutschlands edler Sänger schlummert.

Aber auch die Eichen von Dallwitz sind ihm ein Denkmal, und kein Deutscher wird nach Karlsbad kommen, der nicht ehrfurchtsvoll zu ihnen hinauspilgerte, um beim Rauschen ihrer Kronen die Verse Körner's zu lesen, welche zur Erinnerung an ihn den mächtigsten der Stämme schmücken:

Viel des Edlen hat die Zeit zertrümmert,
Viel des Schönen starb den frühen Tod . . .
Doch um das Verhängniß unbekümmert,
Hat vergebens euch die Zeit bedroht,
Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
Alles Große muß im Tod bestehen!

In der langen Liste von Dichtern, welche Karlsbad

nachmals mit ihrem Besuche beehrt haben, findet sich auch der Name eines Franzosen: Châteaubriand. Der berühmte Verfasser des „Génie du christianisme", des „René" und der „Atala" kam im Jahre 1833, zwanzig Jahre nachdem Theodor Körner zum letzten mal hier gewesen. Welche Umgestaltungen hatte die Welt inzwischen wieder erfahren! Im Gefolge der siegreichen Alliirten waren die Bourbons nach Paris zurückgekehrt, um nach einer funfzehnjährigen Misregierung Stadt und Land abermals zu verlassen. Von kurzer Dauer war die Herrlichkeit des Lilienbanners gewesen, an seiner Stelle wehte jetzt die Tricolore. Der Sohn Philipp Egalité's saß auf dem Throne Frankreichs, und Karl X. war ein Exilirter auf dem Hradschin zu Prag. Man erinnert sich des ärgerlichen Vorfalles, welcher die Veranlassung dazu war, daß Châteaubriand „den 68. König von Frankreich in einer Wohnung der Kaiser von Oesterreich" aufsuchte. Ein Familienzerwürfniß der traurigsten Art drohte den Interessen der flüchtigen Bourbons gefährlicher zu werden, als es selbst der Juliaufstand gewesen: dieser hatte sie nur depossedirt, jener schien sie moralisch vernichten zu wollen. Die Herzogin von Berri, die Mutter des Grafen von Chambord, hatte einen Fehltritt begangen, der sie in dem Augenblick lächerlich machte, wo sie als Staatsgefangene dem Bürgerkönige und seinem damaligen Minister Thiers hätte furchtbar werden können. Die Glorie der Heldin der Vendée schwand, als man eines Morgens entdeckte, daß sie nicht nur sterblich, sondern auch — nach dreizehnjähriger Witwenschaft — Mutter sei. Umsonst, daß sie sich nachträglich zu einer heimlichen Ehe mit dem Marchese Lucchesi-Palli bekannte. Karl X. war unerbittlich, und als Châteaubriand, das derzeitige Haupt der Legitimisten, nach Prag kam, um eine Aussöhnung zu

vermitteln, da sagte jener: „Die Herzogin von Berri ist todt, und ich kenne Madame Lucchesi-Palli nicht." Mit dieser Antwort mußte der Gesandte der Gefangenen von Blaye sich begnügen; Ende Mai verließ er Prag, um seine hoffnungslose Reise nach Karlsbad fortzusetzen, wo damals die Herzogin von Angoulême, die Tochter Ludwig's XVI. und Marie Antoinettens, verweilte, sie, welche die Legitimisten noch immer als „Dauphine von Frankreich" zu betrachten liebten, während ihr Gemahl bei der Flucht Karl's X. zu Gunsten „Heinrich's V." abdicirt hatte. Châteaubriand kam den Fahrweg herab, der, durch das Gebirge gebrochen, in der That zu dem Schönsten gehört, was man sehen kann — jene „Prager Straße", welche 22 Jahre früher Theodor Körner besungen hatte:

Sanft vorbei an steilen Felsenwegen
Leitet freundlich deine Hand
Jenem Freudenthal entgegen,
Wo noch jeder Pilger Ruhe fand.

Weniger zuversichtliche Gefühle beseelten den französischen Dichter. Es war noch früh am Morgen. Damals bestand in Karlsbad die Sitte, jeden ankommenden Curgast, sobald sich sein Fuhrwerk auf der Höhe von einer der in den Thalkessel hinabführenden Chausseen zeigte, mit einer Trompetenfanfare vom Stadtthurme aus „anzublasen". Auch dem französischen Poeten und Staatsmanne ward dieses Willkommen nicht erspart. „Ich ward von dem fröhlichen Geschmetter begrüßt wie irgendein Todkranker — und unten im Thale rief man sich gewiß mit Entzücken zu: «Da ist wieder ein Gichtbrüchiger! Da ist wieder ein Hypochonder!» . . . Ach, ich war mehr als das: ich war ein Unheilbarer!" („Mémoires d'outre-tombe", V, 164.)

Die Herzogin bewohnte ein einzeln stehendes Haus am

äußersten Ende von Karlsbad auf dem rechten Teplufer. Als Châteaubriand bei ihr eingeführt wurde, saß sie im Hintergrunde des Zimmers auf einem Sofa zwischen zwei Fenstern, mit einer Stickerei beschäftigt. Der greise Legitimist war so bewegt, daß es ihm schwer ward, die wenigen Schritte bis in ihre Nähe zu machen. Auch ihr sah man an, wie sehr ergriffen sie war, als sie den Kopf erhob, den sie bis dahin, um ihre Bewegung zu verbergen, auf die Stickerei niedergebeugt hatte. „Ich bin glücklich, Sie zu sehen, Herr von Châteaubriand", sagte sie; „der König hat mir Ihre Ankunft schon angezeigt. Sie sind die Nacht gereist — Sie müssen müde sein."

Châteaubriand überreichte ihr die Briefe der Herzogin von Berri; sie nahm dieselben, legte sie auf das Kanapee neben sich und sagte: „Setzen Sie sich — setzen Sie sich." Hierauf nahm sie ihre Stickerei mit einer raschen, mechanischen und heftigen Bewegung wieder auf — man hörte die Stiche der Nadel und das Geräusch der Wolle, welche die Prinzessin hastig durch den Canevas zog . . . für die Madame Lucchesi-Palli war wenig Hoffnung! Endlich kam das Gespräch auf sie; die Herzogin nannte sie „Ma soeur" und fügte hinzu: „Je la plains beaucoup, je la plains beaucoup." Weiter ging sie nicht.

„Madame", sagte Châteaubriand, „die Frau Herzogin ist gewiß sehr unglücklich . . . aber es ist eine große Erleichterung ihrer Schmerzen, zu denken, daß Heinrich V. eine zweite Mutter findet in Ew. Majestät!"

Das Wort „Majestät" hatte ihr sehr geschmeichelt.

„O nein, nein! Herr von Châteaubriand", rief sie, indem sie den alten Hofmann ansah und die Arbeit sinken ließ, „ich bin nicht Königin!" — „Sie sind es, Madame, Sie sind es durch die Gesetze des Königreiches: Mon-

seigneur, der Dauphin, konnte nur abdanken, weil er König gewesen. Frankreich betrachtet Sie wie seine Königin, und Sie werden die Mutter Heinrich's V. sein!"

In solchem Blendwerk gefielen sich auch damals die Legitimisten, und sie waren untereinander nicht weniger zerfallen, als sie es heute sind. Denn obwol Châteaubriand mit unterthäniger Dankbarkeit „diese Blicke, die sich im Temple an die Augen Ludwig's XVI. und Marie Antoinettens geheftet", auf sich ruhen fühlt, so kann doch selbst er einen leisen Zweifel nicht unterdrücken, ob die „Dauphine" sich mit der Rolle begnügen wird, nur die „Mutter Heinrich's V." zu sein. Er muß es sich eingestehen, daß sie wenig Sympathie für die Herzogin von Berri hegt. Sie verachtete dieselbe nicht nur, sie war auch eifersüchtig auf sie. Sie konnte es nicht überwinden und hat es ihr Lebtag nicht überwunden, daß ihr Gemahl, der Herzog von Angoulême, auf die Krone verzichtet — auf dieses Schattenbild einer Krone!

Am folgenden Morgen um sechs Uhr sah Châteaubriand die Herzogin noch einmal am Mühlbrunnen; die Curgäste drängten sich um die Quelle, promenirten unter der hölzernen Säulengalerie oder in dem Garten, der an dieselbe stieß. „Madame la Dauphine kam, bekleidet mit einer dürftigen Robe von grauer Seide; sie trug um die Schultern einen abgenutzten Shawl und auf dem Kopfe einen alten Hut. Sie sah aus, als ob sie die Kleider geflickt hätte wie ihre Mutter in der Conciergerie. . . . Sie mischte sich unter die Menge und reichte ihren Becher den Mädchen, welche das Wasser aus der Quelle schöpften. Niemand achtete auf die Enkelin Maria Theresia's." . . . Sie versprach noch einmal, für die Herzogin von Berri alles zu thun mit Ausnahme desjenigen, worauf es dieser

am meisten ankam, nämlich: den Titel einer französischen Prinzessin auch fernerhin führen zu dürfen.

Um sechs Uhr abends trat Châteaubriand seine Rückreise nach Paris an. „Ach! ein neuer Symmachus, beweine ich den Verfall der Altäre, ich erhebe die Hände zum Capitol, ich rufe die Majestät von Rom an! Aber wie — wenn der Gott zu Holz geworden wäre und Rom sich nicht mehr aus seinem Staube erhöbe?" . . .

Diesen Worten voll Resignation, welche sich zum Heile der Menschheit in diesem Augenblick zu erfüllen scheinen, würde ich nichts hinzuzufügen haben, wenn es nicht etwa folgende Erinnerung an ein Gespräch wäre, dessen unfreiwilliger Zeuge, viele Jahre nach Herrn von Châteaubriand, ich nicht weit von der Stelle wurde, wo er der „Dauphine von Frankreich" seine letzte Huldigung dargebracht.

Vor mir gingen in der Pupp'schen Allee zwei Herren, in denen ich alsbald den Prinzen von Rohan und den Grafen Leo Thun erkannte. Sie sprachen so laut, und es war so still und menschenleer unter den Bäumen, die schon so manches gewichtige Wort von Fürsten und Staatsmännern belauscht haben mögen, daß man es verzeihlich finden wird, wenn meine Neugier einigermaßen rege ward. Es war eben die Zeit, wo der Graf von Chambord die weiße Fahne wieder erhoben hatte — nicht in dem Sinne des Châteaubriand'schen Märtyrers, sondern nur in einem Manifest. Aber was hatte ein Legitimist damals nicht alles zu sagen — und was gar ein Rohan — er, der die stolze Devise führt: „König kann ich nicht sein, Fürst will ich nicht sein, ich bin Rohan!" Die beiden Herren blieben stehen, und in dem Augenblick, als ich vorüberging, erhob Rohan seine Stimme, und ich vernahm die geflügelten Worte: „Mein Herr Graf! Sie können sich auf

mein Wort darauf verlassen, daß man" — eine lange Pause — „gekochten Hecht am besten mit frischer Butter ißt."

Nun gibt es zwar für einen Curgast in Karlsbad nichts Erquicklicheres, als von frischer Butter zu sprechen, da es ihm wie der Tod verboten ist, sie zu essen. Aber von frischer Butter und gekochtem Hecht ist doch ein gar weiter Weg bis zum französischen Königsthrone; oder hat der alte Legitimist andeuten wollen, daß seine Partei von allen Karten nur Eine garantire — nämlich die Speisekarte?

3. Prag.

(April 1873.)

I.

Es war ein Frühlingsabend, als ich in Prag ankam. Zum ersten mal war ich jetzt in dieser Stadt, nach welcher ich seit meiner Kindheit Tagen eine tiefe, fast religiöse Sehnsucht in der Brust genährt. An manchem stillen Winterabend, am Freitag, dem Vorabend des Sabbats, wenn draußen der Schnee sich häufte und drinnen im traulichen Zimmer die großen altmodischen Lampen brannten, war meine Seele hinausgewandert, weit hinaus durch die finstern Lande, durch unwirthlichen Wald und verschneites Gebirge, bis sie dort angekommen in den engen Straßen, vor den alten Häusern, im Banne der Synagogen. Vor mir aufgeschlagen lag ein Legendenbuch, in dem ich nicht müde ward zu lesen, voll schauerlich-schöner Geschichten, voll rührender Erzählungen, halb märchenhaft und halb von grauenhafter Wirklichkeit, die sich in Prag zugetragen hatten; und so sah ich es zuerst in jenem Zwielicht

von Religion und Sage, welches der Dämmerung und dem Anfange der Geschichte selbst entspricht.

Später, als der enge Horizont der Heimat und des Aelternhauses sich zu erweitern begann, fiel ein neues, grelles Licht auf Prag. Oft in Gedanken war ich nun auf der wunderreichen Brücke, von welcher der heilige Nepomuk ins Wasser gestürzt worden, und ich sagte mir, daß Haß und Verfolgung zu allen Zeiten und nicht blos gegen die Juden gewüthet haben. Das deutsche Volkslied mit seinen ergreifenden Tönen klang hinein in diese frühesten Erinnerungen, das Wanderlied, das Handwerksburschenlied, das Studentenlied, und die Figur des Heiligen mit den Sternen über seinem Haupte und die „Bruck", auf der er steht, und das Wasser der Moldau, das darunter fließt, und die Stadt Prag, die an beiden Ufern liegt — wie ward das alles nun so deutsch für mich, so recht als wie zu uns gehörig! Ich lernte, daß die alten Herzoge von Böhmen ihre Herrschaft stets zu Lehn getragen von den Deutschen Kaisern, daß unser Heinrich IV. einen Wratislaw zum ersten König von Böhmen gemacht, daß unser Kaiser Rothbart einen Wladislaw mit eigener Hand zu Mailand gekrönt und daß Philipp von Schwaben, Barbarossa's jüngster Sohn, in Ottokar I. den ersten erblichen König von Böhmen eingesetzt. Ferner vernahm ich von Ottokar II., unter welchem Böhmen seine Grenzen bis an das Adriatische Meer erweiterte, sodaß Shakspeare vielleicht an die Zeit dieses Königs dachte oder aus einer auf sie bezüglichen Chronik schöpfte, wenn er im „Wintermärchen" schreibt: „Böhmen, eine wüste Gegend am Meere", und Schiffe direct von Sicilien nach Böhmen segeln läßt; aber Ottokar II. lehnte sich gegen Rudolf von Habsburg auf, nachdem er als der einzige bei dessen Königswahl gegen

ihn gestimmt, starb auf dem Marchfelde in blutiger Schlacht, und die „böhmische Seeküste“ fiel an Oesterreich, bei dem sie dann auch verblieb. Die glanzvollste Zeit für das Land, speciell aber für die Hauptstadt Prag begann unter Karl IV., dem Luxemburger, König von Böhmen und Kaiser von Deutschland. Prags schönste monumentale Bauten erinnern an ihn; Straßen, Plätze, Stiftungen verewigen seinen Namen. Welcher Regent Böhmens von czechischer Abkunft hat nur halb so viel für Prag gethan als dieser deutsche Kaiser? Prag wäre nicht Prag ohne ihn. Er gründete hier eine Universität — die erste in Böhmen und in Deutschland; und das nach ihm genannte Carolinum umschließt in seiner ehrwürdigen Gothik, seinen Spitzbogen und Erkern mit bunten Glasfenstern bis auf den heutigen Tag den alten Promotionssaal und die Auditorien der juristischen und medicinischen Facultäten. Aber hier im Carolinum war es auch, wo Huß zuerst auftrat — ein Nachfolger Wycliffe's, in gewissem Sinne ein Vorläufer Luther's, ein Reformer, ein Fanatiker, ein Märtyrer für die Wahrheit und darum der höchsten Ehren würdig, die wir seinem Namen und Andenken immer zuerkennen werden, wiewol nicht ohne Selbstverleugnung. Denn vergessen dürfen wir nicht, daß er unsere, die deutschen Interessen in Prag und Böhmen geschädigt hat wie keiner vor ihm; er war es, der Karl's IV. schwachen Sohn Wenzel — denselben, der Johann von Nepomuk ertränken ließ — vermochte, die Privilegien der deutschen Studenten in Prag zu Gunsten der böhmischen aufzuheben, worauf ihrer 5000, der sächsischen und bairischen „Nation“ angehörig, auswanderten, erstere sogleich die Universität Leipzig und letztere später die von Ingolstadt begründend. Aber auch für Böhmen selbst kamen trübe Zeiten; die Glut des Schei-

terhaufens, auf welchem Huß männlich starb, bedeutete Krieg und innere Zerrissenheit. Calixtiner und Taboriten, der Kelch und das Schwert wütheten gegen Heiligthum und Gesetz; der düstere Geist Hussens rief zur Rache; Ziska, der Einäugige, und nach ihm die beiden Procop führten ihre fanatischen Horden gegen die Kaiserlichen und die deutschen Kreuzesheere, bis nach allen Greueln eines sechzehnjährigen Religionskrieges Böhmen erschöpft am Boden lag. Die folgenden hundert Jahre seit Kaiser Sigismund's Tode unter einheimischen und polnischen Regenten haben wenig zur Hebung des in jeder Hinsicht so sehr gesunkenen und verwilderten Landes gethan, bis im Jahre 1526 der erste Habsburger, Kaiser Ferdinand I., von den böhmischen Ständen als ihr König gekrönt wurde. Ordnung schien nun wiederzukehren; unter Maximilian II. und dem kunstliebenden Rudolf II. erneute sich der Glanz, welchen einst ein anderer deutscher Kaiser, Karl IV., dieser Stadt verliehen. Untrennbar vereint mit den Geschicken Oesterreichs und dadurch für eine Reihe von Jahrhunderten mit denen des Reiches ist von nun ab Böhmen; ja, in den Wirrnissen, die sich alsbald vorbereiten, tritt es als der verhängnißvolle Boden des Zusammenstoßes und der Entscheidung hervor. Hier zuerst in unheilvoller Stunde vollzog sich das Ereigniß, welches den Keim in sich trug der Erniedrigung des Reiches und der Entfremdung, welche Deutschland und Oesterreich zuletzt auseinanderriß. Die Wunden sind nun geheilt hüben und drüben, der Sonnenschein einer bessern Zeit sieht herab auf die Schlachtfelder, und es thut nicht mehr wehe, davon zu sprechen. Aber noch immer mit Bekümmerniß hängt der Blick des Patrioten an jenem Fenster der Hofburg des Hradschin, wo an einem Maientage der Hader entbrannte, der länderverhee-

rend, bald ruhend, bald wieder ausbrechend, für Jahrhunderte nicht gänzlich mehr gestillt werden sollte. Dort am Weißen Berge ward die erste Schlacht jenes Krieges geschlagen, der, offen und versteckt geführt, weder mit dem Frieden von Münster noch dem von Hubertusburg aufhörte, dessen Ende jedoch — so wollen wir hoffen — uns in unsern eigenen Tagen und jenem Frieden zu erleben bestimmt war, der da geschlossen ward, wo der Krieg einst begann: zu Prag. Ernste Figuren, groß und düster, tauchen in diesem Kampfe auf, und sie alle berühren den Boden von Prag. Eine Stuarts-Tochter, aus diesem schicksalsvollen Hause, zum Schaffot und zur Verbannung prädestinirt, eine Schwester des unglücklichen Königs, über dessen Blutgerüst das flammende Gestirn Oliver Cromwell's sich erheben sollte, verließ, ein kaum geborenes Knäblein auf den Armen, dieses Schloß, in welchem sie mit ihrem Gemahl die Herrlichkeit eines Königthums getheilt, das kurz war wie ein Wintertag. Dann waren die Sachsen hier und dann die Schweden, denen der Schatten Gustav Adolf's, „etiam post funera victor", voranschwebte; dann die Baiern, dann die Franzosen — alle, wenn nicht Beute mit sich fortschleppend, doch Blut- und Kugelspuren zurücklassend. Aus diesem Völkergewühle, das in nicht allzu langen Zwischenräumen verwüstend über Berg und Thal sich ergoß, ragen zwei Gestalten hervor, besonders erkennbar: Wallenstein, der Friedländer, der, von Sieg und Reichthümern berauscht, sich hier — dicht vor seinem schauerlichen Ende — einen fürstlichen Palast erbaut; und dort oben über den Höhen von Strahow eine hagere Soldatenfigur mit gefurchtem Gesicht und dem Blick eines Adlers — ein preußischer König, der Widersacher Maria Theresia's — Friedrich der Große, Prag belagernd. Sorge malt

sich in seinen Zügen, und Sorge ist in seinem Herzen, während seine Geschosse gegen die unglückliche Stadt gerichtet sind; der Tag von Kollin steht ihm noch bevor und der schmerzliche Verlust seines Generals, des Grafen Schwerin, der hier den Heldentod starb. Hier denn, noch bevor der alte Reichsverband äußerlich gesprengt, sehen wir den jahrhundertelangen Kampf in seine letzte, furchtbarste Phase treten: Preußen wider Oesterreich, und eine seiner Tummelstätten war abermals Prag. Friede ward geschlossen; Maria Theresia, eine der sympathischsten Erscheinungen der neuern Geschichte, hatte ihr Oesterreich trotz der Kriege blühender und trotz der Verkleinerung größer zurückgelassen, als sie es vorgefunden; Joseph II., der Unvergeßliche, zu dessen Standbilde jeder Deutsche, der nach Wien kommt, zuerst pilgern sollte, hatte, nachdem er „dem öffentlichen Wohle nicht lange, aber ganz gelebt", den Schauplatz seiner vielverkannten, aber bis auf unsere Tage segensreichen Wirksamkeit allzu früh verlassen; der Große König, den er so sehr bewundert, war auch gegangen. Der Sturm, der von Westen aufstieg, fand keine Männer mehr, weder in Preußen noch in Oesterreich, die ihm gewachsen gewesen wären. Das Reich zerfiel in tausend machtlose Splitter, und an dem Grabe Friedrich's des Großen in Potsdam stand der Schreckensmann, der es zerbrochen. Nun für einen glorreichen und entscheidenden Augenblick sehen wir Oesterreich und Preußen Hand in Hand; aber wiederum heftet sich ein trauriges Erinnerungsmal an dieses Prag, das einmal bestimmt scheint, alle Wendepunkte unserer gemeinsamen Geschichte zu markiren. Derjenige, welcher das meiste dafür gethan, jenes Bündniß zu Stande zu bringen, starb an den Folgen einer vernachlässigten Wunde auf der Heimreise von Wien zu Prag

— Scharnhorst, „die schönste Heldenlanze, Preußen, euer General“ —

Will mit Blut um Oestreich werben;
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag. . . .

Nicht vergönnt ist es ihm gewesen, die Octoberfeuer leuchten zu sehen, die von Steiermarks und Tirols Alpen abwärts bis zu den letzten Ausläufern des Teutoburger und Hercynischen Waldes im fernen Norden glühten; aber vielleicht, wenn es ein Jenseits und im Jenseits ein Erkennen diesseitiger Dinge gibt, hat sein Geist sich gefreut, als im zweiten Franzosenkriege Oesterreichs Herz zu Deutschlands Fahnen stand.

So steht denn in den trübsten Bildern der Vergangenheit und in den lichtesten der Zukunft Prag vor uns — und diese Stadt, welche deutscher Geist geadelt und deutsche Kunst geschmückt, um welche mehr deutsches Blut geflossen als um irgendeine andere — sie sollte dem deutschen Herzen jemals entrissen werden, je aufhören können, eine *deutsche* Stadt zu sein?

Wol war mein erster Eindruck kein freundlich-ansprechender; man verleugnete das deutsche Wort, man gab sich Mühe, mir begreiflich zu machen, daß ich in einer fremden Stadt sei. Kinder, die ich auf der Straße anredete, antworteten mir in einer Sprache, die ich nicht verstand. Kutscher demonstrirten durch Grobheit und Kaufleute durch unreelle Bedienung. In meinem Hotel brachte man mir londoner, pariser, sogar neuyorker Zeitungen, aber keine wiener, „die hier nicht gehalten werden“. Ich war tief verstimmt, ich will es nicht leugnen, solange ich in Prag weilte; doch immer wieder, so oft ich auf seine Straßen hinaustrat und diese malerischen Perspectiven sah, diese

Pracht von Thürmen und Palästen, von Hügel und von Strom, diese Brücken und diese Thore, diese Gärten und Brunnen, diese Klöster, Stiftshäuser, Synagogen — diese Herrlichkeit steinerner Façaden und mittelalterlicher Architekturen — so oft ich dieses alles sah, im Sonnenlicht oder Mondschein, immer überkam mich ein unaussprechlich anheimelndes Gefühl, ein Empfinden, als ob es unmöglich sei, dieses Kleinod und Juwel deutschen Städtethums uns zu rauben — und ahnungsvoll, klagend und zukunftverheißend begleiteten mich überall diese Verse Schenkendorf's:

Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,
Reißest alle Blüten ab;
Nennen dich mit leisem Schauern —
Heil'ge Stadt, nach deinen Mauern
Zieht uns manches theure Grab.

Die Bahnstrecke, wenn man von Norden her nach Prag kommt, einförmig, wo sie sich hinter Bodenbach von den freundlichen Elbufern trennt, gewinnt an malerischem Reiz, wo sie bei Melnik denen der Moldau sich nähert. Die weißen Schlösser der Chotek und der Lobkowitz grüßen bald näher, bald entfernter von den Höhen; fruchtbare Thalflächen breiten sich dazwischen aus mit Saatstreifen und Wiesenland, mit Weinbergen und Obstgärten, mit Kapellen und Dörfern, denen das Licht der sinkenden Sonne einen traulichen Schimmer lieh, mit Städten, deren Fabrikrauch ruhig in die lauliche Abendluft kräuselte. Nicht weit von Prag verengt sich das Thal dergestalt, daß Fluß und Straße, von hohen Felsen eingeschlossen, dicht nebeneinander gehen, das Wasser abwärts eilend, die Bahn aufwärts steigend, beides von frühzeitigem Dunkel erfüllt, während

die Spitzen hoch oben noch vom letzten Sonnenstrahle funkeln. Wo die steinigen Wände sich öffnen, empfängt uns eine lachende Ebene mit üppigem Baum- und Waldesgrün; ein Wasser blitzt auf im Abendroth, ein Hügel mit einer Kirchthurmspitze steht vor uns. Hinter dem Hügel liegt Prag; aber nichts von ihm, bis wir mitten darin sind, wird sichtbar außer jenem einzigen einsamen Zeichen. Wie durch ein Wunder sollen wir auf einmal, unvermittelt und ohne jede Vorbereitung in all die Pracht und Schönheit versetzt werden.

Ueberraschend daher und mit nichts zu vergleichen war das Bild, das sich mir bot, als ich am andern Morgen unter dem altersgeschwärzten Thorbogen des Pulverthurms hindurch aus der Neustadt in die Altstadt trat. Der Morgen war schön, und gegen einen blauen Frühlingshimmel, feucht und transparent in seiner Klarheit, zeichneten sich die Zacken und Ecken der engen Straßen ab. Duft und Sonne, Licht und Schatten spielten über meinen Weg, und die Steine selber glänzten noch von dem gesunkenen Nebel der Nacht. Ah, wie ward der Seele des Wanderers wohl unter diesen alten Häusern — eins an das andere gereiht, jedes mit seinem besondern Schnitt und Profil, aber alle zusammen alt und alle bedeckt mit dem reichen Schmucke aus vergangenen Zeiten, mit Giebeln und Gittern, mit mächtigen Wappen aus Holz und Stein, mit Farben und Schnitzwerk, mit Bildern und Figuren. Und welche Lust, langentbehrt, in diesen Gassen sich zu verlieren und immer wieder andere zu finden mit andern Häusern, nicht minder malerisch, mit andern Durchblicken und Durchgängen; mit gewölbten Hallen, in denen zuweilen am fernsten Ende ein Licht brannte am hellen Tage; mit Arcaden, bunt von dem Kleinhandel und Menschengewühl des Vormittags; mit stei-

nernen Palästen von ehrwürdigem Alter; mit prachtvollen Kirchen, mit hohen Thürmen, mit Blauröcken und Weißröcken, mit Mönchen in braunen und in schwarzen Gewändern, mit Bürgern und Studenten, mit Landleuten zu Fuß und zu Pferde und mit Kutschern, deren Wagen laut donnernd über das Pflaster galopirten. Ueberall scheint die Perspective sich zu schließen, und überall öffnet sie sich wieder auf weite Plätze mit Brunnen und Candelabern, mit Mariensäulen und Denkmälern, auf Märkte, die von Grün und Blumen duften und von den Bauerfrauen der Umgegend und den schönen Damen der Stadt überfüllt sind, auf Obstmärkte, Eiermärkte, Fleischmärkte und, last not least, Altekleidermärkte. Ich habe so viele alte Kleider in meinem Leben nicht beisammen gesehen als in der Schwefelgasse und auf dem Tandelmarkte in Prag: alte Röcke, alte Hüte und namentlich alte Stiefel von so verzweifelter Physiognomie, daß ich nicht umhin konnte, vor einigen von ihnen in Bewunderung und Theilnahme stehen zu bleiben; und hätte ich alle kaufen wollen, die man mir anbot, ich hätte einen ganzen Güterwagen damit befrachten können. Aber solch ein Tandelmarkt gehört zu solch einer alten Stadt; er predigt die Eitelkeit alles Irdischen auf seine Weise, humoristisch, während „die wolkenhohen Thürme, die Paläste, die feierlichen Tempel, ja dieser Weltball selber" sie pathetisch illustriren. Darum laßt mir meine Freude an den alten Kleidern in Prag und überhaupt; an den Männern, die damit handeln, diesen vortrefflichen Dolmetschern des „Vanity fair"; an dem Frühlingswinde, der mit den flatternden Hüllen spielt, und an der Morgensonne, die phantastisch auf sie niederscheint.

Ich möchte diesen Zug um keinen Preis aus dem Bilde Prags weggewischt wissen, er ist zu charakteristisch

dafür; er belebt seine Seitengassen mit Scenen und Gestalten, an denen das Herz sich wahrhaft weidet: Menschen und Häuser sind wie füreinander gemacht. Aber dicht daneben entfaltet sich plötzlich die alterthümliche Pracht des Großen Ringes, der Teynkirche, des Rathhauses, des Kinsky'schen und des Clam-Gallas'schen Palais; mit nicht zehn Schritten sind wir in einer ganz andern Welt — der Stolz des Bürgerthums, die Pracht des Adels, die ungebeugte Macht des Klerus treten uns in ihren eigenen, ebenso charakteristischen Verkörperungen entgegen. Hofequipagen rollen vorüber, denn hier in Prag residirt Kaiser Ferdinand. Andere Kutschen mit Wappen am Schlage und goldbetreßten Bedienten vornauf folgen; Damen sitzen darin von hohem Range und altem Adel, Stiftsdamen des Maria-Theresianums, deren Aebtissin jedesmal eine Erzherzogin ist mit dem Vorrechte, der Königin von Böhmen bei deren Krönung die Krone auf das Haupt zu setzen. Etwas Vornehmes wie von alter Hoheit und Größe ruht auf dieser Stadt der Paläste, etwas Elegisches zugleich wie von Hoheit und Größe, die vergangen sind. Hier in dem alten schloßartigen Bau an der Ecke wohnt der Großherzog von Toscana. Darf ich vor diesem andern Palast, der so still in der Sonne daliegt, einen Augenblick stehen bleiben? Der Mann residirt darin, der bis zum Jahre 1866 mein Landesherr gewesen — der Kurfürst von Hessen. Ueber dem Thore ist das Wappen der Windischgrätz, und vor demselben schildern zwei Weißröcke vom Regiment Salvator — darf ich mich für einen Moment um viele Jahre zurückversetzen in jene Zeit, wo ich zum ersten mal auf dem schönen Friedrichsplatze in Kassel stand und vor seinem Residenzschlosse, welches den Ausblick hatte nach den prachtvollen Garten- und Waldgründen der Au, auf das

liebliche Fuldathal und die fernen blauen hessischen Gebirge? Kein Zeichen von Leben verrieth, daß jemand in dem alten Palast der Windischgrätz sei; nur ein Fenster im Erdgeschosse war halb geöffnet, und hinter demselben auf einem Tische sah ich in einem Glase einen Veilchenstrauß und daneben eine hessische Dienstmütze von der alten mir so wohlbekannten Form und Farbe. Wie viele Erinnerungen hat diese Dienstmütze in mir erweckt — wie viele Gestalten, die ich einst darin gesehen, stiegen vor mir auf — von dem Pedell des Gymnasiums angefangen bis zum Quästor der Universität, der mich zum hochnothpeinlichen Halsgerichte des Examens citirte! . . .

Alle diese Gedanken an entfernte Zeiten überkamen mich hier in Prag vor dem Windischgrätz-Palast in der Waldsteingasse. Denn dies ist der Boden Wallenstein's, des großen Friedländers — dort der Waldsteinplatz und das ganze Quadrat zwischen der Gasse und dem Platze, an Umfang einer kleinen Stadt gleich, sein Schloß und seine Gärten. Längst wieder eingesetzt in den frühern Besitz sind die Nachkommen des einst von kaiserlicher Acht Betroffenen, die Grafen von Waldstein, und die noch immer von hoher Pracht zeugenden Gemächer des ehedem herzoglichen Baues wurden am Tage meines Besuches hergerichtet zum Empfange der jungen Herrschaft. Das ganze Schloß, Inneres und Aeußeres, ist noch heute so erhalten, wie es vor zweihundert Jahren, zur Zeit des Herzogs, gewesen; die Hauskapelle und sein Betschemel, das Audienzzimmer, die Prunksäle, die Treppen, die weiten Höfe, vor allem der herrliche Garten mit seinen Grotten und Terrassen, mit den Bassins, auf welchen einst Wallenstein's Herren und Damen ruderten, mit den alten Kastanien, die sich eben mit jungem Laub bedeckt hatten, und dem dick-

ästigen Epheu, der wie eine Wand die Mauern bekleidete. Hier, wo der große Mann vielleicht zu übermüthig gewandelt —

Denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte,
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte . . .

wo er mit seinen Kriegskameraden gezecht, wo sie in den bildergeschmückten Hallen sorglos Gelage feierten oder gegenüber in der Reitbahn ritterliche Carrousels aufführten: da ist jetzt Einsamkeit, Stille, Frühling. Da grünt jetzt der Rasen, da rieselt das Wasser, da zwitschern und jubiliren die Vögel. Aber ihr fröhlicher Chor übertönt nicht die Stimme der Vergänglichkeit, die hier zu mir spricht wie dort unter dem alten Plunder des Tandelmarktes. Sie ist feierlicher hier, aber ihr Sinn ist überall derselbe.

Diese Paläste befinden sich bereits auf der andern Seite des Moldauwassers, welches wir auf einer von den zahlreichen Nebenbrücken überschritten haben, fast ohne daß wir es bemerkten. Und doch ist der Anblick des Hauptüberganges, auf Strom, Brücke, den gegenüberliegenden Stadttheil und die weitausgedehnte Hügelkette, mit Thürmen ganz besetzt, mit Gärten und Terrassen zauberisch geschmückt, das Schönste und Herrlichste, was man in Prag sehen kann. Ein Panorama wie dasjenige, welches sich öffnet, sobald man aus der engen Altstadt nach der Karlsbrücke kommt, bietet keine zweite Stadt der Welt. Ich dachte zuerst wegen einer gewissen Aehnlichkeit der Hügel und des Schlosses, vornehmlich aber wegen einer gewissen Verwandtschaft der landschaftlichen und architektonischen Stimmung an Edinburgh. Aber der alten Königsstadt von Schottland fehlt das Wasser, welches der von Böhmen ihren höchsten Reiz verleiht, indem es in das großartige Bild zugleich den vollen Fluß des Lebens bringt — die

Schönheit der Ufer, die grüne Laubfülle der Inseln, den Verkehr auf dem Strome, die Schiffe unten, die Brücken oben. An Majestät kann sich keine von allen mit der hochberühmten Karlsbrücke vergleichen. Wenn man am obern Ende derselben steht, hinter sich die feingegliederte Façade des Clementinums mit seiner Kirche und Kapelle, seinen Hörsälen für die der Theologie und Philosophie Beflissenen und seinem Studentenstandbilde, welches an die glorreiche Vertheidigung von Prag gegen die Schweden erinnert; zur Rechten das Kreuzherrenstift, zur Linken die Kais und vor sich die Pracht der Hügel und Paläste, der Klöster und Stifte, der Kuppeln und Thürme, der Gassen und Gärten — überall mit durchquellendem Grün und Baumblüten wie mit Guirlanden umwunden, hier in leuchtende Sonne getaucht, dort in bläuliche Schatten versunken und ganz oben mit der königlichen Burg des Hradschin gekrönt: wenn man das alles zuerst gesehen und mit Einem Blicke umfaßt hat, so wird man sich sagen, daß man abermals einen jener Momente erlebt, wie sie uns nur selten und in weiten Zwischenräumen gewährt werden. Unser fernerer Aufenthalt in Prag ist gleichsam nur eine Vertiefung dieses ersten und mächtigsten Eindrucks, der nicht mehr übertroffen werden kann, weder hier, noch sobald irgendwo anders, und der uns ewig denkwürdig bleiben wird gleich dem ersten Gange über die Brücke selbst mit ihren Heiligen. Mehr aber noch als der heilige Nepomuk, der von einer Aureole mit rothen Krystallsternen umgeben ist, fesselte mich sogleich eine Figur des Gekreuzigten, über dessen Haupte ich in hebräischen Worten und Goldlettern das dreimal Heilig des Alten Bundes las — „Kadosch, Kadosch, Kadosch". — Ich kann nicht sagen, wie es mich ergriff, über der Dornenkrone dessen, der die christliche Re-

ligion gestiftet, diesen Vers funkeln zu sehen, den er wol selber oftmals gesprochen haben mag in der Sprache, die seine Muttersprache gewesen. . . . Eine neben dem Crucifix angebrachte und in allerbestem Curialstil des Heiligen Römischen Reiches verfaßte Inschrift belehrt den Wanderer (damit ja kein Irrthum darüber obwalten möge), daß dieses Steinbild mit dem goldenen Lobe Gottes „zu Ehren Christi des gekreuzigten auß Straffgeldt eines wider das heylige Creutz schmähenden Juden von einem hochlöbl. königl. Tribunal Apellatorium aufgerichtet" worden sei (1606). Daß der Jude bezahlt und sich dann ins Wasser der Moldau gestürzt habe, sagt die Gedenktafel nicht; aber es ist nichtsdestoweniger wahr.

Jenseit der Brücke beginnt die Kleinseite; durch die dunkeln Kreuzbogen des Thores sieht man die Straße hügelansteigend und darüber sich aufbauend die graue Kuppel der Sanct-Niklaskirche, rings umgeben von Kirchen und Palästen. Denn das ist der Stadttheil der alten Paläste, in denen der große böhmische Adel Hof hält. Hier ist das Morzin'sche Palais und das der Thun, ein ehemals Slavata'sches Haus, welches neben dem neuen Wappen das alte noch zeigt. Hier ist das Palais der Lobkowitz und das der Schönborn und hoch darüber, schon auf dem Hradschin, das Majoratshaus der Schwarzenberg, welches das reichvergoldete „S" in Lorberblättern mit der Fürstenkrone trägt.

Mit dem Namen Hradschin ward ursprünglich nur die königliche Burg, die Hofburg von Prag, bezeichnet; aber er ward dann auf den ganzen obern Theil der Stadt übertragen, welcher, um die Burg gruppirt, mit seinen herrlichen Schloß- und Kirchenbauten gleich einem Diadem auf der Stirn des Hügels sitzt. Man gelangt hinauf,

indem man entweder der Hauptstraße folgt, oder auf einer ungeheuern Treppe von 195 Steinstufen an der Hinterseite der Paläste. Da wird man es aufs neue gewahr, wie nahe hier überall die größte Pracht an das offenbarste Elend grenzt; denn wenn schon auf der Brücke und in den Kirchen hinter jedem Pfeiler und jeder Säule Bettler lauerten, zum Theil zwerghafte Gestalten, Krüppel und Blinde: so hockten, saßen und krochen auf dieser Einen Treppe fast so viel zerlumpte Männer und Weiber herum, als sie Stufen zählt; und überall, obwol die reine Luft von den Hügeln und dem Wasser in den Straßen wehte, mischte sich doch ein Geruch entweder von Weihrauch oder Knoblauch hinein, welch letzterer namentlich in Prag ein ganz besonders beliebtes Parfüm zu sein scheint. Ich will nichts davon sagen, daß auch in den besten Restaurants die meisten Speisen mit diesem edeln Stoffe gewürzt sind; denn de gustibus non est disputandum, und der Knoblauch mag eine ebenso berechtigte Eigenthümlichkeit sein als die czechischen Inschriften auf den Schildern. Aber der Deutsche, der anspruchslos und nachdenklich durch diese Straßen geht, kann sich der betrübenden Wahrnehmung nicht erwehren, daß das Deutschthum hier viel von seinem ehemaligen Grund und Boden verloren, und er wird um so lebhaftern Dank wissen und um so größern Erfolg wünschen jener tapfern deutschen Schar, die, von einer feindlich gesinnten Majorität umringt, in einem siegreich und unter den ungünstigsten Bedingungen geführten hartnäckigen, langwierigen Kampfe festzuhalten oder wiederzuerobern trachtet, was durch eine Schwäche verloren ging, die mit Schuld fast identisch ist.

Ein dritter und vielleicht der anmuthigste Weg führt durch die Chotek'schen Anlagen: einen ausgedehnten Park,

der mit dem Roth und Silber blühender Bäume ganz bedeckt war. Schmetterlinge wie Blumen der Luft gaukelten über den gelben Wiesenblumen, die sich eben erschlossen hatten, und Bienen hingen an den glänzenden Pfirsichblüten. In heller Mittagssonne stand der Hradschin mit seinen weiten Höfen und Plätzen, mit der Pracht seiner weißschimmernden Aufgänge, mit seinen Erinnerungen an die Kaiser und die stürmischen Scenen in der Rathsstube. Aus der Zeit der einheimischen Herzoge, der Przemysliden, ist außer dem Huldigungssaale kaum noch etwas vorhanden in der Hofburg zu Prag; wie wir sie heute sehen, an imposanter Schönheit der Hofburg zu Wien weit überlegen, ist sie das Werk der alten Habsburger, die hier vorzugsweise gern residirten, und vor allem Maria Theresia's, deren kaiserliche Gestalt uns noch heute aus jenen von Weiß und Gold und Krystallkronen schimmernden Prunksälen entgegenzutreten scheint. Hier in einem der innern Burghöfe, dem Dome gegenüber, wohnte Karl X., nachdem er zuvor eine Zeit lang in Holyrood, dem verödeten Stuartschlosse zu Edinburgh, über das Los der Könige hatte nachdenken können. Edinburgh und Prag — die Stuarts und die Bourbons — wie ward das alles noch einmal lebendig vor mir auf dem Platze des Hradschin, während die Domkirche, die Metropolitankirche zu Sanct-Veit, das Theresianische Stift, der erzbischöfliche Palast, die Domherrenhäuser, ein Kloster der Karmeliterinnen, der Toscanische Palast in zierlicher Renaissance, wie aus Florenz hierher versetzt, der Czernin'sche Palast mit 365 Fenstern vor mir lagen, von goldenem Lichte überflutet; dunkel nur jene schwarze Fensterhöhle, die, noch heute erkennbar, den Ausbruch und Anfang des Dreißigjährigen Krieges bezeichnet.

Entzückend von all diesen Punkten ist der Blick auf Prag hernieder — auf die palastreiche, die „heilige" Stadt, die 60 Kirchen, 105 Thürme, 8 Klöster und 9 Synagogen zählt; aber vielleicht am vollsten und reichsten entfaltet sich das wunderbare Bild, wenn man es von der Terrasse des Prämonstratenserklosters betrachtet, dessen steinerne Bauten und hochragende Kirche dicht am Strahower Thore liegen, durch welches die Straße nach dem Weißen Berge führt. Der Waffenlärm, der hier in den verschiedenen Jahrhunderten tobte, ist nun verhallt; in dem sonnigen Klosterhofe promeniren wohlbeleibte Hühner, und die gelehrten Mönche im weißen Gewande lassen sich hier und dort in behaglicher Mittagsruhe sehen — „post coenam stabis seu passus mille meabis". Auf der Terrasse, zwischen zerbröckelndem Mauerwerk und von wilden Blumen umrankt, steht eine Bank. Man sitzt dort wie auf einem Altan; von unten herauf klingen die Glocken, immer begleitet von einem dumpfen Rauschen des Wassers; alles blüht und duftet — zur Rechten hoch und einsam, schon auf dem Weißen Berge, die Kirche des heiligen Laurentius, zur Linken alle Herrlichkeiten des Hradschin — im Thale die Moldau mit ihren Brücken und reichbelaubten Inseln und ringsum gelagert die Stadt mit ihren grauen Kuppeln und zahllosen Thürmen, mit ihrem Straßengewirr und den weißen Palästen, die sich daraus deutlich abheben — diesseits die Kleinseite hügelab, jenseits auf andern Hügeln die Altstadt, die Neustadt, die Höhen, soweit der Umkreis reicht, mit Gebäuden bedeckt, bis fern zu dem Abhange des Wyssehrad und Libussa's Felsen, der steil abfällt in die Moldau — und über dem unbeschreiblich schönen Bilde ausgebreitet das Grün des Frühlings und der Glanz der Mittagssonne. . . .

II.

Die neuern Theile Prags, die Kais, die Ferdinandstraße, der Graben, entfalten eine sehr reiche und geschmackvolle Architektur. Hier ist die Promenade der eleganten Welt, hier sind Kaffeehäuser, Magazine, Läden, Schaufenster im besten großstädtischen Stil; man könnte sich nach Wien versetzt glauben, und Wien würde bei dem Tausche vielleicht noch gewinnen. Denn so wenig auch ein Berliner berechtigt sein mag, etwas gegen das wiener Pflaster zu sagen: ein Mosaiktrottoir, wie man es zu Prag auf dem Graben, in der Ferdinandstraße und vielen andern Straßen hat, gibt es selbst in Wien nicht. Man geht wirklich wie auf dem Parket eines herrschaftlichen Saales und freut sich, während der Wanderung diese hübschen Zeichnungen aus Stein zu verfolgen, die sich stundenlang zu beiden Seiten der breiten Straßen hinziehen, zur Rechten und Linken abzweigen, um sich auf irgendeinem offenen Platze zu einem weiten Kreise wieder zu vereinen. Und wenn am Abend die Gaslaternen brennen (und ich muß bemerken, daß die Formen der Candelaber von einer außerordentlichen Mannichfaltigkeit und stilvollen Schönheit sind), so ist es wiederum ein Blick, die glänzende Lichterlinie zu sehen, die hier hinab zum Wasser läuft, das Dunkel desselben mit tausend Sternen besäend, und dort hinauf über den Roßmarkt bis zum Belvedere steigt, wo sie sich unter dem Nachthimmel in einem feurigen Bogen schließt.

Was nun aber auch Prag unter diesen verschiedenartigen Beleuchtungen sein mag: es umfaßt einen innersten Kern, den ich mir nur in einem, ich möchte sagen, vormittelalterlichen Dunkel denken kann. Aelter als irgend-

ein Bauwerk, das aus der Zeit Karl's IV. stammt, älter als das Karlsthor und die Karlsbrücke, älter als der Hradschin, älter als der älteste Theil Prags und vielleicht nur zu vergleichen mit der Burg des Wyssehrad, von welcher nichts mehr vorhanden als einige schwer erkennbare Trümmerreste, ist die Judenstadt oder, wie sie seit 1848 nach dem Namen Joseph's des Erleuchteten genannt ist, die Josephstadt. Noch sieht man mitten in der Geistgasse einen Draht querüber von Mauer zu Mauer gezogen, die Grenze des alten Ghetto, in welchem über ein Jahrtausend in einer langen Reihenfolge von Geschlechtern eine Gemeinde zusammengepferchst saß, eine Welt für sich, aus dem fernen Osten hierher verpflanzt, ausgezeichnet durch viele seltene Gaben des Geistes und des Herzens, aber dazu verurtheilt, unter einer Bevölkerung zu verkümmern, die roher war als sie und sie zuerst mit Feindschaft, dann mit grenzenloser Verachtung behandelte. Gelang es einmal einem oder dem andern von ihnen, durch eigenes Verdienst und Anerkennung der Mächtigen sich über die Mauern der Judenstadt hinaus bemerklich zu machen, wie jenem Mardochai Meisel, welchem Rudolf II. in einem Majestätsbriefe außerordentliche Privilegien verlieh, oder jenem Bassewi, Schmiles genannt, den Ferdinand II. unter dem Prädicat „von Treuenberg" in den erblichen Adelsstand erhob — um so schlimmer für ihn! Er war der allgemeinen Rache verfallen, die ihn sicher, wenn nicht mehr im Leben, so doch noch im Grabe zu treffen wußte, seine Nachkommen zu Bettlern machte und einer spätern Zeit überließ, seine Vertheidigung zu führen. Verhindert, die Eigenschaften eines warmen Empfindens und einer höhern Bildung nach außen hin geltend zu machen, mistrauisch und böswillig zurückgestoßen, blieb den Juden nichts übrig, als sich enger und

inniger aneinander zu schließen und, an Leiden gewöhnt, einen spärlichen Trost darin zu finden, daß es ihnen vergönnt war, zusammen zu leiden. Aber wiewol ungerecht beschuldigt und grausam verfolgt, heimgesucht von Raub und Mord und Brand, hingen sie doch mit einer rührenden Zähigkeit an den Stätten ihres Elends; sie lobten den Gott ihrer Väter in der alten, heiligen Sprache, dankten ihm unaufhörlich für die zweifelhafte Sicherheit, welche diese finstere Gasse ihnen gewährte, und wenn sie nach einer grauenvollen Katastrophe, wie dem Pöbelaufstande vom Jahre 1389, ihr Leid dem Einzigen klagten, von welchem sie glaubten, daß er sie höre, so kam über ihre bleichen Lippen kein anderes als dieses schüchterne Wort: „Wie lange noch, o Herr, wie lange noch?" Denn sie hofften unwandelbar auf den Messias und die Erlösung und bestatteten ihre Todten, Antlitz und Füße gen Osten gewendet, in der festen Zuversicht einer Auferstehung. Tausende von Generationen sind so hinabgegangen, und fester, immer fester verwuchsen die Ueberlebenden mit dieser Heimat ihrer Leiden und Erinnerungen, immer hoffend, immer glaubend, bis endlich der Tag und das Licht und der Erlöser kamen, freilich in einer etwas andern Gestalt, als das Buch Daniel es beschrieben. Da wurden die Thore der Ghetti weit aufgethan und der Draht zerrissen, der sie lange darin abgesperrt; nur dieses letzte Fragment in der Geistgasse ward übriggelassen zum Andenken. Aber nicht ohne Wehmuth und Ehrfurcht wird der Fremde den zeitgeheiligten Boden betreten, wenn auch zum Glück für diejenigen, die auf demselben gegenwärtig handeln und wandeln, sogar diese Gefühle sich abstumpfen durch täglichen Umgang. Denn starkbevölkert ist der ganze District und zwar immer noch vorwiegend von den Nachkommen derer,

die einst ausschließlich hier gewohnt; und niemals in meinem ganzen Leben, selbst nicht in den londoner Judenquartieren von Houndsditch und Pettycoat Lane, befand ich mich in einer so unverfälscht jüdischen Atmosphäre, deren Gerüche, wenn ich bei der Wahrheit bleiben will, nicht alle paradiesisch sind. Man ist hier vollkommen in einer jüdischen Stadt mit Straßen, die jüdische Namen haben, wie Rabbinergasse, Hampaßgasse, Schmilesgasse, Meiselgasse u. s. w., mit zahlreichen Synagogen, einem jüdischen Gottesacker, einem jüdischen Rathhause (dessen Thurmuhr ein jüdisches Zifferblatt hat und einen Zeiger, der von links nach rechts geht) und so vielen jüdischen Inschriften und jüdischen Gesichtern, die alle sehr vergnügt und festtäglich aussehen, daß man rufen möchte: „Jerusalem, wie köstlich sind deine Wohnungen!"

Es war nämlich Ostern, „Peßach" genannt, und der Vorabend des siebenten und achten Tages, der gleich dem ersten und zweiten mit besonderer Heiligkeit gefeiert wird, begann schon zu dämmern. Denn das jüdische Osterfest ist ein sehr gründliches Ding — acht Tage lang, während welcher nichts Gesäuertes gegessen werden darf; vielleicht eine kleine Compensation dafür, daß man ihnen, den armen Juden, während des ganzen übrigen Jahres das Leben so sauer gemacht. Fröhliche Tage waren es, zur Erinnerung an den Auszug aus Aegypten gefeiert und in alten Zeiten (wie jetzt noch zuweilen in dem schönen Lande Rumänien) besonders verherrlicht durch stürmende Pöbelrotten, welche ganz genau wußten (denn ihre Pfaffen hatten es ihnen gesagt), daß die Juden an diesem Feste zur Ehre Gottes Christenkinder schlachteten und Christenblut tränken. Die doppelt Beklagenswerthen, die während der ganzen acht Tage nicht einmal ein frisches Kipfel essen und keinen

andern als sauern Koscherwein trinken durften! Doch der Herr ist gerecht, und die Judenstadt von Prag wird in ihren Osterfreuden nicht mehr gestört. Ganze Rotten österreichischen Kriegsvolkes ziehen Arm in Arm durch ihre Gassen, Zeichen der Freundschaft und des Friedens austauschend mit Männlein und Fräulein, handelnd, feilschend um Gott weiß was für werthvolle Gegenstände, fortgehend, wiederkommend und einen Osterkuchen — „Mazze" genannt — in den Kauf bekommend, wenn man sich endlich über den Preis geeinigt. Kleine Kinder mit großen schwarzen Augen sitzen auf den Schwellen von Häusern, die so alt sind wie die Bundeslade; Jünglinge mit spitzen Hüten und spitzen Bärten lehnen an den Pfosten ihrer Thüren; junge Mädchen, einige von echt orientalischer Schönheit, „dunkel, doch lieblich wie Cedernholz", blicken aus schnörkelreichen Fenstern; Mütter von behaglicher Fülle, Greise von ehrwürdigem Aussehen, alte Frauen mit Mützen bis tief über die Stirn — Krüppel, zwerghafte Figuren, schlau, mit einem humoristischen Zuge von Bosheit und Verschmitztheit, wie in einem arabischen Märchen — das alles bewegt sich in den engen Straßen und schlüpfrigen Durchgängen hin und her, auf und unter, mit Kindern auf dem Arme, mit Mazzes in der Hand, mit alten Kleiderbündeln über den Schultern und mit einem solch allgemeinen Ausdrucke der Zufriedenheit, als ob eben Elias, der Prophet, eingetroffen sei, nach welchem sie tausend Jahre lang an diesem Ostertage vergeblich gerufen. Glücklicherweise jedoch ist er nicht da; denn ich fürchte, daß diese braven Leute sich ungern von ihren Gassen trennen würden. Er hätte früher kommen sollen. Ah, was sind das für Gassen — eng, so eng, daß man oben zuweilen keinen Himmel und unten zuweilen keine Steine sieht, denn sie sind auch schmuzig;

und am besten hat mir die Schammesgasse gefallen, die dunkelste, die engste und die schmuzigste von allen, mit steilen Treppen, die in gebrechliche Häuser hinaufführen, und mit einer Tafel, die folgende Inschrift hat: „Jede Verunreinigung dieses Ortes ist bei Strafe streng verboten.“

Der Markt und zugleich der Corso der Judenstadt ist die Josephstädtergasse. Da sieht man die jungen Dandies der Umgegend und die Schönheiten der Nachbarschaft in Kleidern nach der neuesten Mode. Bei Gott, sie sind nicht übel, diese Töchter Jerusalems, wenn auch einige mit rostigem Eisen handeln, andere Conditorwaaren feil haben, die ich nicht auf mein Gewissen nehmen würde, wiewol sie aus Mazzeteig gebacken sind, und alle zusammen in einem Jargon reden, der das Herz des Eingeweihten entzückt wie Stimmen vom Euphrat und Jordan. Fürwahr eine lebensvoll bunte Staffage für die alten Häuser, die hier zu beiden Seiten etwas mehr auseinandertreten — diese Tische, in der Mitte der Straße aufgestellt, mit allen Dingen beladen, die den festlichen Tag festlicher machen können — mit Rosinenwein, mit Streuzucker, mit Leckerbissen, in Fett gebraten — und ringsumher die frommen Verkäufer, die es dem lieben Gott niemals vergessen werden, daß er den König Pharao mit den zehn Plagen heimgesucht, mit Finsterniß, Fröschen, Flöhen, Heuschrecken u. s. w., und ihre Väter nach dem Lande Kanaan geführt, wo Milch und Honig floß. Wie sehr mag sich der Khedive von Aegypten gratuliren, daß er in einer bessern Zeit lebt und daß nicht Moses, sondern Luise Mühlbach ihn mit Zauberkünsten unterhält.

Doch der Tag geht zu Ende; der Zeiger der jüdischen Rathhausuhr rückt vor, und die weisen Männer des Vier-

tels sehen nach dem Himmel und sagen, daß die Stunde des Sabbatanfangs nicht mehr fern. Sie glauben dem Himmel mehr als der Uhr, was ich ihnen auch nicht verdenken kann. Der Markt wird leer; hierhin und dorthin huschen die Gestalten, um sich würdig vorzubereiten für den Wiederbeginn des Festes. Dämmerung sinkt auf die Gassen, und hier in dem ältesten Theile derselben bin ich vor dem Thore des alten Friedhofs angekommen. Auf einer Tafel stehen die Worte geschrieben: „Ehrfurcht dem Alterthum. Achtung dem Eigenthum. Ruhe den Todten!“ Ja, wie sehr und von ganzem Herzen wünschen wir ihnen diese Ruhe, welche die meisten von ihnen im Leben nicht fanden und manchen sogar im Grabe nicht gegönnt gewesen; denn immer bei den Judenverfolgungen, von der frühesten Zeit bis noch ins 18. Jahrhundert, war es dieser Gottesacker, auf den der wüthende Pöbel es besonders abgesehen. Um so heiliger aber ward er von der Gemeinde selbst gehalten; denn wie eine Chronik von Stein erzählt er in seinen bis heute conservirten Denkmälern ihre ganze Geschichte. Die Todten von nachweislich 12 Jahrhunderten schlafen hier; der älteste Grabstein ist der von „Sara, Gattin des Aaroniten Joseph“, er hat die Jahrzahl „366 des 5. Jahrtausends“ oder 606 nach christlicher Zeitrechnung. Der zweit- und drittälteste Grabstein ist der von „Josuah, Sohn des Jehuda“, aus dem Jahre 942 und der von „Schöndl, Gattin des Gabriel“, aus dem Jahre 980. Mit welcher Beredsamkeit sprechen diese Steine zu uns, schwarz von einem Jahrtausend und immer noch erkennbar in ihrer Form und Inschrift. Und doch ist der Friedhof älter als selbst sie; glaubwürdige Zeugnisse, die nicht zu bezweifeln sind, Grabsteine, die zum Unterbau der Karlsbrücke, zur Errichtung von Schanzen

verwendet wurden, machen es wahrscheinlich, daß er bis in das 4. Jahrhundert zurückdatirt werden kann. Die Seele erbebt vor der Höhe eines solchen Alters, das uns nicht etwa nur traumhaft vorschwebt, sondern sichtbar umgibt und eine fast schauerliche Wirklichkeit für uns wird. Eine Gräberstätte wie diese gibt es nicht zum zweiten mal in der Welt: Todte wurden hier zu Todten getragen, bis auf Kaiser Joseph's Geheiß dieser Friedhof geschlossen und der Pietät der Gemeinde, dem Schutze der Behörden empfohlen ward; aber noch heute werden hier in der Nähe der tausendjährigen Gräber die Bahren und Geräthschaften aufbewahrt, mit denen man die jüdischen Todten seitdem auf einem weiter entfernten Gottesacker bestattet. So lange also sind die Juden in Prag ansässig; sie hatten hier schon seit Jahrhunderten festen Fuß gefaßt, als die Böhmen noch abwechselnd Christen und Heiden und ihre Herzoge bald Heilige und bald Mörder waren. Von den alten Götzendienern, wie es scheint, wenig behelligt, wurden sie von dem Christenthume aus den übrigen Theilen Prags zurückgedrängt auf den Umfang der heutigen Judenstadt, und hier auf engem Raume, zwischen den Häusern, in denen sie wohnten, begruben sie ihre Todten von Geschlecht zu Geschlecht, eine Schicht immer über die andere häufend, einen Friedhof über den andern, bis der Boden wuchs und die Grabsteine dicht standen wie Schilf am Wasser oder Aehren eines Getreidefeldes. Gleich am Eingange rechts ist ein hoher, breiter vermauerter Hügel: er enthält die Leichen vieler Tausende von Kindern, Neugeborenen, die vor dem achten Tage starben; ein ganzer Berg des Todes. Neben dem Friedhofe liegt eine alte Synagoge, die Klaussynagoge, welche im 16. Jahrhundert unter Kaiser Rudolf noch die gleiche Höhe mit demselben hatte; jetzt ist rings

um sie der Gräberboden so hoch gewachsen, daß er wie ein Wall durch die Fenster schaut und die ersten Stockwerke der benachbarten Häuser erreicht. So haben viele Jahrhunderte jüdischen Lebens ihren Staub hier miteinander gemischt; aber die Gedenksteine sind immer aus der Tiefe mit emporgegraben worden, und dicht nebeneinander, stehend, liegend, halbeingesunken oder sich gegenseitig stützend, schwarz und moosig, ragen sie aus dem Grase, das wild und üppig um sie wuchert, aus hundertjährigem Unkraut, das über den Hügeln hinkriecht, aus Gestrüpp und Gebüsch und Farrnblättern. Ueber ihnen erhebt sich ein ganzer Wald von Hollunderbäumen; niemand hat ihn gepflanzt, er ist von selbst gekommen, mit dem Winde, der ihn hierher getragen; aber im Frühling, in den Monaten Mai und Juni, wenn er blüht, breitet er seine weißen Dolden über den eingesunkenen Gräbern aus und erfüllt den stillen Ort und die ganze Nachbarschaft mit seinem Dufte. Und dann in den Mondscheinnächten rauscht und webt und flüstert es seltsam in dieser blühenden Wildniß; im silbernen Lichte schwanken die Schatten, und wer dann hierher käme, könnte wol geisterhafte Mär vernehmen. Hierauf im Sommer und Herbst leuchten die dunkelrothen Beeren durch das Laub, und die Vögel des Himmels fliegen herbei, an ihnen zu picken. So ist immerfort Leben über diesen Gräbern. Jetzt aber im Vorfrühling, in der Dämmerung eines Aprilabends, als ich den Hollunderwald sah, war er noch nackt; seine knorrigen, harten Wurzeln wuchsen, sie spaltend, aus den Leichensteinen, und seine dürren Zweige in phantastischen Verschlingungen umkrallten die sinkenden Splitter und hielten sie fest zusammen. Auf den meisten sind Inschriften und Zeichen noch leserlich; zwei Hände, die Daumen aneinandergelegt, bezeichnen das Grab

eines Todten vom Priesterstande, eine Gießkanne das eines Leviten, eine Weintraube das eines Angehörigen des Stammes Israel. Eine weibliche Figur sagt uns, daß wir vor dem Grabe einer Jungfrau, und wenn sie eine Rose trägt, daß wir vor dem Grabe einer jungfräulichen Braut stehen. Ein Wolf, ein Bär, ein Vogel, eine Taube deuten auf die spätere Zeit, wo die Juden schon anfingen, außer den alttestamentarischen unterscheidende Geschlechtsnamen zu führen. Viele von den Grabsteinen sind auf dem obern Rande mit kleinen Kieseln bedeckt: es sind Zeichen der Verehrung und des Andenkens, hier niedergelegt, wie die Christen ihre Gräber mit Blumen und mit Kränzen schmücken. Immer noch bildet der prager Friedhof eine Pilgerstätte für fromme Juden aus allen Gegenden der Welt; und keiner wird ihn verlassen, ohne diesen Tribut niederzulegen auf den Grabsteinen des hochberühmten Simon Spiro oder der Frau Schmiles von Treuenberg, deren Wappenschild mit dem böhmischen Löwen und den drei Sternen die traurige Geschichte ihres in den Sturz Wallenstein's verwickelten Mannes zurückruft, oder des Rabbi Löwy, des Wunderthäters, und seiner Schüler, die neben ihm in langer Reihe bestattet liegen, oder des schwergeprüften Mardochai Meisel, der zwei Synagogen gebaut und viele Stiftungen gemacht, die noch heute unter seinem Namen fortbestehen. Bis in eine noch nicht entfernte Zeit, in der That so lange, als es ein von allen staatlichen und gesellschaftlichen Beziehungen getrenntes jüdisches Leben gab, war Prag einer von den Mittelpunkten desselben, seine Hochschule und geistige Nährerin; wie dies z. B. aus dem Toleranzpatent Joseph's II. (vom Jahre 1782) hervorgeht, welches der „in Wien wohnenden Judenschaft" nicht erlaubt, „eine eigene Buchdruckerey zu ihren Gebet- und

andern hebräischen Büchern zu errichten", sie vielmehr mit ihren nothwendigen Bestellungen desfalls „an die hinlänglich zureichende Druckerey in Böheim" anweist. Dankbar daher ward Prag als eine „Mutter in Israel" verehrt, und viele von den jetzt noch blühenden großen jüdischen Familien in Oesterreich und Deutschland, in Wien, Berlin und Hamburg leiten ihren Ursprung und Namen aus der dortigen Gemeinde ab.

An ehrwürdigem Interesse dem Friedhofe gleich, an Alter ihm vielleicht überlegen ist die Altneuschule, erstерm gegenüber, wo die Hampaßgasse auf die Rabbinergasse stößt. Es ist ein uraltes Gebäude; sie war neu zu einer Zeit, die sich jeder menschlichen Berechnung entzieht, und galt schon für alt, als sie vor mehr als siebenhundert Jahren renovirt werden mußte. Seitdem hat keines Menschen Hand mehr an sie gerührt; denn wie auf dem Gottesacker nichts gepflanzt und nichts gerodet wird außer dem, was er selber — „der Heilige, gelobt sei er!" — hier auf seinem Acker säet und blühen und verschwinden läßt, so soll auch an seinem Tempel nichts verändert werden. Schwarz von Alter und Feuchtigkeit steht er da, die Wände nicht getüncht seit Jahrhunderten. Ueber mehrere Stufen steigt man nieder in die vollkommene Dunkelheit einer Vorhalle; eisige Luft weht dem Eintretenden entgegen und ewige Dämmerung aus dem innern Raume. Kaum erkennbar ist das: „Gott ist einzig und sein Name einzig" an dem Nordende, schwarz auf schwarz; nur das Licht, das zum Andenken an die Todten hier schon brannte, als vom Stephansdome in Wien noch kein Stein stand, wirft seinen zitternden jahrtausendalten Schein zu uns herüber. Der Sage nach ist diese Synagoge von den ersten Juden, die hierher aus Palästina kamen, gebaut worden, und ihre

Grundmauern sind Steine von dem Tempel Salomonis, welchen Titus, „der Bösewicht", zerstört. Einige wollen annehmen, daß die Juden bei ihrer Einwanderung diesen Bau in seiner ersten, ursprünglichen Gestalt vorfanden und zu ihrem Gottesdienste benutzten; als historisch begründet gilt, daß die Synagoge schon im 6. Jahrhundert existirte und in einem Neubau des 12. Jahrhunderts die Gestalt erhielt, in der wir sie heute noch sehen: frühe Gothik mit Spitzbogen, Pilastern und schmalen Fenstern. Ueber dem „Al-Memor", einer Art von Tribüne, wie sie sich in jeder Synagoge zum Vorlesen der Thora befindet, ist eine Fahne befestigt, ein Geschenk Kaiser Karl's IV., mit dem „Schilde David's", einem sechseckigen Stern und Schwedenhute, von Lorbern und Weinblättern umschlungen — das Wappen der Gemeinde, welches Kaiser Ferdinand II. dieser wegen ihrer Tapferkeit bei der Vertheidigung Prags verlieh und welches sie seitdem unveränderlich führt. Dieses alles theilte mir der „Schammes" oder Gemeindediener mit, ein kleines, bewegliches Männchen mit einem großen Hute, welcher schon Kaisern und Königen hier die Honneurs gemacht und daher mit mir bald fertig wurde. „Jetzt werde ich zwei Minuten sprechen", sagte er, „und dann können Sie zwei Stunden sprechen."

Allein selbst wenn ich von diesem Privileg hätte Gebrauch machen wollen, es wäre wenigstens an diesem Abend nicht mehr gegangen. Denn schon trat ein anderer Schammes herein, der die Lichter zu entzünden anfing, und durch die Gassen der Judenstadt wurde gerufen, daß das Fest nun beginne. Bald kamen denn auch die Männer herein, einige vom Alter gebeugt in langen, kaftanartigen Röcken und Pelzmützen, andere in modernen Anzügen, auch einige jüdische Soldaten, und nicht lange, so war das kleine Got-

teshaus gefüllt mit einer andächtigen Versammlung, und die Lichter strahlten, und ich hörte die alten Gesänge wieder — Klänge so alt und ergreifend wie diese Wände selber, die nun am Abend im festlichen Glanze leuchteten. In ferne, längstvergangene Zeiten ward ich versetzt, und als das Gebet zu Ende und die Beter auseinandergingen und sich die Hände schüttelten und „Gut Jonteff, gut Jonteff" (fröhlichen Festtag) wünschten, da hätte ich mit ihnen gehen mögen in ihre alten, dunkeln Häuser, in denen die Feiertagslampen hell brannten, hätte Mazzes mit ihnen essen und Koscherwein trinken mögen, obgleich ich letzterm niemals besondern Geschmack habe abgewinnen können.

Als das Fest vorüber, an einem Sonntagsmorgen, kam ich noch einmal in die Judenstadt. Jetzt herrschte wieder reges Leben in derselben; alle Läden waren auf, und in einem jüdischen Kaffeehause sah ich einen Mann, der es sich bequem gemacht und mit einer Miene voll stillen Triumphes (denn außer mir beobachtete ihn niemand, und mich bemerkte er nicht) in der einen Hand eine Mazze und in der andern Hand ein Kipfel hielt. Dann ging ich zur Altneuschule, und, mit dem Rücken an die Wand des alten Rathhauses gelehnt, blickte ich hinüber zu der Synagoge mit dem hohen, steilen Dache. Alle Legenden der Kindheit wurden mir wieder lebendig. Dort oben unter dem Dache haben sie vor einigen Jahren ein kleines aus Lehm geformtes Männchen gefunden und sogleich begraben: den sogenannten „Golem", das Gebilde des wunderthätigen Rabbi Löwy, der einen Talisman besaß in Gestalt eines Streifens Pergament, auf welchen der Name Gottes geschrieben war. Wenn er das dem Männchen unter die Zunge legte, so fing es an zu leben, konnte gehen, sich setzen und wieder aufstehen. Immer aber am

Freitag Abend, bevor es Nacht geworden und der Sabbat begann, nahm er „das Wort, das Gottes Wesen nennt", dem Männchen aus dem Munde. Denn am Samstag, wo jede Creatur des Zwanges ledig ist, würde, dem Willen des Rabbi nicht mehr unterworfen, auch der Golem sich haben frei bewegen können; das Geschöpf würde sich gegen den Schöpfer empört und, der Menschenkraft spottend, während des ganzen heiligen Tages in wilder Zerstörungslust gerast haben. Einmal aber, so geht die Sage, vergaß Rabbi Löwy, das Blättchen aus dem Munde des Golem zu entfernen, und er war schon in der Synagoge und das Abendgebet bereits angestimmt worden, als er sich des Versäumnisses erinnerte. Graus und Entsetzen ergriff ihn, denn draußen hatte das Ungethüm auch schon seinen Spuk begonnen. Zum Glück aber war es noch nicht völlig Nacht geworden, und im letzten Augenblick noch gelang es dem Rabbi, die Lehmgestalt ihres unheilvollen Zaubers zu berauben, worauf sie sogleich leblos zurücksank. Niemals wieder hat er seitdem sein eigenes Gebilde berührt; man trug es hinauf auf den Speicher der Synagoge, und dort unter „heil'gen Trümmern aller Art" lag es jahrhundertelang, lag es noch, als ich diese Geschichte zum ersten mal las.*) Dreißig Jahre sind seitdem abermals vergangen,

---

*) „Das Buch der Sagen und Legenden jüdischer Vorzeit", von Abraham M. Tendlau (dritte Auflage, Frankfurt a. M., Kauffmann, 1873, S. 16—18 und 104). In erneuter Gestalt und greifbarer Wirklichkeit trat dieses Buch, welches seit seinem ersten Erscheinen und mit der Kindheit selber mir beinahe zum Märchen geworden, jüngst wieder vor mich hin; und ich ergreife diese Gelegenheit, dem würdigen Verfasser dafür zu danken, da denjenigen, der es mir einst zum ersten mal gegeben, mein Dank nicht mehr erreichen kann!

und da haben nun einmal, so sagte mir mein Gewährsmann, der Schammes, ein paar junge Taugenichtse, wahrscheinlich in der Trunkenheit, eine Leiter an das Dach gelegt, sind hinaufgestiegen, auf dem Boden umhergekrochen, haben nach dem Thongerippe gesucht, es zuletzt wirklich entdeckt und zum Entsetzen aller mit heruntergebracht.

Da war es also, das Wunder, von welchem ich damals in meinen Knabenjahren staunend und schaudernd gelesen — und jetzt im Morgensonnenscheine stand es wieder vor mir, obwol der bewußte Schammes mir auseinandersetzte, daß es nur ein „Automat" gewesen; sie hätten es aber dennoch rasch und heimlich unter die Erde gebracht, um jeden Misbrauch zu verhüten. Niemand außer einigen alten Männern in der Gemeinde wüßte den Platz, wo man es verscharrt habe, und mit diesen, „wenn sie über hundert Jahre sterben", sagte der Schammes (obwol sie schon heute nicht mehr weit von den hundert entfernt sein mögen), soll das Geheimniß begraben werden. Alte Frauen, siebzigjährige, mit verschossenen Sammtjacken und Kopftüchern, hatten sich um den Eingang der Synagoge versammelt — ein junger eleganter Mann mit einer langen Cigarre, die in einer noch längern Cigarrenspitze steckte, promenirte vor mir auf und nieder, und auf einem benachbarten Platze schlugen mit lustigem Jauchzen die Kinder einen Ball, der zuweilen bis über das Dach der Altneuschule flog.

Mein letzter Besuch galt dem jüdischen Rathhause; man ließ mich mit großer Höflichkeit die Registratur mit ihren Folianten in Leder sehen und führte mich in den Sitzungssaal, dessen Wände unter anderm mit den Porträts des Kaisers von Oesterreich und Sir Moses Montefiore's geschmückt sind. Wie lange ist es her — nicht viel mehr

als hundert Jahre, da ritt ein Mann aus Prag, ein gewisser Salomon Koreff, nach Wien, um dort eine Audienz zu erwirken und Fürbitte einzulegen bei Maria Theresia für die prager Juden, welche die Kaiserin mit dem Verbannungsedict belegt, weil jene angeblich mit den Preußen conspirirt haben sollten. Durch die Vermittelung eines ihrer Minister ward die Audienz bewilligt; aber die Kaiserin wollte den Juden nicht sehen, und deswegen ward eine spanische Wand zwischen beide gestellt. An diese Wand, wie Jeiteles in seiner interessanten Schrift: „Die Cultusgemeinde der Israeliten in Wien", erzählt, mußte Koreff seine Bitten richten; und als er, vom Eifer hingerissen, seine Stimme ein wenig zu laut erhob, herrschte der Minister ihm zu: „Jud', schrei Er nicht!" worauf er antwortete: „Nicht ich bin es, der schreit; es ist die Schmach von zehntausend Unglücklichen, die aus mir zum Himmel schreit!"

Die Juden können sich nicht länger beklagen, jene Stimme ist gehört worden; und als ich über Treppen zuerst, über Leitern dann, durch Staub und Spinnengewebe zu dem Rathhausthurme emporgeklommen war und unter mir die Judenstadt lag und aus der steinernen Häusermasse der Widerhall des Lebens zu mir emporstieg und von fern und nah das Geläute der Sonntagsglocken hineinklang, da sagte ich: „Schlaft wohl in euern Gräbern! Der Messias ist gekommen, und der Messias ist die neue Zeit!"

Ganz weit durch den Horizont zog ein feines Rauchwölkchen. Es war der Zug, der nach Wien ging.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.